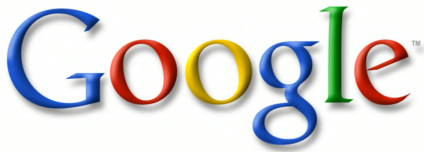

Google

Oesterreichische

Geschichte für das Volk.

XV.

Kaiser Franz

vom Antritte seiner Regierung bis nach dem Frieden von Luneville

1792—1803.

Von

Karl Werner.

Wien, 1866.

Im Commissions-Verlage von Prandel & Ewald.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Kaiser Franz

vom Antritte seiner Regierung

bis

nach dem Frieden von Luneville

1792—1803.

Von

Karl Werner,
k. k. Gymnasial-Professor in Iglau.

Wien, 1866.
Im Commissions-Verlage von Prandel & Ewald.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Herausgegeben vom Vereine zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung (Volksschriftenverein).

Inhalt.

I.

Vom Regierungsantritte des Kaisers Franz bis zum Verlust der österreichischen Niederlande.

1.

Regierungsantritt und Krönung.

Nicht leicht bestieg ein Herrscher unter schwierigeren Verhältnissen den Thron, als der erst vierundzwanzig Jahre zählende Kronprinz Franz, nachdem sein Vater Kaiser Leopold II. am 1. März 1792 plötzlich gestorben war. Die Erbländer fühlten noch die Nachwehen jener Stürme, welche gegen die überstürzten Reformen Kaiser Joseph's II. ausgebrochen waren und die Leopold mit klugem Sinn und milder Hand fast durchwegs zu beschwichtigen gewußt hatte.

Dagegen war im Westen Europas ein Gewitter im Entstehen begriffen, dessen Donnerschläge den alten Erdtheil grollend und murrend durchzitterten und das die Herzen und Gemüther mit banger Ahnung erfüllte. Ausgehend von der Bekämpfung wirklicher Uebel im Staate hatten die Volksvertreter Frankreichs allmälig mehr Befugnisse an sich zu reißen gesucht und ihre

Forderungen überstiegen nach und nach das Maß des Vernünftigen. „Freiheit und Gleichheit“ waren die Losungsworte, die leider bald gleichbedeutend werden sollten mit Gesetzlosigkeit und Verachtung alles Großen, Schönen und Edlen. Frankreich glich einem gährenden Vulcane, dessen Ausbruch zwar vor der Hand in engen Grenzen zu bleiben schien, der aber bald auch die benachbarten Gegenden mit seinen glühenden Lavaströmen zu überschwemmen drohte. Gegen diese Verwüstungen aufzutreten konnte eben sowohl als eine Aufgabe der Klugheit, wie als eine Forderung der Gerechtigkeit gelten, und das Geschick schien den jungen König Franz auserwählt zu haben, diese Aufgabe zu erfüllen.

Geboren am 12. Februar 1768 in Toscana, umgaben ihn von Jugend auf nur Bilder eines wohlregierten Volkes; das kleine Land erblühte unter der milden und verständigen Leitung Leopold's in so herrlicher Weise, daß es von dem ganzen übrigen Italien beneidet wurde. Die Erziehung des jungen Prinzen ward von dem Grafen Franz Colloredo geleitet und von den Grundsätzen des Kaisers Leopold getragen, der seine Kinder vor allem zu Menschen heranziehen wollte; denn Fürsten seien sie ohnehin schon. So wurde Franz sorgfältig in allen Wissenschaften unterrichtet, sein Geist und Gemüth wurden ausgebildet und er lernte die Menschen, die er einst beherrschen sollte, als Wesen kennen, von denen sich ein künftiger Gebieter nicht vornehm abschließen dürfe, sondern deren Leiden und Freuden, deren Befürchtungen und Hoffnungen er zu seinen eigenen machen müsse.

Vom Geschicke war aber der junge Prinz zu höheren Dingen bestimmt, als zum Herrscher über das kleine italienische Land. Kaiser Joseph hatte nämlich keine Leibeserben und es mußte bei seinem Tode die österreichische Monarchie an Leopold

und dessen Nachkommenschaft fallen: Grund genug für den alles vorsorgenden und unermüdlich thätigen Kaiser, schon von vornherein daran zu denken, seinen Neffen aus dem kleinen Anschauungskreise, den er in Toscana erhalten konnte, heraus zu reißen und ihm jenen Ueberblick zu gewähren, der für den einstigen Beherrscher der österreichischen Monarchie von Nothwendigkeit war.

Seit dem Jahre 1784 sehen wir demnach den damals sechzehnjährigen Prinzen an der Seite Kaiser Joseph's, der ihn in die Staatsgeschäfte einweihte, der ihn mitnahm in den Krieg gegen die Türken und der keine Gelegenheit versäumte, den Geist und das Herz seines Pfleglings zu bilden. An Joseph's Seite und unter dessen Aufsicht lernte Franz erkennen, daß die Zeit reformbedürftig sei und daß auch im österreichischen Staatencomplexe grundsätzliche Aenderungen zum Glücke der Völker vorgenommen werden müßten. Zugleich aber mochten ihn die Aufstände in Ungarn und den Niederlanden, der Mißmuth Böhmens und Mährens und die bedenkliche Stimmung der anderen Provinzen lehren, daß ein aufgedrungenes Glück kein Glück sei und daß auch die besten und edelsten Neuerungen, wenn sie Wunden schlugen statt heilten, bei den Völkern statt des Dankes nur Unwillen hervorbringen.

Er fühlte dies in der kurzen Zeit, als er nach Joseph's Tode bis zum Regierungsantritte Leopold's die Staatsgeschäfte mit Kaunitz leitete; er fühlte es, als er sah, wie sein Vater fast alle Lieblingsplane Joseph's wieder auflassen mußte, um den Völkern das, was sie ihr Glück nannten, zurückzugeben. Die Bewohner seines großen Staates gehörten verschiedenen Nationen an, ihr Bildungsgrad war ungleich, ihre Bedürfnisse mannigfach. Die Stammeseigenthümlichkeiten, die sich trotz des Bewußtseins inniger Zusammengehörigkeit lebhaft erhalten

hatten, durften nicht ungestraft verletzt und angegriffen werden; alte Rechte und Gewohnheiten konnten, auch wenn sie dem Geiste einer neuen Zeit nicht mehr entsprachen, denn doch nicht mit Einemmale ausgemerzt werden. Ein kluges Nach und Nach und eine Achtung vor dem Bestehenden mußten also in den Grundsätzen des Monarchen liegen.

Dabei mußte er aber auch die Herzen seiner Völker zu gewinnen trachten, und in dieser Hinsicht bewies sich Franz vollkommen auf seinem Platze. Die schlichte bürgerliche Erziehung, die er sowohl am Hofe seines Vaters als auch später durch Kaiser Joseph erhalten hatte, bewahrten ihn vor jenem Triebe zum Luxus und zur Verschwendung, welcher in Frankreich so unselige Folgen nach sich gezogen hatte. Tiefe Sittlichkeit und strenge Religiosität zeichneten den Monarchen aus und hielten ihn gleich fern von einer seichten Aufklärerei, wie sie in Paris Mode geworden war, und von einer unlauteren Frömmelei und Bigotterie. Auch als Hausvater und im Familienkreise mußten ihn seine Völker achten lernen.

Er erkannte, daß nichts die Liebe der Völker zum Throne leichter und besser hervorriefe und fester hielte, als das Vertrauen, welches der jeweilige Herrscher den Unterthanen von seiner Seite entgegenbringe. Deshalb setzte er nicht nur die schon von seinen Vorfahren angeordneten Audienztage, an denen sich jeder Bittende dem Throne nahen konnte, fort, sondern vermehrte dieselben sogar. Deshalb war eines seiner ersten, schon am 9. März erlassenen Gesetze das Verbot, geheime Denuntiationen anzunehmen, die unter Kaiser Leopold leider gang und gäbe geworden waren und die mit dem Principe der Gerechtigkeit im furchtbarsten Widerspruche standen. Auch hatte er zugesagt, daß er in dem mit Frankreich bevorstehenden Kriege seine Unterthanen mit außerordentlichen Lasten verschonen würde — Dinge, welche

ihm die Herzen der Völker entgegenbrachten. Dies bewiesen auch dieselben bei der Huldigung, die ihm am 25. April zu Wien mit Jubel und Enthusiasmus geleistet wurde. Aber auch er zeigte dabei seinen schlichten und wohlwollenden Sinn, indem er die bei einer solch feierlichen Gelegenheit üblichen verschwenderischen Feste abbestellen und das dafür ausgesetzte Geld den Armen zuwenden ließ.

Am 8. Juni erhielt er die Krone des heil. Stephan zu Ofen, nachdem er schon früher feierlich erklärt hatte, die Constitution treu halten zu wollen, und zwei Tage später wurde auch seine Gemalin Maria Theresia, eine Tochter des Königs Ferdinand von Neapel, als Königin von Ungarn gekrönt. Am 11. desselben Monats wurde ihm als Grafen v. Hennegau zu Mons und zu Namur gehuldigt. In Prag ließ er erst bei seiner Rückkunft von der deutschen Kaiserwahl sich am 9. August mit den böhmischen Reichs-Insignien krönen. Die Würden aller seiner Vorgänger in seiner Person vereinigend, hielt er am 19. August seinen feierlichen Einzug in Wien. Auch bei dieser Gelegenheit verbat er sich jedes unnütze Geldausgeben und ließ die Summen, die sonst vom Großhändler-Gremium und von der Stadt für Errichtung von Triumphpforten bestimmt waren, zur Niederreißung der häßlichen, an dem Stephansdome angebauten Marktbuden verwenden. Ein paar Tage darauf wurde dem Kaiser ein Kupferstich überreicht, auf dem der neu hergestellte Platz dargestellt war und welcher die Aufschrift trug: „Dem Andenken Franz II., neugekrönten römischen Kaisers, der durch Erweiterung und Verschönerung dieses Platzes die Zierde seiner Hauptstadt, die Bequemlichkeit seiner Bürger Ehrenbogen vorzog, gewidmet“.

2.

Allianz zwischen Oesterreich und Preußen.

Als Franz die Zügel der Regierung ergriff, begann am Hofe zu Wien jene Partei, die sich dem Kriege zuneigte, die Oberhand zu gewinnen. Der junge Herrscher, obgleich er nicht nach dem Ruhme des Feldherrn geizte, da ihm, wie er wohl wußte, kriegerische Talente versagt waren, scheute doch einen Kampf, den er für nothwendig hielt, nicht so sehr wie sein Vater und hielt es für seine Pflicht, den Ausschweifungen der Demokratie, wie sie sich in Frankreich immer mehr ausbreitete, entschieden entgegen zu treten. Man hatte an der Seine den Hauptgrundsatz, auf den bisher sämmtliche Staaten gebaut waren, umgestürzt; von unten auf sollte das Reformwerk beginnen, das man bis zu diesen Tagen höchstens von den Thronen aus erwartet hatte und je mehr der jugendliche Monarch ein Zögling Kaiser Joseph's gewesen war, desto mehr mußte er sich mit Abscheu von den neuen Lehren abwenden, welche alles Gewohnte aufzulösen drohten. Dabei wollte er übrigens nicht etwa den Absolutismus in Frankreich wieder herstellen, sondern er wünschte blos solche Bürgschaften, daß die übrigen Staaten nicht durch Galliens drohende Stellung beunruhigt und das Gleichgewicht Europas nicht gestört würde, das durch die dem Papste zugefügte Wegnahme Avignons und durch die willkürlichen Besitzstörungen der deutschen Fürsten am linken Rheinufer ernstlich in Frage gestellt war.

Diese Gesichtspuncte waren in der Note enthalten, welche der geheime Hof- und Staats-Vicekanzler Graf v. Cobenzl am 4. April 1792 nach Paris sandte, um das barsch geforderte Ultimatum des französischen Ministers Dumouriez zu beant-

worten. Die herrschende Partei in Frankreich wollte Kampf um jeden Preis und Ludwig XVI. durfte schon längst nicht mehr frei handeln oder mochte vielleicht insgeheim auf einen Krieg gegen Frankreich seine eigene Rettung bauen. Deshalb sprach er in der Sitzung vom 20. April 1792 die Kriegserklärung gegen „Franz, den König von Böhmen und Ungarn" aus und beschwor damit jenen gewaltigen Streit herauf, der länger als ein Vierteljahrhundert ganz Europa erschüttern sollte.

In Preußen war man damals vielleicht noch feuriger für den Kampf gestimmt, als in Oesterreich. Zwar war man in beiden Ländern noch wenig gerüstet; allein man konnte den ersten Feindseligkeiten mit Beruhigung entgegen sehen, da man wußte, wie tüchtig die zur Vertheidigung aufgestellten Truppen seien und da man auf die französischen Nationalstreiter nur mit Verachtung herabsah. Denn nach dem Ausspruche der Emigranten, denen man zu sehr traute, kämpften nur neugeworbene Leute ohne Kriegserfahrung in den Reihen der Franzosen, die noch überdies durch ihren Freiheitsschwindel jedem militärischen Gehorsam Hohn sprachen. In der That schien es beim ersten Zusammentreffen der Oesterreicher und Franzosen, als ob die Emigranten Recht behalten sollten.

Dumouriez hatte seiner Kriegserklärung rasch die That folgen lassen, indem er durch Ueberrumpelung Sieger zu sein hoffte. Längst standen an den Grenzen Truppen bereit, um in den Niederlanden einzufallen, deren Bewohner man mit Oesterreichs Regierung unzufrieden wähnte und von denen man glaubte, daß sie ihre „Befreier" mit offenen Armen aufnehmen würden. Schon am 29. April, als kaum noch der Courier mit der Kriegserklärung in Wien angelangt war, fielen die Franzosen in die österreichischen Niederlande ein. Rochambeau, der das Nordheer befehligte, ließ an diesem Tage zwei Abtheilungen vorrücken:

die Eine unter Anführung des General Biron sollte, etwa 12.000 Mann stark, von Valenciennes nach Mons, die zweite unter General Dillon in einer Stärke von 3000 Mann gegen Tournay dringen, indeß Lafayette, der in Metz stand, über Givet nach Namur gehen und sich von da entweder nach Brüssel oder nach Lüttich wenden sollte.

Biron rückte in der That auf Mons los und wurde bei Jemappes der ersten Oesterreicher ansichtig, die etwa 3000 Mann stark waren. Kaum sahen die Franzosen den Feind, den sie, viermal stärker, vernichten konnten, als die Cavallerie plötzlich die Flucht ergriff, die Infanterie mit sich riß und den Oesterreichern die gesammten Kriegsvorräthe in den Händen ließ. Noch feiger hatten sich die Truppen Dillon's benommen, die gleichfalls vor dem österreichischen Militär Reißaus nahmen und erst in Lille wieder zum Stehen gebracht werden konnten, wo sie ihren Führer unter dem Vorwande, er habe sie verrathen, ermordeten. Nun unterließ auch Lafayette, der am 30. April vorrücken sollte, seinen Zug.

Kann es uns nach solchen Vorgängen Wunder nehmen, daß man in Preußen, das seine Kriegserklärung am 26. Juni nach Paris gesendet hatte, sich der Hoffnung hingab, bald mit den Insurgenten in Frankreich fertig zu werden; daß der Generalmajor Bischofswerder sich zu der leichtsinnigen Aeußerung an seine Officiere hinreißen ließ: „Kaufen Sie nicht zu viele Pferde, meine Herren, die Komödie wird bald aus sein", und daß selbst der Herzog von Braunschweig von einer Expedition nach Frankreich nur wie von einem „militärischen Spaziergange" sprach?!

Letzterer war dazu auserseshen worden, den Oberbefehl über die verbündeten preußischen und österreichischen Truppen zu führen. In der That schien auch keine Persönlichkeit geeigneter

zu einem solchen Posten, als eben Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. An seinen Namen knüpfte sich der Ruhm großer Siege im siebenjährigen Kriege und es schien sich in ihm, der aus der Schule des Königs Friedrich II. stammte, die sprichwörtlich gewordene Unüberwindlichkeit der preußischen Armee wie in einem Brennpunct zu vereinen. Wer freilich tiefer blickte, dem konnten so manche Bedenklichkeiten in der Wahl dieses Mannes nicht entgehen. Ein Gegner der preußisch-österreichischen Allianz, ein Feind der großsprecherischen Emigranten, war er einmal gar nicht mit ganzem Herzen bei der Sache, die er vertheidigte; dann war er gewohnt, seine eigene Ueberzeugung der des Königs aufzuopfern, wodurch seine ganze Stellung etwas schwankendes und unsicheres erhielt, und endlich war er noch in der alten Kriegsschule aufgewachsen und konnte kaum dem neuen rührigen Geiste, der in Frankreich erwacht war, Stand halten. Ueberdies verzögerte sich der Angriff, da die Zurüstungen der Alliirten noch nicht beendet waren; auch sollte das deutsche Reich zur Mitwirkung aufgefordert und endlich der Kriegsplan festgesetzt werden. Durch alle diese Dinge wurde der günstige Augenblick des Handelns versäumt und den Franzosen Zeit gelassen, sich von ihrem ersten Schrecken zu erholen.

Was das deutsche Reich anbelangt, so waren in diesen Tagen der Zurüstung die Bevollmächtigten der Kurfürsten zu Frankfurt am Main zusammengetreten, um die Wahl des deutschen Kaisers zu veranlassen. Diese Wahl, die fast blos Ceremonie war, fiel auf den König von Böhmen und Ungarn, als römisch-deutschen Kaiser Franz II. (5. Juli), und die Krönung fand am 14. desselben Monats ohne großen Aufwand statt. Wenige Tage später traten Kaiser Franz, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, viele fürstliche, gräfliche und

adelige Personen zu einem Congreß in Mainz zusammen. Hier wurden mitten unter den sich drängenden Festlichkeiten, in denen sich zum letzten Male die Herrlichkeit des Reichs zeigte, Berathungen gepflogen und der bereits früher vereinbarte Kriegsplan völlig ins Reine gebracht. Er bestand im Wesentlichen darin, daß die das Hauptheer bildenden Preußen längs der Mosel nach Verdun und von da über Chalons nach Paris ziehen sollten, während zwei österreichische Corps am Ober- und Mittelrhein die französischen Grenzen zu bedrohen bestimmt wurden. Drei andere österreichische Corps sollten theils die rechte Flanke des Hauptheeres bilden, theils von den Niederlanden aus Einfälle in den Norden von Frankreich machen.

Das deutsche Reich konnte zu keiner Thätigkeit vermocht werden, und wenn auch der eine oder andere der Reichsfürsten Zuzug versprach, so war doch an ein einträchtiges Handeln nicht zu denken. Nur Hessen-Cassel schickte einige tausend Mann, die, so wie die Emigranten, beim Hauptheere ihre Verwendung finden sollten.

3.

Feldzug in der Champagne.

So standen die Dinge, als der Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen Herzog Ferdinand von Braunschweig ein aus seinem Hauptquartier zu Coblenz vom 25. Juli 1792 datirtes Manifest erließ, das von einem Emigranten entworfen war. Es enthielt die Aufforderung an die Franzosen, zum Gehorsam unter ihren König zurückzukehren und bedrohte mit schweren Strafen Alle, die sich widersetzen würden. Die Obrigkeiten wurden für alle Unordnungen, denen sie nicht steuerten, persön-

lich verantwortlich gemacht; Paris mußte insbesondere für die Sicherheit des Königs und dessen Familie haften, indem die geringste Mißhandlung an den erhabenen Personen durch eine exemplarische Züchtigung und durch den Untergang der ganzen Stadt gerächt werden sollte.

Dies Manifest hatte der Herzog, der damit nicht einverstanden war, nur unwillig unterzeichnet; auch war die Wirkung, die es in Frankreich hervorbrachte, dem beabsichtigten Erfolge vollkommen entgegengesetzt. Nun wurde der Geist des Umsturzes völlig entfesselt, und da überdies auf die Drohung der Verbündeten nicht augenblicklich die That folgte, so wurde von den wüthenden Jacobinern jener schreckensvolle 10. August in Scene gesetzt, wo die Tuilerien gestürmt, die königliche Familie gefangen gesetzt, das Königthum selbst aufgehoben und die Einberufung eines Nationalconvents angeordnet wurde.

Inzwischen hatte sich der Herzog von Braunschweig von Coblenz aus in Bewegung gesetzt, nachdem der preußische König und Kronprinz beim Heere angelangt waren; sein Vorrücken aber war so langsam, daß er zwanzig Tage brauchte, um zur französischen Grenze zu kommen. Die alte Art und Weise der Armeeverpflegung durch Magazine, dann ein großer Troß hinderte jede rasche Bewegung der Truppen. Erst am 19. August überschritt Ferdinand von Braunschweig zwischen Thionville und Longwy die Grenze, um letztere Festung im Vereine mit dem österreichischen General Clerfayt, welcher mit seinem Corps von Namur herabrücken sollte, anzugreifen.

Dieses lange Zögern war Schuld, daß sich der Zustand der französischen Armee bedeutend gebessert hatte. Wäre man unmittelbar nach dem 10. August auf französischem Boden angekommen, so hätte man die zum Theile auf Seite der Republik, zum Theile auf jener der constitutionellen Monarchie stehenden

Generale und ihre Truppen in Zank und Hader gefunden. Namentlich war es Lafayette, welcher, mit dem Treiben der wüsten Demokraten längst unzufrieden, sein Armeecorps nach Paris führen wollte, um den Thron Ludwig's XVI. wieder herzustellen. Allein den Jacobinern, die ihn überwachten, gelang es, die Soldaten zu Gunsten der Republik umzustimmen und so kam es, daß Lafayette mit einigen seiner treuen Anhänger zur Flucht genöthigt wurde, die er am 20. August bewerkstelligte. In Lüttich schon wurde er aufgefangen und nach Olmütz in den Kerker abgeführt, da ihn die Emigranten als äußerst gefährlich bezeichnet hatten.

Aber auch jetzt hätte für die Verbündeten noch viel gewonnen werden können, wenn man rasch vorgerückt wäre, woran freilich die durch Regengüsse bodenlos gemachten Wege großentheils hinderten. Erst am 20. August befanden sich die Preußen vor Longwy, und da der österreichische General Clerfayt mit 15.000 Mann schon am 16. August vor Arlon angelangt war, so vereinigten sich jetzt die Truppen der beiden deutschen Großmächte vor einer Festung, welche, ziemlich gut mit Mannschaft und Kriegsvorräthen versehen, längeren Widerstand befürchten ließ. Allein schon nach zweitägiger Beschießung ergab sich Longwy. Da inzwischen das österreichische Hilfscorps unter Fürst Hohenlohe, das den linken Flügel der Hauptarmee zu decken hatte, nach einigen glücklichen Scharmützeln vor Thionville lagerte, um diesen festen Punct einzunehmen, so war die Verbindung nach allen Seiten hergestellt, worauf der Herzog von Braunschweig besondere Rücksicht nahm. Nun ging es, freilich abermals sehr langsam, weiter gegen Verdun, welche Festung die Alliirten schon am 2. September durch Capitulation in ihre Gewalt bekamen. Schien nun einerseits die schnelle Einnahme dieser beiden Plätze die Meinung der Emigranten zu rechtferti-

gen, daß man mit der französischen Armee leicht fertig werden könne, so war man andererseits bitter enttäuscht über die Stimmung der Bewohner des feindlichen Landes und begann einzusehen, daß man es nicht mit einer bloßen irregeleiteten Partei, sondern mit einer ganzen Nation zu thun habe.

Deshalb war der Herzog von Braunschweig der Meinung, an der Maas stehen zu bleiben und die schlimme Jahreszeit, die sich jetzt in immerwährenden Regengüssen ankündete, abzuwarten, während der König und die Emigranten zum Vorwärtsschreiten drängten. Es war dies ein unseliger Zwiespalt, dessen schon Göthe erwähnt, der im Gefolge des Herzogs von Weimar den Feldzug mitmachte und der mitten in allen Strapazen Muße genug fand, seine Farbenlehre auszuarbeiten. Er schildert diesen Zwiespalt mit folgenden Worten: „Nun sahen wir über Hügel und Thal des Königs Majestät sich eilig zu Pferde bewegend, wie den Kern eines Kometen von einem langen schweifartigen Gefolge begleitet. Kaum war jedoch dieses Phänomen mit Blitzesschnelle vor uns vorbei geschwunden, als ein zweites von einer andern Seite den Hügel krönte oder das Thal erfüllte. Es war der Herzog von Braunschweig, der Elemente gleicher Art an und nach sich zog. Wir nun — obgleich mehr zum Beobachten als zum Beurtheilen geneigt — konnten doch der Betrachtung nicht ausweichen, welche von beiden Gewalten denn doch die obere sei, welche wohl im zweifelhaften Falle zu entscheiden habe? Unbeantwortete Fragen, die uns nur Zweifel und Bedenklichkeiten zurückließen". Diese Zweifel und Bedenklichkeiten theilten viele der Einsichtsvolleren im Heere, während die durch das schlechte Wetter erzeugten Krankheiten den gemeinen Mann entmuthigten. Der Herzog selbst gab endlich den Wünschen des Königs nach und ging vorwärts; da er jedoch nur mit halber Seele bei diesem Unternehmen war,

so wurde jeder rasche Entschluß durch die zögernde Ausführung gelähmt.

Es handelte sich nun darum, den Argonnerwald, der zwischen Verdun und Menéhould den Weg verlegte, zu nehmen, um in die Ebene von Chalons hinabzusteigen. Dieser Wald ist ein weit ausgedehntes Gehölze mit mäßigen Höhen und engen Thaleinschnitten, dessen lehmiger und feuchter Boden schwer zugänglich ist, bei Regengüssen aber in einen undurchdringlichen Morast sich verwandelt. Dumouriez benutzte die Langsamkeit des Herzogs von Braunschweig, um sich früher als dieser der Pässe zu bemächtigen und das Corps Kellermann's, das bei Metz stand, rasch an sich zu ziehen. Noch hätte dies übrigens den Alliirten nicht geschadet; denn durch die Tapferkeit des österreichischen Generals Clerfayt wurde Dumouriez gezwungen, den Paß von Grandpré zu verlassen, und von der Benützung dieses Sieges hing das Schicksal des ganzen Krieges ab. Allein der Herzog von Braunschweig war zu keinem raschen Vordringen zu bewegen und so sammelte Dumouriez seine entmuthigten Truppen wieder und nahm neuerdings Stellung.

Am Morgen des 20. September schien es endlich zu einer Entscheidung zu kommen. Kellermann, der sich bei Valmy aufgestellt hatte, eröffnete auf den Vortrab der Preußen ein lebhaftes Geschützfeuer, das von den letzteren erwiedert wurde. Da nun zufällig ein paar französische Pulverkarren in die Luft flogen, entstand eine solche Verwirrung bei den Feinden, daß sie bei einem ernstlichen Angriffe verloren gewesen wären. Hiezu konnte sich aber der Herzog nicht entschließen. Er wollte eine Schlacht vermeiden und die Franzosen durch eine Kanonade zum Rückzug zwingen, auf dem er sie dann zu verfolgen gedachte. Allein die Franzosen, die sich von ihrem Schrecken bald erholt hatten, hielten Stand, und als Abends die furchtbare gegenseitige

Kanonade aufhörte, hatten die republicanischen Truppen mindestens den Ruhm, nicht geschlagen worden zu sein, was ihren Muth und ihr Selbstvertrauen nicht wenig erhöhte.

Das preußische Heer, niedergeschlagen über die Schmach, keinen Vortheil über die verachteten Schaaren der Revolution errungen zu haben, kehrte ins Lager zurück und es begannen nun diplomatische Verhandlungen mit Dumouriez, welcher alle möglichen Mittel anwendete, um die Oesterreicher und Preußen gegen einander mißtrauisch zu machen und eine Allianz zu lösen, die der französischen Republik gefährlich sein mußte. Es ward von Seite Preußens ein Waffenstillstand vorgeschlagen, der von Seite der Franzosen begierig angenommen ward, da sie ihn nothwendiger brauchten als die Preußen. Dem Waffenstillstande folgte schon am 30. September der Rückzug der Preußen, wodurch die Stellungen der Oesterreicher und ganz Belgien dem Feinde Preis gegeben wurde. Uebrigens war auch für die Preußen dieser Rückzug nicht ohne Gefahr und Verlust; denn die unaufhörlichen Regengüsse, die Tag und Nacht vom Himmel herabströmten, machten den lehmigen röthlichen Boden vollends ungangbar. Kanonen und Wagen blieben im grundlosen Schlamme stecken und hemmten die Passage; es wurde dadurch die Zufuhr von Lebensmitteln furchtbar schwierig, die Armee begann am Nöthigsten Mangel zu leiden; die Strapazen waren entsetzlich; ruhrartige Krankheiten wütheten in der schrecklichsten Weise, so daß sich bald das Band der Ordnung und Disciplin löste, auf welche das Heer Friedrich's II. von jeher so stolz gewesen war.

Hätten jetzt die Franzosen einen kräftigen Angriff auf die zurückziehenden Preußen unternommen, so wären diese vollkommen verloren gewesen. Wunderbarer Weise geschah dies nicht und die Stimmen derjenigen, welche von geheimen Ein-

verständnissen zwischen Preußen und Franzosen sprachen, wurden immer lauter, die Mißstimmung zwischen den Verbündeten immer deutlicher und an die Stelle ehemaliger gemeinsamer Siegeshoffnung war das bittere Gefühl erlittener Schmach und gegenseitigen Mißtrauens getreten, wenn auch vor der Hand der Riß, der zwischen den Oesterreichern und Preußen klaffte, auf künstliche Weise noch für eine Zeit verdeckt bleiben mochte.

So endete der mit so vielem Pomp in Scene gesetzte Zug in die Champagne mit der Preisgebung des eroberten Landes und der Rückgabe von Longwy und Verdun am 23. October kläglich.

4.

Schlacht bei Jemappes.

Für Oesterreich galt es nach diesem mißlungenen Angriffskrieg der Preußen, bei dem unsere Truppen nur eine unterstützende Rolle gespielt hatten, nunmehr umfassende Maßregeln zur Deckung der Niederlande zu treffen, da man wußte, daß der eigentliche Lieblingsplan des Dumouriez gegen dieses Land gerichtet war. Clerfayt, dessen Heldenthaten nicht von dem Erfolg gekrönt worden waren, den sie hätten haben müssen, wenn der Oberbefehlshaber dessen Anstrengungen benutzt hätte, ward angewiesen, zur Unterstützung des in den Niederlanden stehenden Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen nordwärts zu ziehen.

Auch auf den Herzog Albrecht wirkte der Rückzug der Preußen in schlimmer Weise ein. Er war den erhaltenen Befehlen gemäß nach Lille vorgedrungen und hatte dessen Belagerung begonnen; aber der ganze Erfolg, den er errang,

bestand darin, daß er durch seine Kanonade ein paar hundert Häuser in Brand steckte. Schon am 8. October mußte er die Belagerung wieder aufheben und sich nach Mons zurückziehen, da die französischen Truppen aus der Champagne jetzt gegen Lille vordrangen.

Inzwischen hatte auch am Oberrhein der Kampf begonnen. Dort standen zur Vertheidigung der Rheingrenze fast nur Reichstruppen, deren Zusammensetzung und Ausrüstung keine sicheren Bürgschaften des Sieges bieten konnte, was den ihnen gegenüberstehenden französischen General Custine bewog, hier einen Angriff zu versuchen. Er brach deshalb in den letzten Tagen des September mit seinen 18.000 Mann von Landau auf, besetzte mit staunenswerther Raschheit Speier und Worms und zog gerade auf Mainz los, das, obgleich die wichtigste Festung des Reiches, eben so schlecht befestigt als vertheidigt war. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der mit seinen gut einexercirten Soldaten noch allein das drohende Unheil hätte aufhalten können, zog sich unter dem Vorwande, daß noch kein Reichskrieg erklärt worden sei, nach Gießen zurück. In Mainz ergriff beim Anmarsche der Franzosen sowohl der Kurfürst, als auch sein Domcapitel und der ganze Adel die Flucht. Die Vertheidigung wurde dem schwachen General Gymnich überlassen, der dieses Bollwerk Deutschlands zur großen Verwunderung der Franzosen und zum Entsetzen von ganz Europa schon am 21. October an Custine übergab. Wäre nun dieser, statt einen Plünderungszug nach dem reichen Frankfurt a. M. zu unternehmen, rheinabwärts marschirt und hätten die übrigen französischen Armeen dem umfassenden Plane des Dumouriez zufolge im Vereine mit Custine gegen die österreichischen Niederlande losgeschlagen, so wäre es wahrscheinlich schon damals mit Oesterreichs Herrschaft in Belgien zu Ende gewesen. Allein

Custine war nicht der Mann für eine solche wohl durchdachte Unternehmung; er zog es vor, wohlfeile Lorbeern zu pflücken und Dumouriez seine eigenen Wege wandeln zu lassen.

Dieser hatte nach manchen Schwierigkeiten endlich in Paris durchgesetzt, die Niederlande angreifen zu dürfen, und schmeichelte sich um so mehr mit der Hoffnung des Sieges, da er den Oesterreichern in Bezug auf die Anzahl der Truppen unendlich überlegen war. Obgleich sein Heer noch nicht völlig ausgerüstet war, begann er doch schon am 25. October von Valenciennes aus mit 40.000 Mann seine Unternehmungen gegen Herzog Albrecht. Zwei Hilfscorps, eines 18.000, das andere 12.000 Mann stark, sollten an seinem rechten Flügel wirken und die Vereinigung Clerfayt's mit Herzog Albrecht hindern, während sein linker Flügel mit 10.000 Mann von Lille aus der Küste sich bemächtigen, Antwerpen nehmen und längs der holländischen Grenze marschiren sollte, um so ganz Belgien einzuschließen.

So griffen die Franzosen mit einer Macht von mehr als 80.000 Mann Belgien an und führten eine ungeheuere Artillerie, bei der sich mehr als 300 Feuerschlünde befanden, und gewaltige Kriegsvorräthe mit sich, indeß die Oesterreicher, nachdem Clerfayt trotz der feindlichen Armeen seine Verbindung mit dem Herzoge von Sachsen-Teschen bewerkstelligt hatte, kaum viel mehr als 14.000 Mann zählten.

Am 3. November 1792 lagerten die beiden Heere einander gegenüber. Die Oesterreicher hatten auf den Höhen von Mons, auf denen kreisförmig die drei Dörfer Jemappes, Cuesmes und Barthaimont liegen, eine feste Stellung genommen, um ihre Vertheidigung gegen den mit fast sechsfacher Uebermacht vorrückenden Feind leichter bewerkstelligen zu

können. Während Clerfayt die ersten beiden Dörfer besetzt hielt, lagerte Beaulieu oberhalb des dritten; beide hatten ihre, von Natur durch steile Abhänge und kleine Wälder gesicherte Stellung noch durch vierzehn Schanzen und eine ansehnliche in Terrassen gereihte Artillerie geschützt. Innerhalb dieser Stellung waren die Truppen derartig vertheilt, daß die Tyroler Jäger in den Wäldern und am Fuße der Höhen sich hielten, indeß die Cavallerie in den Einsattlungen der Hügel, besonders aber in der Lichtung zwischen Jemappes und Cuesmes aufgestellt war, um die französischen Colonnen, wenn sie etwa durch das Feuer der Artillerie in Verwirrung gebracht wären, angreifen und vernichten zu können.

Dumouriez seinerseits stellte seine Truppen parallel den österreichischen Positionen im Halbkreis auf. In seinem Centrum befehligte der Herzog von Chartres, am linken Flügel Ferrand, am rechten Beurnonville. Den General d'Harville hatte Dumouriez mit einer Heeresabtheilung abgesendet, um Beaulieu's Stellungen zu umgehen, die hinter Mons befindlichen Höhen zu nehmen und den Oesterreichern den einzigen Rückzug zu verlegen. Die Reiterei war in den einzelnen Aufstellungen vertheilt, die Reserve lehnte sich an ein kleines Bächlein und die Artillerie war derartig placirt, daß sie die österreichischen Verschanzungen von der Seite bestrich.

Ein nächtlicher Angriff auf die Franzosen, den Beaulieu beabsichtigt hatte, war nicht zu Stande gekommen; dagegen tönten vom frühen Morgen des 6. November ab von beiden Seiten die Kanonen und eröffneten aufeinander ein mörderisches Feuer. Nun sollte dem Plane des Dumouriez zufolge Ferrand im ungestümen Angriffe sich dem Dorfe Jemappes von der Seite nähern, Beurnonville auf der linken Flanke der Oesterreicher Cuesmes wegnehmen, während das Centrum Jemappes

von vorn anzugreifen bestimmt war. Allein weder Ferrand noch Beurnonville vermochten den ihnen gewordenen Auftrag auszuführen, da sich die Oesterreicher mit einem Heldenmuthe wehrten, der selbst die kühnsten Angriffe vereitelte. Die feindliche Uebermacht jedoch war allzugroß. Es gelang endlich den Franzosen Jemappes zu umgeben und die Oesterreicher mit gefälltem Bajonnete in der Flanke anzugreifen, indeß Dumouriez das Centrum in der Mitte vorrücken ließ. Als aber nun das französische Fußvolk von der plötzlich hervorbrechenden österreichischen Reiterei mit Heftigkeit angegriffen und zurückgetrieben wurde, geriethen die Reihen der Feinde vollständig in Verwirrung und es bedurfte der ganzen Anstrengung der Generäle, um die Ordnung wieder herzustellen. Nach vieler Mühe gelang dies endlich und hiemit war das Schicksal des Tages zu Gunsten der Franzosen entschieden. Diese drangen abermals vor und jetzt von zwei Seiten mit ungeheurer Uebermacht bei Jemappes angegriffen, vertheidigte sich Clerfayt mit einer, selbst vom Feinde bewunderten Seelengröße. Da inzwischen durch die Verstärkungen, die Beurnonville an sich gezogen hatte, auch Beaulieu aus Cuesmes hinausgedrängt war, mußte auch dieser weichen und dem Dumouriez den theuer erkauften Sieg überlassen.

Ungehindert vom Feinde vollendete die österreichische Armee in vollkommen geordneter Weise ihren Rückzug auf der Straße nach Brüssel; weder Kanonen noch Bagage fielen dem Feinde in die Hände. Der Verlust der Oesterreicher an Todten, Verwundeten und Gefangenen betrug gegen 5000 Mann, indeß den Franzosen der Sieg viel mehr gekostet hatte.

Schlimmer als die Niederlage selbst, die bei dem Mißverhältniß der Truppenzahl wohl nicht unnatürlich schien, war,

daß dadurch ganz Belgien dem Feinde offen stand. Als jetzt Clerfayt den Oberbefehl übernahm, erkannte er, daß hier nichts besseres mehr zu machen sei, als die Armee in Sicherheit zu bringen, um sie für bessere Tage aufzusparen. Er zog sich deshalb hinter die Röer und Erft zurück, während Beaulieu nach Luxemburg marschirte. Nun fielen nacheinander Brüssel, Gent, Antwerpen, Namur, Lüttich und das durch große Vorräthe wichtige Mecheln, und bald befand sich ganz Belgien in den Händen der Franzosen. Ja, die österreichischen Truppen schienen bald auch hinter jenen Flüssen nicht sicher, da Dumouriez einzelne Colonnen bis Spaa und Malmedy vorschob und gegen Mitte December sogar die alte Hauptstadt Karl's des Großen Aachen in seine Gewalt bekam.

Fürst Hohenlohe, der nach dem Rückzuge der Preußen die Belagerung von Thionville hatte aufgeben müssen, behauptete sich in Pellingen bei Trier. Die aus der Champagne zurückkehrenden Truppen verjagten am 2. December mit leichter Mühe die Franzosen aus Frankfurt und drängten den General Custine auf Mainz, das man früher so leichtsinnig den Feinden überlassen hatte und dessen Wiedereroberung nun die erste und wichtigste Aufgabe war.

5.

Die große Allianz von 1793 — Erzherzog Karl's erste Heldenthaten — Schlacht bei Aldenhoven.

Der unglückliche Feldzug der Verbündeten im Jahre 1792 hatte zwei wichtige Nachwirkungen: einmal beschränkte man im deutschen Lager seine nächste Aufgabe auf die Wiedereroberung des Verlornen und gab die früheren hohen Pläne

auf, und dann hatte durch ihre Erfolge die republicanische Partei in Frankreich eine Macht erlangt, die sie zu den traurigsten Uebergriffen hinriß. Die Leidenschaften wuchsen riesenmäßig und verschlangen bald den letzten Rest von Mäßigung. Die an der Spitze der Regierung stehenden Gewalthaber suchten mit tollkühner Verwegenheit alle Brücken des Verständnisses mit der Gegenpartei abzubrechen und durch die Anklage, Verurtheilung und Hinrichtung ihres Königs, welch letztere am 21. Jänner 1793 erfolgte, ihr blutiges System zum Durchbruch zu bringen. Mit Entsetzen vernahm die Welt von den Gräueln, die zu Paris geschahen; mit Schaudern hörte man von den Mordthaten, die im Namen der Freiheit verübt wurden und die Republik selbst, erkennend, daß jetzt jedes Land im alten Europa ihr feindlich gesinnt sein müsse, spielte mit ihrem eigenen Dasein und kündigte, um entweder alles zu gewinnen oder alles zu verlieren, den Engländern, Holländern und Spaniern Krieg an. Noch aber mehrte sich die Zahl der Feinde, welche bald — die Türkei, Schweden, Dänemark und die Schweiz ausgenommen — in ein großes Bündniß zusammentraten, um den Gefahren entgegen zu arbeiten, welche der alten Ordnung und Gesetzlichkeit drohten.

Der Eifer jedoch, für ihre Sache einzustehen, war nicht bei allen Verbündeten gleich; am größten bei Oesterreich und Sardinien, welches letztere im Vorjahre Savoyen und Nizza verloren hatte. Freilich mochte die von Sardinien aufzustellende Armee wenig bedeuten und es beruhte deshalb die Hauptkraft auf den beiden deutschen Mächten, welche die bewährtesten Heere hatten; aber selbst von diesen war nur Oesterreich mit voller Seele beim Kampfe, da Preußen, mißmuthig durch den Feldzug des Jahres 1792 und Vergrößerungen im Osten seines Reiches anstrebend, mehr nur Ehren halber einen Kampf

gegen Frankreich mitmachte, von dem es keinen Vortheil erwarten konnte. Es beschloß deshalb auch, die Führerschaft in diesem Kriege an Oesterreich abzutreten und blos die zweite Rolle zu spielen.

Der Feldzugsplan nun, welchen die Verbündeten in den Tagen vom 6. — 14. Februar unter dem Vorsitze des Königs von Preußen und in Gegenwart des zum Oberbefehlshaber der alliirten Armeen ernannten k. k. Feldmarschalls Prinzen von Coburg, des Herzogs von Braunschweig, des F. M. L. Graf Wartensleben und Anderer vereinbarten, steckte sich keine weiten Ziele: die Franzosen sollten nur über die Maas zurückgedrängt und Mainz wieder gewonnen werden. Sei das geschehen, so könne man erst an eine Eroberung der Niederlande denken. Um diesen höchst bescheidenen Erfolg zu erreichen, bedurfte man 66.000 Mann an der Maas, 33.000 zur Deckung der Linie von Coblenz bis Luxemburg, mindestens 50.000 zur Sicherung gegen Landau und den Elsaß, endlich 40.000 zum Einschließen von Mainz, so daß für die Beschützung des Oberrheins eine so geringe Anzahl übrig blieb, daß man zu einem eigenthümlichen Auskunftsmittel griff. Man theilte nämlich das Corps des dort stehenden österreichischen Generals Wurmser in zwei Theile, wovon der eine mit etwa 18.000 Mann über den Rhein gehen und in Uebereinstimmung mit dem preußischen Heere handeln, der andere aber, 16.000 Mann, hinter dem Rhein vertheidigungsweise stehen bleiben sollte. Dadurch bekam Wurmser eine eigenthümliche Stellung. Folgte er seiner eigenen Einsicht, so konnte man ihn preußischerseits einer allzu selbständigen Handlungsweise anklagen; fügte er sich ängstlich den preußischen Befehlen, so mochte sein Hauptzweck, die Deckung des Oberrheins sehr leicht darunter leiden; in jedem Falle schadeten sich seine beiden Aufgaben gegenseitig.

Dessenungeachtet schien der Anfang des Kampfes zu zeigen, daß man bei nachdrücklicher Kriegführung Herr einer Republik werden könne, die von allen Seiten bedroht, im Innern durch Empörungen geschwächt, nur durch eiserne Strenge und Ströme von Blut einen Gehorsam hervorzurufen vermochte, der nur einer von Sclaven, nicht von freien Männern war. Gleich nachdem die Republik den Krieg an Holland erklärt hatte, war Dumouriez in das Land eingedrungen, ehe noch die holländische Armee sich gesammelt hatte, und träumte schon von Sieg und Ruhm, als ihn die Vorgänge in Belgien von seinem Zuge zurückriefen.

Der neue Oberbefehlshaber der Armee in den kaiserlichen Niederlanden Prinz Josias Friedrich von Coburg, dessen Name schon auf den türkischen Schlachtfeldern mit Ehren genannt worden war, der Sieger von Tockſan und Eroberer von Chotym hatte schon gegen Ende Februar seine Truppen in engere Standquartiere rücken lassen, die er anscheinend befestigte, um die Aufmerksamkeit der Feinde von seiner eigentlichen Unternehmung, dem Uebergang über die Röer, abzulenken. Um diesen zu bewerkstelligen, theilte er seine Armee in fünf Corps; die Vorhut wurde durch den jugendlichen Erzherzog Karl, einen Bruder des Kaisers, die Hauptmacht von Clerfayt und dem Prinzen Coburg selbst, der rechte Flügel vom Grafen Latour, der linke vom Prinzen von Württemberg befehligt, indeß ein fünftes Corps unter General Wenkheim die Verbindung mit den Preußen herstellte, die unter dem Prinzen Friedrich von Braunschweig weiter abwärts standen.

Beim ersten Morgengrauen des 1. März setzte Erzherzog Karl über die Röer; bald stieß er auf feindliche Posten, die sich aber zurückzogen, um ihre feste Stellung bei Eschweiler am

Roerberge zu beziehen. Der Erzherzog wartete das nachrückende Heer ab, das bald kam und dem Feinde gegenüber aufmarschirte, ohne daß das Feuer aus den französischen Verschanzungen dies zu hindern vermocht hätte. Zwar suchten die Franzosen durch das Aufstellen ihrer Geschütze am Fuße des Berges den Oesterreichern größeren Schaden zuzufügen; allein ihr Feuer ward bald durch die kaiserlichen Kanonen zum Schweigen gebracht. Nachdem die Oesterreicher auch ihren linken Flügel herbei gezogen hatten, schwenkte Erzherzog Karl rechts ab gegen Aldenhoven, um den Feind zu umgehen, indeß Coburg die feindlichen Verschanzungen von Hünningen in der Front angreifen wollte. Es war etwa 2 Uhr Nachmittags, als der Angriff begann. Der Erzherzog führte seine Aufgabe eben so rasch als glücklich aus. Er bemächtigte sich einer kleinen Anhöhe, wo er Kanonen aufpflanzen konnte, um den linken Flügel des Feindes zu beschießen. In kürzester Zeit arbeiteten 14 Stück Geschütze so kräftig gegen die Franzosen, daß die von ihnen rasch herbeigebrachten Batterien nur zweimal abzufeuern vermochten. Bald bemerkt der Erzherzog, daß der französische Reiterflügel und das von ihm beschützte erste Treffen in Unordnung geräth; mit Blitzesschnelle läßt er seine Cavallerie einhauen, und da zu gleicher Zeit zwei Husarenschwadronen erscheinen, die er schon früher abgesendet hatte, um dem Feind in den Rücken zu fallen, so werden die Franzosen vollends in Verwirrung gebracht. Der Angriff wurde mit solcher Entschlossenheit und Uebereinstimmung ausgeführt, daß nach kurzem Widerstande Reiter und Fußvolk geworfen waren und einem kleinen Wäldchen in ihrem Rücken zueilten, das ihnen aber keinen Schutz gewähren konnte, da die österreichischen Dragoner und Husaren zugleich mit eindrangen. Dieser glänzende und gelungene Angriff des Erzherzogs bewog nun den Prinzen von

Coburg seine Reiterei auf das zweite feindliche Treffen zu werfen, das gleichfalls bald verwirrt wurde und den Oesterreichern das Schlachtfeld überließ. Nun konnte sich auch der am Roerberge aufgestellte, vom Prinzen von Württemberg bedrohte Flügel der Franzosen nicht mehr halten, wich zurück und ward bis gegen Vorwinden verfolgt. Auch Clerfayt hatte während dieser Zeit bei Jülich die Röer übersetzt, traf mit seiner Hauptmacht noch während der Schlacht bei dem Prinzen von Coburg ein und vollendete die Niederlage der Franzosen.

Viel hatte man durch diesen Sieg erreicht. Erstlich war das Selbstvertrauen der Oesterreicher gehoben und die Feinde entmuthigt; dann mochte das ein Sporn für Preußen sein, gleichfalls vorwärts zu gehen, und endlich hatte man an Erzherzog Karl einen Anführer gewonnen, der Umsicht, Verständniß und Thatkraft besaß und zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigte. Schon am 2. März rückte Coburg gegen Mastricht vor, um es zu entsetzen. Erzherzog Karl schlug mit der Vorhut die feindliche Arrièregarde bei Herle und es kam Aachen wieder in die Gewalt der Oesterreicher. Mastricht aber kostete keinen Kampf mehr. Miranda, der Befehlshaber des Belagerungsheeres, hatte sich mit dem Geschütze nach Tongern zurückgezogen. Mit Jubel wurden die Oesterreicher in Mastricht empfangen, wo jetzt Coburg sein Hauptquartier aufschlug.

Inzwischen hatte auch Prinz Friedrich von Braunschweig mit seinen Preußen den Feind bei Roermünde tapfer geschlagen und zum Rückzug gezwungen. Nun wurde von den Franzosen Dumouriez aus Holland herbeigerufen, das er mit Verzweiflung im Herzen verließ. Ehe er aber noch ankam, erfocht Erzherzog Karl bei dem Dorfe Merlin am 4. März gegen eine fran-

zösische Abtheilung von 7000 Mann einen Sieg, in Folge dessen Miranda Tongern verlassen mußte. Nun konnte sich auch Lüttich nicht mehr halten, und obgleich die Franzosen besonders bei Aigneux tapfer gegen die tollkühnen österreichischen Reiter des Prinzen von Württemberg kämpften, fiel doch Lüttich und mit ihm ein großer Vorrath von Geld, Lebensmitteln, Kanonen und Kriegsvorräthen in die Hände der Oesterreicher.

Da am 6. März auch General Wenkheim bei Roermünde über diesen Fluß gegangen war, so standen die Oesterreicher nach diesem sechstägigen Feldzuge, bei dem sie kaum 340 Mann eingebüßt hatten, vollständig am linken Maasufer. Wäre Coburg, die Verwirrung der Franzosen benützend, den Flüchtigen gefolgt, so mochten schon damals die Niederlande der Preis des Feldzugs sein; allein es war ja schon viel mehr geschehen, als im Frankfurter Plane verabredet war. Hätte man ja doch, um überall gleichen Schrittes vorzurücken, nach der Ansicht des Herzogs von Braunschweig die Maas gar nicht überschreiten, sondern die Franzosen nur bis dahin zurückdrängen sollen! Das Vordringen Coburg's machte nun eine Aenderung des Planes nöthig und der Prinz machte Halt, bis auf seine Aenderungsvorschläge die Antwort des Königs von Preußen käme.

Dies gab dem französischen Heere Zeit sich zu sammeln. Es zog sich bis Löwen zurück, wo am 13. März Dumouriez anlangte, um die fast in Auflösung begriffenen Truppen neu zu organisiren. Prinz Friedrich aber wandte sich schon am 5. März nach Holland, wo er, unterstützt von Abtheilungen des holländischen und englischen Heeres, die Franzosen aus dem Gebiete von Herzogenbusch bis Dortrecht und Wilhelmstadt hinausjagte.

6.

Schlacht von Neerwinden — Dumouriez flüchtet sich in das österreichische Lager.

Dumouriez' erste Aufgabe war, dem entmuthigten französischen Heere wieder Selbstvertrauen einzuflößen und den Geist des militärischen Gehorsams, der durch die Agenten des Nationalconvents und des Sicherheitsausschusses völlig vernichtet war, wieder herzustellen. Mit großer Strenge reinigte er die Armee durch zahlreiche Absetzungen und Verhaftungen von Generälen und Officieren und trat dabei kühn den Volksvertretern entgegen, die nicht ermangelten, ihn in Paris anzuklagen und die Kluft noch zu erweitern, die ohnehin zwischen ihm und dem Convente vorhanden war. Für den Feldherrn gab es nur mehr einen Weg, nämlich sich gegen den Convent zu behaupten und sich demselben feindselig gegenüber zu stellen, oder er mußte gewärtig sein, sein Haupt zur Guillotine zu tragen. Wollte er aber daran denken, den Convent zu besiegen, und wie es schon damals seine Absicht schien, die constitutionelle Monarchie wieder herzustellen, so mußten erst Siege gegen die äußeren Feinde das Heer an seine Person ketten; er mußte sich demnach schlagen um jeden Preis.

Aber auch dem Prinzen von Coburg lag daran, so bald als möglich eine Entscheidungsschlacht herbei zu führen. Sein Kriegsplan war vom Könige von Preußen gebilligt worden, und er hatte in der That nicht einmal viel bei einer Schlacht zu wagen. Gewann er sie, so lagen die Niederlande vor ihm offen, verlor er sie aber, so zog er sich auf Mastricht zurück und hatte selbst in diesem Falle noch mehr an Boden gewonnen, als die Oesterreicher beim Beginn des Feldzuges inne gehabt hatten.

Schon am 15. März rückte Coburg nach St. Thion vor, während Erzherzog Karl mit der Vorhut zwischen Halle und Goidshoven auf feindliche Posten stieß, sie zurückwarf und sich Tirlemonts bemächtigte, wohin er einige leichte Truppen und ein paar Schwadronen Uhlanen warf. Allein Dumouriez griff am 16. März mit Tagesanbruch das Städtchen an, jagte nach kurzem Gefechte die Oesterreicher heraus, rückte rasch vor und entwickelte seine Truppen in den auf der Straße nach Lüttich gelegenen Orten. Sein rechter Flügel besetzte rasch die Höhen von Goidshoven, welche die ganze Gegend beherrschten, indeß sein linker Flügel auf den an der großen Geete hinziehenden Höhen von Oplinter Stellung nahm; sein Centrum stand zwischen Tirlemont und Hackendoven. Auch Coburg hatte sein Heer zwischen der großen und kleinen Geete in Schlachtordnung aufgestellt, indem sich sein rechter Flügel jenseits der großen Straße an den Waterhof lehnte, der linke das Dörfchen Hautmark zwischen Goidshoven und Nerhelyssem besetzt hielt, und die Mitte das Dorf Wommersem vor sich hatte.

Als die beiden Heere sich so unvermuthet trafen, schien die Schlacht unvermeidlich. In der That eröffneten sie auch in ihrem beiderseitigen Centrum ein lebhaftes Kanonenfeuer und es entspann sich am linken Flügel ein ernster Kampf um den Besitz des wichtigen Goidshoven; allein es war beiden nicht darum zu thun, sich schon heute ein Treffen zu liefern: dem Dumouriez nicht, weil er noch nicht alle Truppen beisammen hatte und erst den Gegner kennen lernen wollte, dem Prinzen von Coburg nicht, weil seine Stellung ungünstig war, indem der Feind seine beiden Flügel beherrschte. Er zog deshalb sein Heer gegen 4 Uhr Nachmittag wieder über die kleine Geete zurück und besetzte die Höhen, die von Neerlanden bis Racour ziehen. Die Vorhut, die zugleich den rechten Flügel bildete, lehnte sich an

das Dorf Orsmael, deckte die Hauptstraße und zog sich bis zum Städtchen Léau zurück, wohin Erzherzog Karl einiges leichtes Fußvolk warf. An sie schlossen sich die beiden Treffen, der linke Flügel, der hinter dem Dorfe Neerwinden stand, und die Reserve. Dadurch erhielten die Oesterreicher eine günstigere Stellung, als die Franzosen.

Den 17. März brachten beide Befehlshaber mit Vorbereitungen zur Schlacht zu. Am 18. mit Tagesanbruch traf Dumouriez bereits die Ordnung zum Kampfe. Der rechte Flügel, wo Erzherzog Karl commandirte, ward am härtesten angegriffen. Miranda hatte sich rasch vorwärts dringend der meisten österreichischen Stellungen bemächtigt und die Kaiserlichen schon um 9 Uhr Früh aus mehreren Stellungen hinausgetrieben. Der Erzherzog verhielt sich nur vertheidigungsweise, bis ihm ein Theil des zweiten Treffens Hilfe brachte, womit er den Feind zurückdrängte.

Gegen Mittag rückten die Franzosen auf allen Puncten vor. Mit 5 Colonnen greifen sie den linken Flügel der Oesterreicher an, nehmen Racour und beschießen von da aus mit vielem Erfolg die Reserve Clerfayt's; auch Oberwinden und Neerwinden geräth in ihre Gewalt. Nun aber dringt Clerfayt vor, wirft sie aus dem letzten Orte wieder heraus, rückt auf Racour los und es entspinnt sich um seinen und Oberwindens Besitz ein äußerst hartnäckiger Kampf. Zweimal werden die Orte von den Oesterreichern genommen, zweimal gehen sie verloren, bis endlich Clerfayt beschließt, statt der Wegnahme unentscheidender Puncte, die feindliche Linie selbst anzugreifen. In der That wirft er durch einen kühnen Reiterangriff die feindliche Cavallerie auf das rechte feindliche Treffen, welches dadurch in Verwirrung geräth. Das zweite Treffen empfängt ihn aber in guter Haltung; der Kampf beginnt, muß aber abgebrochen werden,

weil die Nacht einbricht. Auch um Neerwinden war noch ein gewaltiger Kampf entbrannt; noch zweimal bemächtigten sich die Franzosen des Ortes, konnten ihn aber nicht länger behaupten, ja ohne des französischen Generals Thouvenot Festigkeit wäre wohl dies ganze feindliche Corps verloren gewesen.

Die Niederlagen, welche die Franzosen auf ihrem rechten Flügel und im Centrum erlitten hatten, waren zwar empfindlich, führten aber keine Entscheidung herbei; dagegen erfocht der jugendliche Erzherzog Karl gegen den französischen linken Flügel den eigentlichen Hauptsieg. Dort war gegen die Mittagszeit Miranda vorwärts gedrungen und es entspann sich um den Besitz des Dorfes Dormael ein noch wüthenderer Kampf, als um die Orte an der entgegengesetzten Seite des Schlachtfeldes. Dreimal wechselte der Besitz, bis er endlich den Oesterreichern blieb. Aehnliches geschah um die Behauptung von Orsmael. Waren nun die Nationalbataillone bei diesen Kämpfen größtentheils engagirt gewesen und zurückgeworfen worden, so stand jetzt Miranda mit den Linientruppen hinter ihnen, die verläßlichere Soldaten waren, und den Kaiserlichen fehlte bereits die Munition. Dennoch verzagte Erzherzog Karl nicht; er sah, daß die flüchtigen Nationalbataillone Verwirrung in die Reihen ihrer eigenen Armee brächten, und befahl einen Bajonnetangriff, der mit Kühnheit ausgeführt wurde. Zugleich ließ er die Reiterei einhauen, und da viele Officiere des französischen Generalstabs getödtet wurden, riß immer mehr Unordnung ein, bis die ganze Colonne die Flucht ergriff. Erst bei Tirlemont sammelte sie sich wieder. Um 4 Uhr Nachmittag war die Schlacht geendet. Die Gefechte des folgenden Tages waren nur mehr unbedeutend zu nennen.

Die Oesterreicher hatten an beiden Tagen 2844 Mann an Todten und Verwundeten, die Feinde über 4000 Mann und 30 Kanonen eingebüßt; aber was noch mehr war: die Truppen

waren von solch panischem Schreck ergriffen, daß sie haufenweise desertirten und daß Dumouriez nach ein paar Tagen kaum noch 20.000 Mann beisammen hatte. Der Prinz von Coburg hätte gern die Truppen Friedrich's von Braunschweig an sich gezogen, der von Mecheln aus die Franzosen drängen und so die Niederlande mit befreien konnte, allein dieser gab ihm zur Antwoit, er lasse sich nicht von der Eroberung Hollands abhalten. So blieb Coburg blos auf seine stark mitgenommene Armee angewiesen, und mußte auch das Gefecht bei Löwen, wohin sich Dumouriez zurückgezogen hatte, am 22. März allein eingehen. Ein dichter Nebel verhüllte den Oesterreichern die Stellung des Feindes. Dieser ließ sie nahe anrücken und empfing sie mit lebhaftem Feuer, wodurch ganze Reihen niedergestreckt wurden. Zuletzt waren aber doch die Oesterreicher glücklich und verdrängten die Franzosen aus allen Stellungen, so daß sich Dumouriez gegen Abend gezwungen sah, um Waffenstillstand zu bitten und die Räumung Brüssels zu versprechen. Den Oesterreichern hatte dieser Tag 900 Mann gekostet, die Franzosen gaben ihren Verlust auf 1000 Mann an. Trotzdem Coburg sein Versprechen, die Feinde nicht zu verfolgen, hielt, artete doch der Rückzug derselben über die Dyle in vollständige Flucht aus.

Dumouriez erkannte jetzt, daß er, nachdem er im Kampfe den Kürzeren gezogen, einen andern Weg einschlagen und sich mit dem Feinde verständigen müsse, wollte er nicht den Blutmenschen in Paris zum Opfer fallen.

Am 24. März besetzten die Oesterreicher Mecheln, am 25. Brüssel, am 26. sogar Namur. Dumouriez aber schickte von Ath, wo er am 27. sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, den Obersten Montjou an Coburg und ließ ihm eröffnen, er wolle das Königthum in Frankreich wieder herstellen und den Gräueln

ein Ende machen, die der Convent über sein Vaterland gebracht habe, und verlange deshalb von dem Prinzen nur, vor der Hand nicht verfolgt zu werden, und erst später wirkliche Unterstützung. Da Oberst Mack, der im Namen Coburg's mit Dumouriez verhandelte, Mißtrauen zeigte und verlangte, daß die Franzosen früher die Niederlande räumen müßten, ehe man sich auf Weiteres einlassen könne, gestand Dumouriez auch dies zu. Er bezog an der Schelde ein Lager, bei Antoing und Maulde, und schon am 30. ging er über den Fluß zurück, indeß die Oesterreicher Standquartiere zwischen Mons und Tournay bezogen.

Tags zuvor war ihm die Nachricht zugekommen, daß er vom Convente angeklagt sei und sich zu rechtfertigen habe. Nun blieb ihm keine Wahl mehr; denn Anklage und Tod waren damals eins und dasselbe. Er verband sich deshalb mit Coburg und veranlaßte denselben zur Herausgabe eines Manifestes, worin er den Franzosen anzeigte, er wolle im Verein mit Dumouriez die verfassungsmäßige Ordnung in Frankreich herstellen, keine Eroberungen machen und allfällig besetzte Plätze nur als Pfand betrachten.

Dumouriez selbst suchte das Heer zu gewinnen, allein es zeigte sich, daß er sich trügerischen Hoffnungen hingegeben hatte, wenn er glaubte, daß die Liebe zu seiner Person größer wäre, als die Furcht vor dem Convente und die Liebe zum Golde, mit dem die Commissäre der Pariser Versammlung nicht geizten. Die höheren Officiere, auf die er gebaut, verließen oder verriethen ihn; die gemeine Mannschaft wollte, nachdem sie durch eine Deputation von 6 Mann seine Gesinnungen erfahren hatte (eine Scene, die Schiller in seinem „Wallenstein" benutzte), nichts weiter mit ihm zu thun haben. Es blieb ihm kein anderer Ausweg, als am 5. April Morgens mit wenig Getreuen zu den Oesterreichern zu fliehen, denen er Tags zuvor die Commissäre des

Convents, die ihn zur Rechenschaft ziehen sollten, gefangen übersendet hatte.

So endete ein Unternehmen, von dem ersten Feldherrn an der Spitze eines Heeres unternommen, kläglich in wenigen Tagen. Die Ursachen des Mißlingens lagen theils in der Person des Dumouriez, der weder durch Tugend noch durch Laster einer solchen Aufgabe gewachsen war und nicht die Anlagen und Eigenschaften eines Parteihauptes besaß, theils darin, daß die Ideen des damaligen französischen Nationalheeres und die des Dumouriez vollständig auseinander gingen.

7.

Belagerung der Festungen Condé und Valenciennes.

Wenn jemals Zeit und Umstände zum raschen Vordringen in Frankreich einluden, so war es damals der Fall. Von allen Seiten nahten sich die Verbündeten siegreich den Grenzen der Republik und im Innern tobte der Bürgerkrieg mit einer Gewalt und Stärke, die den Gewaltthabern Vernichtung drohte. Was insbesonders die niederländische Armee anbelangt, so war sie nach so vielen siegreichen Gefechten von einem Muthe und einer Kühnheit beseelt, die allein schon künftige Siege versprach; die französische Armee hingegen, demoralisirt, ohne Führer, in fast völliger Auflösung, schien nur vorhanden zu sein, um gänzlich zerstreut zu werden. Dennoch wurde die günstige Sachlage nicht in jener Weise benützt, die man erwarten sollte.

Der Gründe waren wohl mehrere vorhanden. Einmal war Coburg, der alten langsamen Kriegführung angehörig, durchaus nicht der Mann von Energie, wie es für ein rasches Vordringen

erforderlich gewesen wäre; dann waren ihm aus seinen Verhandlungen mit Dumouriez Unannehmlichkeiten erwachsen, die seine Thatkraft um so mehr lähmten, je mehr er einsah, daß er nicht allein Herr der Bewegungen, sondern stets an Alliirte gebunden sei, denen zu mißtrauen er Ursache zu haben glaubte. Preußen war es gewesen, das aus Eifersucht oder sonst einem Grunde sich beim Kaiser beschwert hatte, daß die Unterhandlungen mit Dumouriez ohne sein Wissen und Mitwirken stattgefunden hätten — als ob man bei einer raschen und geheimnißvollen Sache einen weitläufigen Schriftwechsel hätte beginnen können! Um aber ähnlichen Mißhelligkeiten auszuweichen, schickte Kaiser Franz mittelst Handbillets vom 24. März den Grafen Mercy ins Hauptquartier, ohne welchen Prinz Coburg keine politischen Geschäfte mehr abschließen sollte, was diesen tief kränkte. Endlich konnte sich Coburg nicht auf seine Verbündeten verlassen. Er besorgte, daß England vielmehr darauf ausgehe, alte Ansprüche auf französische Gebiete im eigenen Interesse auszubeuten und Dünkirchen zu erobern, als daß es ihn unterstützen wolle. Auch der preußischen Mitwirkung mißtraute der Prinz, indem er meinte, sie würden Eroberungen in Polen jenen in Frankreich vorziehen, und hierin bestärkte ihn das Begehren des Herzogs von Braunschweig, das unter Coburgs Befehlen stehende preußische Corps nach Mainz zu verlegen und an dessen Stelle eine gleiche Anzahl österreichischer Truppen vom Rhein zu senden.

Der Wiener Hof aber hatte, um die Alliirten zu gemeinsamem Handeln zu vermögen, eine Zusammentretung derselben für den 8. April zu Antwerpen veranlaßt, welcher der Prinz von Coburg, Herzog von York, Befehlshaber der englischen Truppen, der Erbprinz von Oranien, der kaiserliche Minister Graf Metternich, der englische Botschafter Lord Aukland, der Graf Starhemberg und mehrere Generäle beiwohnten.

Hiebei ward die Fortsetzung der kriegerischen Unternehmungen beschlossen. Demnach sollten 9—10.000 Mann unter dem Erbprinzen von Oranien am 9. oder 10. April in Tournay eintreffen, die Engländer mit 10.700 Mann, die Hannoveraner mit 15.000 Mann, die Hessen mit 9500 Mann, sämmtlich unter dem Befehle des Herzogs von York längstens am 20. in Ostende, die Holländer mit 17.000 Mann zwischen Ostende und Menin anlangen. Ueber die gesammte Armee hatte Prinz Coburg den Oberbefehl; doch wurde er neuerdings dadurch gekränkt, daß er sein Manifest an die französische Nation zurücknehmen und blos als seine Privatansicht erklären mußte.

Der mit Dumouriez vereinbarte Waffenstillstand ward nun aufgehoben und am 9. April der Krieg fortgesetzt. Da Coburg die Absicht hatte, die Festung Condé oder Valenciennes oder nach Umständen beide anzugreifen, so schlug er sein Lager bei Onnaing auf und schloß vor allem Condé ein, ohne daß Dampière, der tapfere Nachfolger des Dumouriez, diese Umlagerung hindern konnte. Zwar fanden fast täglich auf allen Puncten Gefechte statt, doch brachten sie keine Entscheidung; den Oesterreichern mochten sie dazu dienen, ihre Stellung zu befestigen, für die Franzosen hatten sie den ungleich höheren Zweck, die Soldaten wieder an den Krieg zu gewöhnen und bei den gesetzlosen Haufen des früheren Heeres einige Ordnung einzuführen. Auch verstärkte sich die französische Armee in Folge einer anbefohlenen Aushebung namhaft, so daß Ende April gegen 55.000 Mann unter Dampière's Befehl standen, wodurch es ihm möglich wurde, mit den Festungen eine Linie von der Maas bis zum Meere zu bilden.

Zu einem größeren Gefechte kam es erst am 1. Mai, weil Dampière, der die Ordre erhalten hatte, 12.000 Mann seiner Truppen in die Vendée zu senden, wo der Bürgerkrieg auf das

Entsetzlichste wüthete, diese Mannschaft noch benutzen wollte, um sich die Verbindung mit Condé zu eröffnen und die Oesterreicher wieder nach Quivrain zurück zu werfen. Von Seite der Franzosen schlug man sich nicht ohne große Tapferkeit, aber ohne Erfolg, da die Oesterreicher, obschon anfangs im Nachtheil und auf mehreren Puncten gedrängt, schließlich alle ihre Stellungen wieder gewannen, ja den Feinden empfindliche Verluste beibrachten. Besonders ausgezeichnet hatte sich an diesem Tage der Oberstlieutenant Fürst Karl Schwarzenberg, der spätere Feldmarschall, der mit nur 2 Schwadronen Uhlanen und 2 Compagnien Tyrolern den Angriff von drei feindlichen Bataillonen und 4 Schwadronen aufnahm und selbst ein zweistündiges Geschützfeuer aushielt, wodurch die Franzosen am Vorwärtsdringen verhindert wurden.

Vier Wochen gingen so vorüber, ohne daß die Verbündeten etwas entscheidendes unternahmen, ja der Plan, den Coburg nach erhaltenen Verstärkungen entworfen hatte, trug deutlich den Charakter einer halben Maßregel, so wie das ganze Benehmen seit den ersten Tagen des April auf Verlegenheit, Unentschiedenheit und Unfähigkeit im Hauptquartiere deutete. Nicht genug, daß 80.000 Alliirte einem fast vernichteten Feinde die Gefälligkeit erzeigten, einstweilen, und bis er wieder im Felde erscheinen konnte, sich einzig mit festen Plätzen abzugeben, so griffen sie nicht einmal diese ernsthaft an, sondern tändelten acht kostbare Wochen um zwei wenig bedeutende Plätze herum. Damit ihnen aber selbst nach dem Falle dieser Plätze die dadurch entstandene Oeffnung ja nichts nütze, wollten sie dann die beiden Endpuncte dieser Linie Lille und Dünkirchen angreifen, womit abermals nichts gewonnen war. Wenn auch all diese angegriffenen Festungen fielen, stand das Spiel ungefähr so, wie wenn dies nicht eintrat.

Das Wichtigste unter den vielen Gefechten, die um und bei diesen festen Plätzen stattfanden, war unstreitig der Kampf vom 8. Mai bei der Abtei Vicogne, den Dampière nur um den Befehlen des Conventes zu genügen und ohne Hoffnung auf Sieg unternahm. Um 7 Uhr Morgens rückten die Franzosen gegen den rechten Flügel der Oesterreicher, die unter Clerfayt's Commando standen, vor. Man schlug sich durch 14 Stunden um den Besitz einiger kleinen Orte, die fünfmal erstürmt wurden und eben so oft wieder verloren gingen. Dampière selbst feuerte die Seinen an und machte sich eben bereit, eine Schanze zu erstürmen, als ihm eine Kanonenkugel den Fuß zerschmetterte. Es war bereits Abends, als dies geschah, und bei der Dunkelheit wurde das Gefecht abgebrochen. Die Oesterreicher hatten 540, die Franzosen 1500 Mann und, was noch mehr war, ihren besten General verloren. Sein Tod brachte eine ungeheure Verwirrung und Bestürzung im französischen Lager hervor, die jedoch von den Alliirten wieder nicht benutzt wurde.

Erst in der zweiten Hälfte des Mai begann man im Hauptquartier die Nothwendigkeit einer entschiedeneren Unternehmung zu fühlen, und man beschloß, sich des festen Lagers bei Famars zu bemächtigen, wodurch man auch die Einnahme von Valenciennes fördern konnte. Das Lager selbst bestand aus einer Höhenreihe, die durch getrennte Erdwerke befestigt war, und lehnte sich mit dem linken Flügel an die Festung. Es befanden sich etwa 20.000 Mann darin, indeß 4—5000 die jenseits der Schelde unter dem Schutze der Citadelle von Valenciennes liegenden verschanzten Höhen von Anzaine behaupteten. Am 23. Mai mit Tagesanbruch rückten die österreichischen Colonnen vor. Kräftiger Widerstand und namentlich das Feuer der Geschütze empfing die Stürmenden; allein mit dem Widerstand schien auch die Kraft der Angreifer zu wachsen; 15 Stunden

kämpfte man ununterbrochen, und hatte gegen Abend nur einige Schanzen genommen. Die Ermüdung der Truppen war so groß, daß eine Erneuerung des Sturmes unmöglich war; übrigens war die Nacht nahe und die Oesterreicher beschlossen daher, auf dem eroberten Terrain zu lagern und am nächsten Morgen den Sturm fortzusetzen. In der That setzten sich am 24. Mai die Colonnen der Verbündeten sämmtlich schon um 2 Uhr Früh in Bewegung — allein von den Vortruppen lief die Meldung ein, es sei kein Feind mehr im Lager. Wirklich hatte Lamarche, der den Oberbefehl nach Dampière's Tode einstweilen übernommen, in der Nacht den unhaltbaren Posten geräumt und sich ins Cäsarfeld zurückgezogen, welches an der Festung Bouchain einen ähnlichen Halt besaß, wie das Lager von Famars an Valenciennes.

Zum Oberbefehlshaber wurde nun Custine bestimmt und vom Rhein herberufen. Er übernahm am 27. Mai die Leitung und sollte nach dem gemessensten Befehle des Convents die belagerten Festungen entsetzen; denn dies war für Coburg die einzige Frucht der Erstürmung des Lagers von Famars gewesen, daß er jetzt Condé zur Uebergabe auffordern und Valenciennes eng umschließen konnte.

Custine fühlte sich zu schwach, um auf Coburg losmarschiren zu können, er beunruhigte deshalb dessen Flügel und es fielen auch jetzt wieder fast täglich kleine Gefechte vor, wodurch die Oesterreicher belästigt, die Franzosen aber geübt wurden. Am 11. Juli endlich ergab sich Condé durch Hunger gezwungen, und auch Valenciennes wurde nach einer äußerst harten Belagerung, durch welche die Stadt in einen Schutthaufen verwandel worden war, am 28. Juli endlich eingenommen. Man hatte von Seite der Kaiserlichen nicht weniger als 156.272 Schüsse und Würfe gethan, und für Geschütz und Minenanlage 7224 Centner Pulver verbraucht.

8.

Wiedereroberung von Mainz — Schlachten bei Hondscote und Wattignies.

Inzwischen hatten sich auch, dem Frankfurter Uebereinkommen gemäß, die Preußen gegen Mainz in Bewegung gesetzt. Der General Kalkreuth sollte die Belagerung leiten, Herzog Ferdinand von Braunschweig das Beobachtungsheer commandiren und zum Theile gemeinsam mit General Wurmser operiren. Die Preußen setzten, um die Einschließung von Mainz bewerkstelligen zu können, über den Rhein und trieben nach mehreren glücklichen Gefechten den die französische Rhein- und Moselarmee commandirenden Custine bis Landau zurück. Nun ging auch Wurmser aus Heidelberg, wo er bis dahin sein Hauptquartier gehabt hatte, nach Ketsch, überschritt daselbst den Rhein und schob seine Avantgarde bis Germersheim vor, so daß anfangs April Mainz vollständig umschlossen war und die Belagerung beginnen konnte.

Das preußische Beobachtungscorps, etwa 40.000 Mann stark, schien, obgleich den Franzosen an Truppenzahl nicht gewachsen, doch durch Muth, Mannszucht und Kriegserfahrung tüchtig genug, um den Vorschlag Wurmser's zum raschen Vordringen zu rechtfertigen. Nach seinem Plane sollte sich der Herzog von Braunschweig der Vogesenübergänge bemächtigen und Unter-Elsaß besetzen, während er selbst Ober-Elsaß dem Feinde entreißen wollte. Die vereinzelten zwei festen Plätze Landau und Straßburg mochten dann kaum mehr zu halten sein. Im Lager des Herzogs von Braunschweig aber erschrak man förmlich über diesen Plan. Wie hätte der an eine methodische Kriegsführung gewohnte alte Herzog sich an einem solchen „Ueber-

stürzen“ betheiligen mögen! Erregten ihm ja die Siege und das Vordringen der Alliirten in den Niederlanden geheimes Grauen, weil ein solches Vorwärtsgehen vor dem Falle von Mainz gegen den Frankfurter Kriegsplan war! Dann war ja Wurmser dem Herzog nur untergeordnet und nahm sich heraus, die erste Rolle spielen zu wollen. Dazu kamen noch politische Bedenken. Preußen war in diesem Kampfe nur Hilfsmacht, es betheiligte sich nur „ehrenhalber“ beim Kriege, wollte also keine Eroberungen machen, sondern nur die Franzosen von deutschem Grund und Boden vertreiben.

Der Plan Wurmser's ward deshalb verworfen und vor der Hand nur die regelmäßige Belagerung von Mainz vorgenommen, die zuweilen durch Ausfälle der Belagerten unterbrochen wurde. Bei einem derselben drangen die Franzosen am 30. Mai bis in das Lager des preußischen Königs, der persönlich beim Heere war, und vernichteten einen Theil der Belagerungsarbeiten. Doch mochten solche Störungen im Ganzen wenig bedeuten, und besonders als eine bei der Belagerung anwesende österreichische Abtheilung in der Nacht vom 27. — 28. Juni eine wichtige feindliche Batterie bei Weissenau weggenommen hatte, ging die Belagerung rascher vor sich.

Zwar hatte Custine am 17. Mai den Versuch gemacht, der Festung Hilfe zu bringen, und mit 25.000 Mann die Oesterreicher angegriffen; allein die drei Bataillone und acht Schwadronen, die rechts von der Queich standen, schlugen die ganze französische Armee in die Flucht. Nachdem Custine zur Nordarmee abberufen war, übernahm Beauharnais den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee und beschloß gleichfalls in den Tagen des 19.—21. Juli den Entsatz zu versuchen. Es setzte sich deshalb die Moselarmee unter Houchard gegen Lauterecken in Bewegung, ein zweites Corps unter Moreau

sollte in der Richtung von Pirmasens gegen Kaiserslautern die Höhen übersteigen und ein drittes unter Beauharnais' persönlicher Leitung gegen den Hardt vordringen. Aber die einzelnen Corps wurden sämmtlich geschlagen und selbst ein Fehler der Alliirten, die Edenkoben zu besetzen unterlassen hatten, nicht benützt, um so weniger, da man inzwischen Nachricht von dem Falle von Mainz erhielt. Diese Festung war am 25. Juli übergeben und die Besatzung, die gegen das Versprechen, in diesem Krieg nicht mehr gegen die Alliirten zu dienen, freien Abzug erhalten hatte, in die Vendée geschickt worden, um dort dem Bürgerkriege ein Ende zu machen.

Nun war der deutsche Boden frei, das Programm von Frankfurt erfüllt und es fragte sich, was nun zu geschehen habe. Für den Prinzen von Coburg war die Antwort längst gegeben. Es ward aber dessenungeachtet am 3. August eine Conferenz zu Herin eröffnet, in welcher der Herzog von York trocken erklärte, er habe Befehl von der englischen Regierung erhalten, Dünkirchen zu erobern, wozu er 15.000 Mann von den Kaiserlichen als Hilfstruppen begehre. Wolle man sich demnach der bei der Armee befindlichen Engländer noch bedienen, so müsse dieses rasch geschehen. Deshalb ward beschlossen, schon am 7. August Abends das Cäsarlager anzugreifen.

Dasselbe ward von Kilmaine vertheidigt, da Custine, der Condé und Valenciennes nicht zu retten vermocht hatte, angeklagt und nach Paris gebracht worden war. Während nun der Herzog von York vor Cambray erscheint und es zur Uebergabe auffordert, was durch das Abbrennen der Vorstädte und das Schließen der Thore beantwortet wird, langt Coburg mit 40.000 Mann vor der Schelde an und bivouakirt im Angesichte des Feindes. Da beschließt Kilmaine, das Lager aufzugeben und sich ins Feld von Gavarelle zurückzuziehen, das

durch Arras und Douay geschützt ist. Um diesen Rückzug bewerkstelligen zu können, wirft er sich mit seinem zahlreichen Hintertreffen auf den linken Flügel der Verbündeten und sein Unternehmen gelingt ohne allzu große Opfer. Als nun der rechte Flügel und die Mitte der Verbündeten das Lager stürmen wollen, finden sie keinen Feind mehr. Dadurch sind sich Cambray und Bouchaine selbst überlassen und die Nordgrenze Frankreichs gegen die Seeseite bloßgelegt. Die Verbündeten hindert nichts am raschen Vordringen, als der Mangel an Einigkeit.

Denn jetzt trennt sich York mit seinen Engländern und 15.000 Oesterreichern vom Hauptheere und marschirt nach Dünkirchen, während Coburg, so geschwächt, die Belagerung von le Quesnoy unternimmt.

Dies war der Wendepunct des Glückes für die Oesterreicher; denn Frankreich, so nahe am Rande des Verderbens, entwickelt plötzlich Riesenkräfte. Die Partei des Schreckens, die jetzt in Paris ans Ruder kommt, verschafft sich unbedingten Gehorsam. Sie stachelt den Ehrgeiz und die Vaterlandsliebe auf, stellt „Ehre vor ein Auge, Tod vors andere“ und bringt ein neues ungeahntes Leben ins Land. Durch das Aufgebot in Masse, in Folge dessen alle Bürger vom 18. — 25. Jahre Krieger sein müssen, entsteht schnell eine ungeheure Macht. Wer nicht willig folgt, hat den Tod durch die Guillotine zu fürchten und kämpft doch lieber fürs Vaterland, als unter dem Henkerbeil zu verbluten. Nunmehr wird ganz Frankreich ein Lager, überall wird gerüstet, gearbeitet, und bald lenkt Carnot's Genie die Massen und organisirt sie. Nur dadurch war man im Stande, die Nordarmee zu verstärken, um Dünkirchen nicht in die Hände York's fallen zu lassen. Es war die Behauptung dieser Stadt nicht blos eine nationale Ehrensache, sondern sie hatte für die Neuzeit dieselbe

Bedeutung, wie im Mittelalter Calais, nämlich ein befestigter Brückenkopf für England zu sein.

Houchard, der den Oberbefehl erhalten hatte, nahm alle Truppen im Lager von Gavarelle zusammen, erhielt noch über Carnot's Anordnungen Soldaten von der Rhein- und Moselarmee, die in Eilmärschen nach den Niederlanden rücken mußten, und sollte nun mit 60—70.000 Mann nach dem Plane des Convents gerade auf das Hauptquartier des Herzogs von York losmarschiren, weil man bereits damals der Ansicht zu huldigen begann, es wäre das Beste, die Truppen auf einem Puncte zu vereinen und damit gegen den in weiten Stellungen zerstreuten Feind zu wirken. Houchard aber, noch im alten Systeme aufgewachsen, vermochte den neueren Ideen nicht ganz zu folgen. Statt auf York loszurücken, griff er am 6. den General Freitag, der bei Hondscote lagerte, an, schlug sich mit ihm am 7. und 8. September herum und erfocht theils durch seine numerische Ueberlegenheit, theils, weil aus Ungunst der Bodenbeschaffenheit die hannoverische Reiterei nicht wirken konnte, einen Sieg, der die Aufhebung der Belagerung von Dünkirchen zur Folge hatte.

Dieser Sieg erregte in Paris großen Jubel, denn es war das erste Mal in diesem Jahre, daß man dem Feinde einen größeren Vortheil abgerungen hatte; aber Houchard wußte ihn nicht zu nützen. Er vertheilte seine Truppen in einer langen Linie, die vom Meere bis Lille und Menin reichte und welcher der Prinz von Oranien, ebenso weit ausgedehnt, mit den Holländern gegenüber stand. Da nun die Letzteren viel schwächer waren, zogen sie in allen Scharmützeln, die sich fast täglich entspannen, den kürzern. In den Gefechten vom 12. und 13. September wurden sie sogar über Menin zurückgedrängt und die Franzosen rückten auf Courtray los, als plötzlich, nachdem schon

am 11. d. M. le Quesnoy sich den Kaiserlichen ergeben hatte, der österreichische General Beaulieu erschien und ihren Fortschritten ein Ende machte.

Zu Bisseghem am Reederbach trafen am 15. beide Heere aufeinander und es entspann sich ein Gefecht, bei dem anfangs die Franzosen im Vortheile waren, bis Beaulieu seine Reiter in die französischen Flanken einhauen ließ und dadurch eine Verwirrung hervorrief, die bald in die wildeste Flucht ausartete. „Rette sich, wer kann", war die Losung und so kam man in heilloser Unordnung nach Menin; allein da ergriff der Schrecken auch alle übrigen Posten und Lagerplätze, was Füße hatte, begann zu laufen, erst unter den Kanonen von Lille hielt man sich wieder für sicher. So waren alle Früchte des Sieges von Hondscote vernichtet. Houchard, angeklagt, trug jetzt seinen Kopf ebenso zur Guillotine, wie Custine, ein warnendes Beispiel für alle Generäle, die zu wenig Siege erfochten und zugleich ein Beispiel der Dankbarkeit der französischen Republik!

An Houchard's Stelle kam Jourdan, der bei Hondscote das Centrum befehligt hatte. Er sollte zu Guise ein großes Heer sammeln und damit in Masse gegen den Feind rücken; denn „Massentaktik" und keine „Lineartaktik" war jetzt das Feldgeschrei der Soldaten und Laien, des Feldherrn und des Convents. Carnot ging zur Organisirung selbst nach Guise. Auch die Alliirten hatten, vereint mit dem Belagerungsheere Dünkirchens, ein ansehnliches Heer beisammen, das zwischen Maas und Schelde stand. Um nun auch gegen die Sambre zu einen festen Punct zu bekommen, wie man ihn an der Schelde durch Condé und Valenciennes besaß, beschloß Coburg Maubeuge anzugreifen. Dahin wendet sich nun auch Jourdan mit 45.000 Mann von Guise aus. Coburg hatte 65.000 Mann, ließ sie aber nicht beisammen, sondern vertheilte sie so, daß etwa 12.000

Holländer am linken Sambreufer blieben, indeß General Colloredo am rechten Ufer manövriren sollte. Clerfayt war mit einem kleinen Corps beauftragt, den Marsch Jourdan's aufzuhalten, indeß die übrigen Truppen Maubeuge beobachteten. Coburg selbst blieb mit etwa 30.000 Mann zwischen Dourlers und Wattignies stehen.

Nach mehreren Vorpostengefechten stand Jourdan am 11. October vor der österreichischen Stellung, die er auf allen Puncten angriff. Der rechte österreichische Flügel erlitt zwar anfangs einen Verlust, indem ihm der Feind St. Waast abnahm, aber bald warf man die Franzosen wieder heraus und bekam sogar ihr Geschütz. Nicht besser erging es dem französischen Centrum, das sich Dourlers' bemächtigen wollte, aber in die österreichischen Kanonen hineingerieth und mit einem ungeheuren Menschenverluste zurückgeschlagen ward. Nur am linken österreichischen Flügel hatten die Franzosen mit Vortheil gestritten und sich der schwächsten Stellung, nämlich jener von Wattignies genähert. Die Nacht trennte die Kämpfenden. Jourdan aber erkannte, wie wichtig der Besitz dieses Punctes war, verstärkte in der Nacht seinen rechten Flügel und bemächtigte sich Wattignies' am 16. October, obgleich General Beauregard, der dieses Manöver unterstützen sollte, von den Oesterreichern geschlagen ward. Ueber die Besetzung Wattignies' durch die Franzosen ward aber Coburg so überrascht und verwirrt, daß er den Rückzug anordnete, obgleich seine Truppen auf allen übrigen Puncten siegreich gewesen waren und sogar der Herzog von York mit neuer Hilfe herbeieilte.

Dies war das letzte kriegerische Ereigniß des Jahres 1793 auf diesem Kriegsschauplatze. Es wurden dadurch zwar die Kaiserlichen nicht ganz vom französischen Boden vertrieben, wie es eigentlich der Convent von Jourdan und Carnot begehrt

hatte, allein die Alliirten mußten ihre Winterquartiere in Hennegau und Westflandern nehmen, eine Thatsache, die für die Zukunft noch weit schlimmeres befürchten ließ.

9.

Kämpfe am Rhein.

Auch am Rhein hatte man schließlich Unglück gehabt. Eigentlich wäre man preußischerseits des französischen Krieges gern ledig gewesen; die Preußen hatten ihre Entschädigung längst in Polen gefunden, das am 16. April 1793 zwischen Rußland und Preußen eine neue Theilung erfahren hatte. Dadurch war auch eine Erkaltung zwischen den Höfen von Berlin und Wien eingetreten, um so mehr als jetzt Cobenzl seinen Posten als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs aufgegeben hatte und Minister Thugut an seine Stelle getreten war. Diese Zerwürfnisse lähmten auch die militärischen Schritte am Rhein, wo gerade damals, als ein Theil der französischen Armee nach Dünkirchen hatte abrücken müssen, Aussicht auf Erfolg vorhanden war. Wurmser und der österreichische Hof erkannten dies und suchten den Herzog von Braunschweig zur Thätigkeit zu drängen. Allein dieser behauptete, er müsse erst Aufstellungen suchen, Magazine anlegen, Zufuhren organisiren und all die tausend Anstalten herstellen, welche die alte Kriegskunst als nothwendig ansah!

Da glaubte Wurmser auf eigne Faust operiren zu können in der Hoffnung, die Preußen dadurch nachzuziehen. Er hatte mit den Emigranten etwa 32.000 Mann am linken Rheinufer beisammen, indeß die Feinde in den Weißenburger Linien standen. Diese Linien zu nehmen, schien nicht schwierig, wenn

man sie zugleich in der Front angriff und in ihrer linken Flanke umging. Dies Umgehen der Flanke wäre die Aufgabe der Preußen gewesen, und indem Wurmser in der That seine Frontangriffe von Bienwald aus begann, hoffte er zuversichtlich den Herzog von Braunschweig zur Mithilfe zu bewegen. Allein die Preußen blieben ruhig am Hardt stehen und spöttelten über die „Franzosenjagd" Wurmser's. Erst als am 6. August Prinz von Waldeck aus Wien kam und die Nachricht brachte, daß der österreichische Hof die Plane Wurmser's nicht nur billige, sondern sogar während des Angriffs auf die Weißenburger Linien ein österreichisches Corps im Ober-Elsaß zur Unterstützung der Operationen einbrechen lassen wolle, setzte es der preußische König trotz des Widerstrebens des Herzogs durch, daß das preußische Herr vorrückte, am 11. August Edenkoben besetzte und bis Pirmasens vordrang, aber mit so geringer Macht, daß Wurmser, der am 19. August die Franzosen abermals in der Front angriff, keine wesentliche Unterstützung hatte.

Dennoch fanden sich die Preußen bald wider Willen in ein Gefecht mit den Franzosen verwickelt. Wurmser hatte am 6. und 7. September den General Pejacsevich abgeschickt und den wichtigen Engpaß von Bondenthal besetzt. Die Franzosen erkannten die Wichtigkeit dieses Postens zu gut, um nicht alle ihre Kräfte zur Wiedererlangung des Engpasses anzustrengen. Schon am 12. warfen sie sich mit aller Macht auf alle Puncte der österreichischen Linie, ohne jedoch einen Erfolg zu erzielen. Sie wurden zurückgeworfen. Als sie aber erfuhren, daß die Oesterreicher in Bondenthal keine Verstärkung erhalten hatten, erneuerten sie am 14. den Kampf und beschlossen zugleich die Moselarmee gegen Pirmasens vorrücken zu lassen, um die Preußen von der Hilfeleistung abzuhalten. In der That schlug der Herzog von Braunschweig Wurmser's Bitte um

Unterstützung rund ab, und als nun der französische General Ferette mit überlegenen Truppen sich ungestüm auf die Oesterreicher bei Bondenthal warf, überwältigte er sie nach einem äußerst blutigen und hartnäckigen Gefechte und besetzte den wichtigen Posten mit seinen Leuten. Der Herzog von Braunschweig war inzwischen bei Pirmasens in einen Kampf verwickelt worden, wobei er Sieger blieb und die Feinde in die Flucht schlug, aber dies nutzte den Oesterreichern wenig, besonders da er den Sieg nicht verfolgte und stehen blieb, statt die Franzosen aus Hornbach hinauszujagen.

Erst als der Vicepräsident des Wiener Hofkriegsrathes in sein Hauptquartier gekommen war und endlich den Kriegsplan mitbrachte, auf dessen Nichterscheinen sich das preußische Zögern immer gestützt hatte, ein Plan, der ganz und gar mit jenem Wurmser's übereinstimmte, erst dann fand sich der Herzog bewogen, in den letzten Tagen des September vorzugehen und die beiden französischen Armeen (die Rhein- und Moselarmee) dadurch zu trennen, daß er sich der Vogesenlager bei St. Ingbert, Blieskastel und Neuhornbach bemächtigte. Die Franzosen leisteten nur geringen Widerstand und wichen überall nach kurzen Gefechten zurück. Der preußische König, der an diesen letzten Kämpfen noch Theil genommen, verließ am 29. September die Armee und kehrte nach Preußen zurück. Dadurch bekam Braunschweig den alleinigen ungetheilten Oberbefehl und vereinte sich nunmehr mit Wurmser zur Eroberung der Weißenburger Linien, wie es im Kriegsplane stand.

Während die Preußen nunmehr den linken Flügel der Franzosen aus seinen Stellungen in den Vogesen zwischen Bitsch und Weißenburg verdrängten, griff Wurmser die Lauterlinie an. Zwar ward der Prinz von Waldek, der am 14. October bei Selz über den Rhein gegangen war, zurückgeschlagen;

allein die anderen Abtheilungen des Wurmser'schen Heeres drangen siegreich vorwärts, vertrieben die Feinde aus Lauterburg und Bergzabern, ja endlich am Abend desselben Tages aus Weißenburg selbst. Noch in der Nacht zogen sich die Geschlagenen auf Hagenau, ja hielten sich beim Vordringen der Alliirten auch da nicht für sicher, räumten am 17. October diesen Ort und flüchteten unter die Mauern von Straßburg.

So hatte sich wieder gezeigt, was Oesterreich und Preußen vermöge, wenn es gemeinsam handle; allein leider dauerte die Einheit nicht lange. Wurmser wollte den Sieg benutzen und Elsaß erobern, das gerade jetzt leicht zu besetzen schien; doch Preußen gönnte dem Nachbarhofe diese Eroberung nicht und war gegen jede „Vergrößerung Oesterreichs". Der Herzog von Braunschweig hielt den Plan Wurmser's einerseits für unausführbar, andererseits nur dictirt durch Wurmser's persönliches Interesse, weil er Besitzungen und Verwandte im Elsaß hatte. Allein Wurmser wußte recht gut, was er wollte. Die Einwohnerschaft dieses Landes, von jeher deutsch, hatte wenig Sympathien mit dem neuen Regimente Frankreichs. Die neuen Ideen hatten dort Schrecken und Abscheu verbreitet, besonders seit durch die Ausschweifungen der Schreckensmänner die unglückliche Königin Marie Antoinette, die Tochter der großen Maria Theresia, die schöne und liebenswürdige Monarchin, deren ganze Schuld darin bestand, daß sie eine Krone getragen hatte, am 16. September aufs Schaffot gebracht worden war, und seit in lächerlicher Verblendung das Dasein Gottes wegdecretirt und der Dienst der Vernunft zu Paris eingeführt worden war! Der ganze Adel von Elsaß stand auf Seite der Oesterreicher und ein Theil desselben diente in Wurmser's Heere. Der Mittelstand, noch am meisten republicanischen Ideen zugänglich, verabscheute die Herrschaft Robespierres, die Bauern

endlich wollten von den Pariser Neuerungen nichts wissen. In Straßburg hatte sich sogar eine Verschwörung gebildet, die Stadt den Oesterreichern zu übergeben.

Wäre dieser Zustand benützt worden, so wären Wurmser's Anstrengungen nicht fruchtlos gewesen; doch das Unternehmen allein durchzuführen, war er zu schwach und Braunschweig weigerte sich entschieden, ihm zu helfen, ja zog sich sogar unter dem Vorwande, für die Winterquartiere seiner Truppen sorgen zu müssen, auf Kaiserslautern zurück. Auch erkannte der Wohlfahrtsausschuß die Wichtigkeit des Elsasses, ließ durch Conventsdeputirte von besonderer Thätigkeit, wie Saint Juste war, das ganze Land insurgiren, ernannte den jungen General Hoche zum Befehlshaber der Moselarmee und Pichegru zum Anführer der Rheinarmee, und befahl ersterem Landau zu entsetzen. Da nun dieser nur allzu gut wußte, was seiner harre, wenn er den Befehl nicht vollzöge, so strengte er alle seine Kräfte an, den Auftrag zu vollziehen. „Landau oder Tod" war sein eigener, war der Ruf seiner Soldaten.

Zu Anfang der zweiten Hälfte Novembers waren die beiden französischen Feldherren bereit, vorzurücken. Hoche, der den Rückzug des Herzogs von Braunschweig für Flucht gehalten hatte, griff ihn mit 40.000 gegen etwa 20.000 Mann am 28. November in dessen Linien bei Kaiserslautern an. Der Kampf ward am 29. und 30. mit Heftigkeit fortgesetzt und die Franzosen wurden vollständig geschlagen. Hätte nun der Herzog seinen Sieg verfolgt, die Moselarmee bei Seite gedrängt und sich mit Wurmser vereint, so würde der Feldzug noch immer einen glücklichen Ausgang genommen haben; allein Herzog Ferdinand ging in seine alten Stellungen nach Kaiserslautern zurück und erleichterte es dadurch Hoche, sich mit Pichegru in Verbindung zu setzen.

Dieser hatte schon seit dem 20. November die Stellung des General Wurmser, der seine Posten bis an die Zorn vorgeschoben hatte, mit Lebhaftigkeit angegriffen und jeden Tag fanden kleinere Gefechte statt, die für die Entscheidung freilich von keiner Bedeutung waren, allein doch Wurmser's Macht stets schwächten. Die Stellung der Oesterreicher dehnte sich in einer durch zahlreiche Verschanzungen gedeckten Strecke von zwölf Stunden aus; ihr linker Flügel war an den Rhein gelehnt; der rechte hatte seine Deckung in jenen Gebirgsposten, die den Schlüssel zu den Weißenburger Linien bildeten. Ein Glück war es noch, daß die Angriffe der beiden französischen Heere, die sich, nachdem Hoche Verstärkungen erhalten hatte, näherten, vereinzelt geschahen; so wurden sie am 8. December bei Reichshofen, am 10. bei Pirmasens und Weißenburg, am 14. bei Lembach zurückgeworfen. Ein besonders heißer Kampf entwickelte sich am 15. und 16. December, wo Wurmser beinahe auf allen Puncten angegriffen wurde, aber diesmal ausreichende Unterstützung durch den Herzog von Braunschweig erhielt, so daß der Angriff tüchtig abgeschlagen werden konnte. Leider hatte die, jetzt wieder etwas mehr hergestellte Einheit zwischen den beiden Feldherren keinen Erfolg mehr. Wurmser, bereits entmuthigt und durch Krankheiten in seinem Corps geschwächt — er hatte mehr als 10.000 Kranke und Verwundete — gab die Stellung bei Hagenau auf und zog sich hinter die Sür zurück, während ein preußisches Corps die Stellung bei Lembach deckte. Inzwischen hatte, weil man den Werth der Einheit im französischen Lager besser erkannte, Hoche den alleinigen Oberbefehl über die vereinte Rhein- und Moselarmee erhalten und griff am 22. December die Kaiserlichen bei Fröschweiler und Werth an, erstürmte ihre Schanzen, nahm ihnen das Geschütz weg, machte viel Gefangene und zwang sie zum Rück-

zuge, der äußerst verwirrt vor sich ging, da die Emigranten und der elsässische Adel durch ihre Flucht, durch die Hast und Eile sich in Sicherheit zu bringen, alle Ordnung durchbrachen. Damit war nun aber auch der rechte Flügel Wurmser's umgangen und der Posten bei Lembach nicht mehr zu halten. Wurmser zog sich, fast ohne Munition, mißtrauisch und enttäuscht, auf Weißenburg zurück.

Die Oesterreicher und Preußen kamen nun überein, dort den weiteren Angriff des Feindes abzuwarten und Landau umschlossen zu halten; allein der Zustand der Armee war so elend, daß an eine Fortsetzung des Kampfes nicht gedacht werden konnte. Es fehlte an Lebensmitteln, Holz und Fourage, ja selbst an Schuhen und Kleidern. Dazu kamen die fortwährenden Angriffe des Feindes, der am 26. December die Kaiserlichen abermals warf und bald von Weißenburg abgeschnitten hätte, wenn nicht der Herzog von Braunschweig, jetzt leider zu spät, Unterstützung gewährt haben würde. Es blieb den Oesterreichern unter diesen Umständen, wenn sie nicht auch noch den Rest ihrer Armee preisgeben wollten, nichts mehr übrig, als über den Rhein zurückzukehren. Bei Philippsburg überschritt Wurmser am 30. December diesen Fluß, indeß die Preußen in den ersten Tagen des neuen Jahres ihre Winterquartiere zwischen Rhein und Nahe nahmen.

So endete der so glorreich begonnene Feldzug des Jahres 1793. Politische Meinungsverschiedenheiten der Höfe, Egoismus einzelner Fürsten, militärische Uneinigkeit, besonders aber die alte Kriegskunst mit der übermäßigen Ausdehnung ihrer Linien, der langsamen Bewegung ihrer Heere, der allzu großen Aengstlichkeit der meisten ihrer Führer, trugen die Hauptschuld an dem Scheitern eines Unternehmens, das in der Verbindung von beinahe ganz Europa, mit den bravsten und disciplinirtesten

Truppen der Welt gegen einen Staat begonnen worden war, der, von außen und innen bedroht, Leute auf den Kampfplatz gesendet hatte, die von Zucht und Ordnung, von Kampf und Gefecht nichts verstanden, die aber schließlich den Sieg davon trugen, weil sie eine neue Kriegskunst, ein neuer Geist zu beseelen begann, Dinge, gegen die man erst lernen mußte, zu kämpfen.

10.

Feldzugsplan des Generals Mack für das Jahr 1794.

Der Beginn des Jahres 1794 traf die große Allianz der Fürsten Europa's bereits gelockert; nur Oesterreich stritt noch mit derselben heiligen Glut, mit der es zuerst den Krieg begonnen hatte. Man hat, namentlich in späteren Zeiten, diesen Kampf vielfach zu verdächtigen gesucht, man hat den Kaiser Franz ohne Umstände als Unterdrücker aller freiheitlichen Institutionen hingestellt, als einen Herrscher, der Ströme von Blut vergoß, um seiner starren Ansicht von Legitimität und dem Wunsche nach Absolutismus Genüge zu thun. Allein wenn man den Kaiser nach dem Maßstabe seiner eigenen Zeit und nicht nach dem fremder Tage mißt, so wird man finden, daß er nur dem Willen seiner Völker Ausdruck gab, welche selbst den Kampf gegen eine Nation begehrten, der weder Recht noch Sitte, weder Gott noch Tugend heilig war, die alles Gewohnte und Liebgewordene über den Haufen warf und Neuerungen an deren Stelle setzte. Uebrigens hatte er auch als Kaiser von Deutschland die Pflicht, die Unverletztheit des Reiches zu wahren oder vielmehr wieder herzustellen, da von Frankreich einzelne deutsche Fürsten an Rechten und Ländern gekränkt waren. Seit zwei

Jahren hatte deshalb Kaiser Franz in den Niederlanden und am Rhein, ja selbst in Italien zur Unterstützung Sardiniens, seine Truppen in einer Anzahl und Stärke verwendet, welche das, was er dem Reiche gegenüber zu leisten verpflichtet war, um mehr als das Dreifache überstieg.

Leider waren die deutschen Fürsten nicht von gleich patriotischen Ideen erfüllt, wie ihr Oberhaupt; es zeigte sich die Trostlosigkeit und Erbärmlichkeit der damaligen deutschen Zustände im grellsten Lichte. Aufgefordert vom Kaiser zu einem Kampfe, der um ihr eigenes und des Reiches Dasein geführt wurde, wußten sie hundert Ausflüchte, um nicht ihren Verpflichtungen nachkommen zu müssen; es verließ das Reich sich selbst und verrieth den Kaiser, der es retten wollte. War es ein Wunder, wenn nun dieser, angeekelt von solch unhaltbaren Zuständen, allmälig sein Herz von Deutschland abwendete und schließlich eine Krone niederlegte, die nicht einmal mehr Glanz, viel weniger noch Macht besaß?

Unter diesen Umständen waren die Aussichten für die Erneuerung des Kampfes im Jahre 1794 eben nicht glänzend. Dennoch verzagte der Kaiser nicht. Er schlug, da er die Fürsten nicht zum Kampfe bewegen konnte, eine allgemeine Volksbewaffnung wenigstens in den bedrohten Grenzgegenden vor; er wußte, daß das Volk in heiliger Begeisterung aufstehen und den Kampf für Recht und Vaterland ausfechten würde. Aber mit Furcht und Entsetzen verwarfen die deutschen Fürsten, allen voran Preußen, eine so revolutionäre Maßregel, und beschlossen lieber die Bildung einer Reichsarmee zu gestatten, die vereint mit den Wurmser'schen Truppen am Oberrhein wirken und unter dem Commando des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen stehen sollte, der im ersten niederländischen Feldzug, wenn auch unglücklich, so doch ehrenvoll gekämpft hatte.

Die eigenthümlichste Stellung freilich nahm Preußen ein. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte den Feldherrnstab niedergelegt und ward ersetzt durch Möllendorf, einen Mann, gleichfalls aus der Schule Friedrich's II., der zwar schon 70 Jahre alt war, aber dennoch viel Beweglichkeit besaß, voll List und Ehrgeiz und versehen mit einem Hang zur Intrigue, der ihn in diesen Tagen als geeignetes Werkzeug für die Durchführung der preußischen Politik erscheinen ließ. Nach langem Hin- und Herhandeln hatte Preußen, das dem Kampfe eigentlich ganz entsagen wollte, endlich im Haager Vertrage vom 19. April seine Truppen an England und Holland verkauft und mußte gegen eine bestimmte Summe 62.400 Mann den Alliirten zur Verfügung stellen.

Auf ihre Mitwirkung wurde demnach mit Sicherheit in dem Kriegsplane gerechnet, den der österreichische General Mack entworfen hatte. Ihm zufolge sollte die österreichische Hauptarmee in den Niederlanden die Vertheidigungslinie von Landrecies, Cambray und Arras erobern, dann auf Paris losmarschiren, während England durch eine Landung die Vendéer zu unterstützen hatte, die im Aufruhr gegen die Republik waren; die Preußen aber sollten den linken Flügel decken. Zweierlei war dabei nicht berücksichtigt: einmal, daß der Aufruhr in der Vendée schon größtentheils unterdrückt, Lyon, Bordeaux, Marseille und selbst Toulon bereits in den Händen der Republicaner war, und dann, daß man sich auf Preußen nicht verlassen konnte.

Dennoch waren die Truppen der Verbündeten guten Muthes, ja in freudiger Aufregung, da Kaiser Franz selbst beim Heere erschien. Am 14. April 1794 Abends um ½6 Uhr traf er in Begleitung der Erzherzoge Karl und Joseph zu Valenciennes ein und nun beschloß der Prinz von Coburg

ungesäumt, sich Landrecies' zu bemächtigen. Die gesammte österreichisch-englisch-holländische Armee, die er befehligte, mochte etwa 160.000 Mann zählen. Das Centrum, über welches der Kaiser am 16. April Heerschau hielt, stand zwischen Valenciennes und Bavay, der linke Flügel unter dem Grafen Kaunitz bei Mons, der rechte Flügel unter Clerfayt in mehreren Lagern in Westflandern. Ueberdies waren 25—30.000 Oesterreicher im Luxemburg'schen, an sie schlossen sich die Preußen und Sachsen in der Gegend von Mainz (etwa 60.000 Mann) und dann stand das Reichsheer von Mannheim bis Basel, etwa 15.000 Mann.

Ihnen gegenüber befanden sich ansehnliche Streitkräfte: die Nordarmee unter dem Befehl Pichegru's, die Ardennenarmee unter Charbonière, die Moselarmee 30.000 Mann unter Jourdan, die Rheinarmee 36.000 Mann unter Michaud, zusammen über 240.000 Mann. Waren davon auch nicht alle Truppen mobil, so zeigten sich die Franzosen den Verbündeten doch an Truppenanzahl weit überlegen. Dessenungeachtet konnten die Letzteren den Kampf mit Siegeshoffnung aufnehmen, da fast zwei Drittheile der Feinde aus jungen ungeübten Recruten bestand, die noch nie im Feuer gewesen waren, indeß sich bei den Heeren der Alliirten fast durchwegs erprobte, an den Krieg gewöhnte Soldaten befanden.

11.

Unter den Augen des Kaisers.

Am 17. April eröffneten die Oesterreicher den Kampf gegen das französische Centrum, indem sie unter den Augen des Kaisers in acht Colonnen vorrückten, die Feinde in ungestümem

Angriffe über die Oise und Sambre zurückwarfen und Landrecies umzingelten. Durch diese Bewegung war der rechte französische Flügel von der Mitte abgeschnitten, und als am 21. April die Franzosen ihre Vereinigung mit den Waffen durchsetzen wollten, entspann sich an der Helpe ein mörderischer Kampf, der damit endete, daß die Franzosen auf allen Puncten geworfen wurden und wieder jene Stellungen beziehen mußten, die sie bei Tagesanbruch inne gehabt hatten.

Kaiser Franz war inzwischen nach Brüssel gegangen, wo er die Joyeuse Entrée und alle andern Freiheiten der Niederländer beschwor, darauf den Huldigungseid abnahm und zum Herzog von Brabant ausgerufen wurde. Am 26. April war er schon wieder bei der Armee, wo er eben recht zu der glänzenden Waffenthat von Landrecies kam.

Die Franzosen hatten diesen Tag zu einem allgemeinen Angriff bestimmt. Im Centrum sollten die Oesterreicher auf sieben Puncten zugleich angegriffen werden, indeß Charbonière aus den Ardennen herbeirücken sollte, um mit den Truppen des Desjardins, der bei Maubeuge stand, den linken Flügel der Oesterreicher zurückzudrängen. Endlich sollten Souham und Moreau von Lille aus gegen Clerfayt operiren und Menin und Courtray nehmen. Die Vereinigung der Ardennen- und Maubeuge-Armee konnte freilich von den Oesterreichern nicht gehindert werden, da Kaunitz, der an der Sambre stand, zu schwach war; dagegen entschied sich der Kampf im Centrum sehr bald zu Gunsten der Verbündeten. Der Angriff in mehreren Colonnen gab den Alliirten Gelegenheit, jede einzelne zu schlagen und zwar mit um so größerem Erfolge, je weniger sich die zerstreut von einander fechtenden Feinde gegenseitig zu unterstützen vermochten. Am schlimmsten erging es dabei dem französischen General Chappuis, der mit 30.000 Mann und 80 Kanonen den Herzog von

York werfen wollte; er überrumpelte in der That die Vorposten und drang bis zu York's verschanztem Lager; aber zwei Reiterangriffe, die unter dem Befehl des Oberstlieutenants Fürsten Karl Schwarzenberg von einem österreichischen Kürassierregiment, ein Paar Escadronen Husaren und einigen englischen Reiterschwadronen unternommen wurden, jagten die ganze Colonne in die schmählichste Flucht. In ein paar Minuten war die französische Infanterie auseinandergesprengt und die Verbündeten brachten 5—6000 Gefangene, worunter Chappuis selbst, und 30 Kanonen ins Lager zurück. Der Erfolg dieses glänzenden Tages war der Fall von Landrecies, welche Festung sich am 30. April ergab.

Dagegen waren die Alliirten um dieselbe Zeit auf ihrem rechten Flügel unglücklich. Souham und Moreau waren am 26. April von Lille gegen die Lys aufgebrochen, an welcher Menin und Courtray liegen. Die erste Festung ward von Moreau berannt, indeß Souham sich der zweiten bemächtigte, ehe noch Clerfayt wußte, wo er die Feinde zu suchen habe. Als er von ihrer Bewegung Kunde erhielt, faßte er den Plan, ihnen den Rückweg nach Lille abzuschneiden und ging deshalb mit etwa 18.000 Mann nach Moeseron, wo er sich am 28. April verschanzte. Die Gefahr erkennend, machten die französischen Feldherren mit einem Theile ihrer Truppen Kehrt und beschlossen, um ihre bedrohten Verbindungen zu retten, die Stellung Clerfayt's mit Sturm zu nehmen. Am 29. führten sie ihre Schaaren gegen die Schanzen und obgleich sich die Oesterreicher mit großer Tapferkeit wehrten und den ersten Sturm abschlugen, mußten sie doch der Uebermacht weichen und verloren 1200 Gefangene, 33 Kanonen und 4 Fahnen.

Um diese Zeit wurde in Frankreich der Plan entworfen, den Kampf gegen das österreichische Centrum ganz aufzugeben,

dagegen mit ungeheueren Massen die Flügel anzugreifen und zwar in stets sich erneuernden Gefechten, um durch deren Aufrollung die Mitte zu umgarnen. Dieser Plan kam zur Kenntniß der Alliirten, da er sich unter den Papieren des gefangenen Generals Chappuis befand und änderte natürlich den Mack'schen Plan wesentlich ab. Coburg hielt eine Bedrohung seiner Flanken für das allergefährlichste Unternehmen, und sein Bestreben war nur dahin gerichtet, seine beiden Flügel möglichst zu verstärken. Trotzdem war Clerfayt am 11. Mai in einem Treffen zwischen Thielt und Courtray neuerdings unglücklich, und obgleich all' diese Gefechte nichts Entscheidendes hatten, waren sie doch nachtheilig, weil die Alliirten dabei eine Menge Leute verloren, die sich nicht ersetzen ließen, indeß die Franzosen fortwährend aus dem Innern Fankreichs neue Krieger zugeschickt erhielten.

Glücklicher waren die Verbündeten auf dem linken Flügel, obgleich die Franzosen ihrem kühnen Plan gemäß immer neue Truppen dahin sendeten und dem General Jourdan Befehl ertheilten, sich mit 15.000 Mann des Rheinheeres zu verstärken, in Eilmärschen durch den Ardennenwald zu rücken und sich mit Desjardins' Corps zu vereinen. Aber auch Coburg hatte seinen linken Flügel verstärkt und da der allmächtige Volksrepräsentant St. Juste das Herankommen der Jourdan'schen Armee nicht abwarten wollte und den Angriff befahl, so wurden die Franzosen bei ihrem Vordringen über die Sambre sowohl am 9., als noch mehr am 13. Mai geschlagen. Kaunitz erfocht am letzten Tage gegen Desjardins, welcher auf Mons vordringen wollte, bei Grandremy in einem mörderischen Treffen einen glänzenden Sieg, der aber Angesichts der zu erwartenden französischen Verstärkungen keine Entscheidung hatte.

In dieser Zeit hatte Mack einen Plan entworfen, der mit einem Streiche die französische Armee von Lille abschneiden, um-

zingeln, ja vernichten sollte. Die hiebei in Verwendung kommenden Mittel waren aber so künstlich zusammengesetzt, daß von vornherein der Erfolg des Unternehmens zweifelhaft war; denn Mack's Plan bedurfte zur Durchführung eines fast bis zur Stunde genauen Uebereinstimmens in der Bewegung der einzelnen Heeresmassen, die, von den verschiedensten Seiten zusammentreffend, in ihren Einzelmärschen durch nichts gestört werden durften, wenn nicht der ganze Erfolg in Frage gestellt sein sollte. Zwar hielt man die Anordnungen vollkommen geheimnißvoll; doch erkannten Souham und Moreau, die in Pichegru's Abwesenheit den Oberbefehl führten, aus den Bewegungen der Heeresabtheilungen der Verbündeten, auf was man es abgesehen hatte, und wußten ihre Anstalten so zu treffen, daß der großartig angelegte Plan ihrer Gegner vollständig zerrissen wurde. Während nämlich Clerfayt bei Warwik aufgehalten wurde, marschirte Souham auf Turcoing los, warf die Alliirten heraus und bemächtigte sich dieses Punctes, indeß York in ein Gefecht mit Bonnaud verwickelt wurde, das rasch einen unglücklichen Ausgang nahm, da eben die erwartete Hilfe Clerfayt's ausblieb. Die Engländer wurden geschlagen und ohne den tapfern und andauernden Widerstand, den einige österreichische Grenadierbataillons und das hessen-cassel'sche Leibregiment zwischen Lannoy und Leers leisteten, wären die flüchtigen Reihen wohl gänzlich aufgelöst und der Herzog von York selbst gefangen worden (18. Mai).

Zum Glücke wußten die Franzosen ihren Sieg nicht zu benützen und ließen Clerfayt in seine alte Stellung bei Thielt ziehen, indeß die übrigen Verbündeten bei Tournay lagerten. Ja bald wurde diese Niederlage ausgeglichen; denn als Pichegru am Morgen nach der Schlacht ankam und auch für seine Person Ruhm erwerben wollte, gerieth er am 22. Mai in einen Kampf mit den Alliirten bei Port-à-Chin, der mit äußerster Erbitte-

rung zwölf Stunden lang fortdauerte und wobei die französische Armee empfindliche Verluste erlitt, indem sie an Gefangenen allein 6—7000 Mann verlor. Diese zweite Schlacht erfüllte die österreichischen Heere mit neuem Muthe und auch Kaiser Franz, der sich während des Kampfes in keiner Weise geschont hatte, baute wieder mit um so größerer Zuversicht auf die Zukunft, als auf diese glänzende Waffenthat in den nächsten Tagen noch andere folgten. Am 20., 24. und 26. Mai suchten die Franzosen den Uebergang über die Sambre zu erzwingen und wurden jedesmal zurückgeworfen. Als sie aber durch die Ankunft der Moselarmee unter Jourdan im Stande waren, Charleroy zu bedrohen, führte Kaiser Franz in eigner Person ein Hilfscorps von Tournay herbei und verjagte in dem heißen Schlachttage des 1. Juni die Feinde von der Festung und von der Sambre, wobei der Prinz von Oranien, der statt Kaunitz den Oberbefehl hatte, die Fehler des Feindes und ihre zerstreute Truppenaufstellung glücklich benützte. Dieser Sieg bei Gosselier und Vieuville war übrigens der letzte, den der Kaiser in diesem Feldzuge sah. Durch die Vereinigung der französischen Armeen war ihre Macht auf 76.000 Mann gestiegen, indeß die österreichischen Heere durch die beständigen Anstrengungen erschöpft waren.

Traurig und bekümmert kehrte Kaiser Franz am 2. Juni nach Wien zurück, um so mehr, als er aus dem Benehmen der Preußen am Rhein sah, daß es mit der Hoffnung auf eine Mitwirkung des deutschen Nachbarstaates vorüber sei.

12.

Fortschritte der Franzosen — Schlacht bei Fleurus.

Die Preußen hatten über das Drängen des Reichsfeldmarschalls Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen allerdings

den Kampf am Rhein aufgenommen. Am 18. Mai 1794 setzte sich Möllendorf mit 55.000 Mann gegen Kaiserslautern und Neustadt in Bewegung; Herzog Albrecht, der mehr leistete als er versprochen hatte, unterstützte diesen Marsch, indem er mit 34.000 Mann bei Mannheim und Philippsburg den Rhein übersetzte, und jetzt erfolgte ein allgemeiner Angriff auf die Franzosen, deren Rheinarmee nach Jourdan's Abzug noch 36.000 Mann stark war und unter Michaud's Oberbefehl am Fuße der Vogesen stand. Die Moselarmee, 20.000 Mann unter Moreaux (nicht Moreau), befand sich bei Kaiserslautern, indeß 10.000 Mann vor Trier standen und die Straße nach Luxemburg sperrten. Am 23. Mai wurden die Franzosen bei Kaiserslautern vollständig besiegt. Gleichzeitig war Blücher bei Wiedenfeld, Hohenlohe mit den Oesterreichern an der Rehbach über Mundenheim und Oggersheim glücklich kämpfend vorgedrungen. Die Alliirten trugen auf der ganzen Linie den Sieg davon und nahmen die Stellung von Speier über Edinghofen, Kaiserslautern und St. Wendel ein.

Hiemit war aber auch Möllendorf's Thätigkeit zu Ende. Ohne die niederländische Armee zu unterstützen, steckte er ruhig sein Schwert ein und blieb stehen. Freilich war er an dieser Thatenlosigkeit weniger Schuld, als die preußische Diplomatie, welche ihre Armee jetzt gern in Polen gehabt hätte und sich durch den Haager Tractat die Hände gebunden fühlte. Man wollte eben nur die Leute schonen und sich in keine Unternehmung mehr einlassen, gerade jetzt, wo die französische Armee an der Sambre und in Flandern ungeheuer verstärkt worden und den Verbündeten weit überlegen war, so daß die Mitwirkung Preußens an der gemeinsamen Sache unbedingte Nothwendigkeit wurde. Ja man konnte mit um so größerem Rechte erwarten, daß die von England und Holland bezahlten preußischen Truppen den allge-

meinen Plan unterstützen würden, da der Reichsmarschall Albrecht erklärte, mit seiner und einem kleinen Theile der preußischen Macht den Rhein vollkommen decken zu können.

Möllendorf aber verweigerte entschieden jede Mitwirkung, und während einerseits die Engländer sich mit den preußischen Diplomaten in Verhandlung setzten, andererseits Herzog Albrecht um Hilfe gegen Möllendorf's Ungehorsam nach Wien schrieb und der preußische Feldherr sich Instructionen von Berlin erbat, verstrich so viel kostbare Zeit, daß nun die Franzosen, die ihre zwei früher getrennten Armeen jetzt in eine vereint hatten, nun auch am Rhein angriffsweise vorgingen und von einer Unterstützung der niederländischen Armee gar nicht die Rede sein konnte. Diese Weigerung der Preußen, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, war übrigens allein Schuld an dem unglücklichen Ausgange des Kampfes in den Niederlanden.

Denn jetzt konnte Coburg, der um seine eigene Stellung immer mehr besorgt wurde, nicht mehr Clerfayt unterstützen und mußte ihn seinem Schicksale preisgeben. Gegen diesen kämpfte Pichegru, wagte es jedoch trotz seiner Stärke nicht ihn anzugreifen, sondern beschloß, Ypern zu belagern, in der Hoffnung, den österreichischen Feldherrn von Thielt nach sich zu ziehen, um ihn möglicherweise schlagen zu können. Auch erleichterte der Besitz von Ypern Pichegru's Vordringen in Westflandern. Was er hoffte, geschah. Kaum begann er die Belagerung von Ypern, so eilte Clerfayt zur Rettung des bedrohten Platzes herbei. Auch Coburg schickte Hilfe; doch sandte ihm Pichegru von Lille aus ein Corps entgegen, um ihn aufzuhalten, indeß er selbst aufbrach, dem entgegenziehenden Clerfayt eine Schlacht zu liefern. Diese fand am 13. Juni in der Nähe von Rousselaer und Hoogleden statt. Zwar warf Clerfayt den rechten französischen Flügel, doch konnte er nicht hindern, daß Macdonald seine heftig

angegriffene Stellung so lange behauptete, bis er Verstärkung erhielt, wodurch sich Clerfayt zum Rückzuge entschließen mußte. Vier Tage darauf fiel Ypern in die Gewalt des Feindes.

In noch größerer Gefahr befand sich der linke Flügel der Verbündeten seit Jourdan's Ankunft. Kaum hatten die Franzosen von den Eilmärschen, in denen sie von der Mosel hergerückt waren, ausgeruht, als Jourdan für den 16. Juni die Ueberschreitung der Sambre und die Belagerung von Charleroy, an welchen Versuchen seine Vorgänger gescheitert waren, nun seinerseits ins Werk setzte. Allein er fand auch diesmal den Prinzen von Oranien gerüstet. Die Franzosen wurden aus allen Stellungen, die sie jenseits der Sambre bereits eingenommen hatten, in einer mörderischen Schlacht hinausgetrieben und mußten sich zurückziehen. Sie sahen es aber als einen großen Gewinn an, diesen Rückzug wenigstens in einer leidlichen Ordnung bewerkstelligt zu haben, da sie sonst immer in unordentlicher Flucht ihre alten Stellungen erreicht hatten. Dennoch überschritt Jourdan ein paar Tage später abermals die Sambre und bemächtigte sich derjenigen Puncte, die er nöthig hatte, um das, übrigens nur schwach vertheidigte Charleroy angreifen zu können. Oranien fühlte sich zu schwach, um ihm die eroberten Stellungen wieder entreißen zu können, sondern wollte die Ankunft Coburg's abwarten; allein die Festung ergab sich am 26. Juni in dem Augenblicke den Franzosen, in welchen der kaiserliche Oberfeldherr, zu Oranien's Hilfe herbeigeeilt, sich zur Schlacht vorbereitete, um Charleroy, von dessen Fall er noch nichts vernommen hatte, zu entsetzen.

Am frühen Morgen begannen auf allen Puncten die Gefechte. Oranien und General Latour griffen auf dem rechten Flügel an, umzingelten die feindlichen Colonnen und warfen sie im gewaltigen Stoße bis an die Sambre zurück; allein schnell

eilt Kleber mit Hilfe herbei, führt Kanonen auf den Höhen von Monceaux auf und benützt die Zögerung, welche bei der nun erfolgten Kunde vom Falle Charleroy's hier eintritt, um die Oesterreicher zum Rückzuge zu zwingen, wodurch er seine Stellung wieder befestigt. Auch im Centrum beginnen die Oesterreicher den Kampf siegreich. General Quosdanovich drängt den französischen General Morlot auf Gosselie zurück, indeß Kaunitz dem Championnet in einem heißen Treffen die Verschanzungen von Hépignies entreißt; allein Jourdan, diese Gefahr erblickend, wirft seine Reserven auf den genommenen Punct, schlägt die Oesterreicher nach hartem Kampfe wieder hinaus und entwickelt seine Reiterei auf der weiten Ebene.

Noch heißer geht es auf dem linken Flügel zu. Hier hat Beaulieu, auf beiden Sambreufern vordringend, den französischen General Moreau zurückgeworfen und in wilde Flucht gejagt, während sich Erzherzog Karl des Dorfes Fleurus bemächtigte. Mit Mühe gelingt es Moreau einige Bataillons zum Stehen zu bringen, mit denen er Lambusart, den Haupthalt des französischen rechten Flügels besetzt. Ihm eilt Lefèvre von Fleurus aus zu Hilfe und Jourdan rückt mit dem Rest seiner Reserven gleichfalls heran. Nun entspinnt sich ein mörderischer Kampf um diesen Platz. Man schlägt sich mit grenzenloser Erbitterung um den kleinen Ort; das Getreide und die Feldbaraken gerathen in Brand und mitten in den Flammen wird der Kampf fortgesetzt. Die Franzosen aber behaupten Lambusart. In diesem Augenblicke erfährt Beaulieu, was Oranien schon früher wußte, daß Charleroy sich im Besitze der Feinde befinde. Der Zweck also, um welchen man so hartnäckig stritt, nämlich der Entsatz dieser Veste, ist ja doch verfehlt, Coburg wagt nicht länger den nunmehr fruchtlos

scheinenden Kampf fortzusetzen und ordnet nach einer Schlacht, die länger als zwölf Stunden gedauert hatte, den Rückzug an.

Dies war die sogenannte Schlacht von Fleurus, von welcher erzählt wird, daß sich in derselben Jourdan zur Auskundschaftung der Stellungen seiner Gegner des Luftballons bedient habe.

13.

Verlust der Niederlande — Rückzug der Alliirten über den Rhein.

Vielleicht wäre die Schlacht von Fleurus nicht so entscheidend gewesen, wenn Coburg, statt die Heeresmassen zu zersplittern um alle Rückzugslinien zu decken, dieselben etwa bei Namur gesammelt und durch Heranziehung der Truppen von Luxemburg und Trier verstärkt hätte; allein dies war unausführbar, da die Preußen ihre Mitwirkung weigerten und durch Wegnahme von Streitkräften aus jenen Gegenden die Rheinlande zu sehr entblößt worden wären.

Trotzdem ward in einem, am 1. Juli zu Braine-la-Leud abgehaltenen Kriegsrathe beschlossen, die Niederlande noch so kräftig als nur immer möglich zu vertheidigen. Wenn freilich die Franzosen ihre Uebermacht benützten, wenn Pichegru zwischen Thielt, wo Clerfayt stand, und Tournay, wo sich York aufhielt, gegen Brüssel drang und dadurch dem Herzog von Coburg in den Rücken kam, wenn zugleich Jourdan von vorn drängte, dann war alles verloren! Allein Pichegru erhielt vom Wohlfahrtsausschusse Befehl, Ostende zu nehmen und entfernte sich dadurch von Jourdan. Dieser letztere verfolgte nun zwar die Oesterreicher; allein auch hier ward die Mannschaft zersplittert, einmal,

weil man bedeutende Abtheilungen zur Belagerung der vier eroberten französischen Festungen zurücklassen mußte und dann, weil man den einzelnen Heeresabtheilungen Coburg's eben so viele feindliche zur Verfolgung entgegensetzte. Trotzdem mußten die Oesterreicher überall zurückweichen. Mons, das man nach dem Kriegsrathe vom 1. Juli noch hatte schützen wollen, befand sich bereits in den Händen der Franzosen und bald sah man ein, daß auch Brüssel nicht zu halten sei, besonders da die Niederländer selbst sich den Oesterreichern feindlich gesinnt zeigten. Von dem, was kurz vorher die Stände verheißen hatten, war nichts in Erfüllung gegangen; Verrath und Spionage begleiteten jeden Schritt des österreichischen Heeres und der Feind hatte von jeder Bewegung desselben die genaueste Kunde. Französische Emissäre wiegelten das Volk auf und vergifteten dessen Geist.

Coburg zog sich auf Tirlemont zurück; einzelne siegreiche Gefechte der Oesterreicher brachten keine entscheidende Aenderung hervor. Auch York und Clerfayt konnten ihre Stellungen nicht mehr behaupten. Bald feierten die beiden französischen Armeen in Brüssel ihre Vereinigung. Nun, wo nur festes Aneinanderschließen aller Truppen noch möglicherweise Rettung bringen konnte, trennte sich York vollständig von Coburg. Noch hielt sich zwar letzterer, nachdem er Clerfayt an sich gezogen, mit aller Kraft; als aber am 23. Juli die Engländer Antwerpen räumten und sich nach Holland zurückzogen; als am 27. Juli Lüttich in die Hände der Franzosen fiel und auch Landrecies capitulirte; als endlich Möllendorf trotz aller Bitten jede Hilfe verweigerte — da entschloß sich Coburg zum vollständigen Rückzuge hinter die Maas in Stellungen, die voraussichtlich kaum zu halten waren, da die Armee, von Credit, Geld und Naturalien entblößt, in Folge furchtbarer Anstrengungen bedeutend herabgekommen war. Schon im Juni hatte der Prinz von

Coburg „aus Gesundheitsrücksichten" um seine Entlassung gebeten; Ende August erhielt er dieselbe und legte am 29. den Oberbefehl in die Hände des Feldzeugmeisters Grafen von Clerfayt, dem er als eben nicht beneidenswerthe Erbschaft den mißmuthigen Geist einer zerrütteten Armee und die Spannung mit Möllendorf hinterließ.

Letzterer war, wie wir wissen, nach der Schlacht bei Kaiserslautern unthätig geblieben, und hatte den Franzosen Gelegenheit gegeben, sich zu stärken und die Offensive zu ergreifen. Dies geschah am 2. Juli, wo Desaix mit Tagesanbruch die österreichischen Vorposten angriff und zurückwarf, und damit das sogenannte Treffen von Schweigenheim begann. Während er nun mit gesammter Artillerie und Kavallerie gegen das Reichsheer vorrückte, hinderte Saint-Cyr den ihm gegenüber stehenden Prinzen Hohenlohe bei Neustadt, dem Herzog Albrecht zu Hilfe zu kommen. Dieser aber stürmte an der Spitze seiner Reiterei auf die feindlichen Kanonen los, die ihn mit einem Hagel von Kartätschen empfingen. Aber der kühne Angriff führte zum Siege, die Franzosen wurden verwirrt und flohen, ja Desaix war froh, seine alten Stellungen wieder erreichen zu können. Nun brach auch Saint-Cyr das Gefecht ab.

Seitdem kam es wieder täglich zu kleinen Scharmützeln. Umsonst suchte der Reichsfeldmarschall den preußischen Heerführer zu einem siegversprechenden Angriff zu bewegen, er blieb nur in der Vertheidigung stehen. Da erfolgte am 13. Juli abermals ein feindlicher Angriff, diesmal hauptsächlich gegen die preußischen Stellungen. Viel heldenmäßige Gefechte wurden geschlagen, aber ohne Zusammenwirken der beiden Armeen; die Unterstützung, die Herzog Albrecht unaufgefordert dem Prinzen Hohenlohe sandte, setzte diesen in Stand, sich zu halten, aber Möllendorf zog sich, ohne eigentlich besiegt

zu sein, zurück und sandte auch Hohenlohe Befehl, das gleiche zu thun.

Jetzt durfte auch der Reichsfeldmarschall, der gegen Desaix sich tapfer gehalten hatte, als er um 1/2 1 Uhr Nachts Kunde vom preußischen Rückzug erhielt, seine Armee nicht länger der feindlichen Uebermacht preisgeben. Er ordnete deshalb den Rückzug nach Speier an, aber auch hier ward er am 14. angegriffen und mußte, da er von Möllendorf gar nichts erfuhr und dieser mit seinen Truppen verschwunden schien, bis Schifferstadt weichen, während die Generale Hotze und Wartensleben diesen Rückzug so meisterhaft deckten, daß der Feind der Armee nichts anhaben konnte. Am 15. ward die Lage der Oesterreicher noch bedenklicher, da Möllendorf, der bis Kirchheim-Bolanden gewichen war, keine Unterstützung sandte. Die Verluste der Oesterreicher waren beträchtlich gewesen, ihre Verpflegung schien schwierig, am linken Rheinufer war kein Halt mehr und die Armee bei einer nirgends gedeckten Aufstellung einer sicheren Niederlage Preis gegeben; es blieb deshalb dem Feldmarschall nichts übrig, als mit blutendem Herzen und berechtigtem Groll gegen Möllendorf auf das rechte Rheinufer zu gehen. Letzterer ward hievon verständigt und seine Antwort abgewartet: er hatte nichts einzuwenden, und so übersetzten in der Nacht des 15. Juli die Truppen bei Mannheim diesen Fluß und Albrecht nahm sein Hauptquartier in Schwetzingen.

Nun bat Möllendorf, der nichts gethan hatte, um das Reichsheer zu unterstützen, seinerseits den Herzog um Beistand, und dieser schickte edelmüthig das Benjowsky'sche Corps zu ihm, obgleich sich die Preußen entschieden weigerten, die in ihrem Vertheidigungskreise liegenden Festungen zu besetzen. Ja noch mehr: als der Reichsfeldmarschall die 20.000 Preußen, die als Reichscontingent seinem Befehle unterstanden, nach Mainz als Be-

satzung beorderte und den Erbprinzen von Hohenlohe zum Gouverneur dieser Festung ernannte, wurde ihm von Seite Möllendorf's trocken erklärt, man werde keinem dieser Befehle Folge leisten. Was war unter solchen Umständen Gedeihliches zu erwarten?

Es kam denn, wie es kommen mußte. Zwar wurde am 26. Juli zu Schwetzingen ein Kriegsrath abgehalten und darin ein gemeinsames Wirken der niederländischen, preußischen und Reichsarmee vereinbart, es wurde bestimmt, daß Coburg die Maas, Möllendorf aber Trier, die Mosel und den Hunsrück behaupten und den General Blankenstein unterstützen sollte; allein Preußen, das mit diesem Plane sich einverstanden erklärte, hielt sein Versprechen nicht. Am 7. August fing der Feind einen nach Luxemburg bestimmten Transport Lebensmittel auf, warf Blankenstein's Vorposten zurück und griff den Posten von Pellingen an, der sich mit wunderbarer Bravour wehrte und einen Sturm vollständig abschlug; aber es war keine Aussicht zu siegen da, weil von keiner Seite Hilfe kam. Drei Tage kämpfte Blankenstein mit drei Bataillonen gegen 25.000 Franzosen und zog sich endlich, um die Stadt Trier vor einer feindlichen Beschießung zu retten, nach Hetzerath zurück. Durch den Fall von Trier aber war die Verbindung mit der Niederrheinarmee und mit Luxemburg verloren.

Der ganze August verging, ohne daß am Oberrhein weiter nennenswerthe Ereignisse statt gefunden hätten. Erst in der Mitte des September brachte Herzog Albrecht den Möllendorf dazu, daß er sich entschloß, einen Versuch zur Rückgewinnung Triers zu machen. Theile der preußischen Armee setzten sich in Bewegung; das Corps des Prinzen Hohenlohe, 12.000 Preußen und 18.000 Oesterreicher, besiegten am 20. September die Franzosen bei Kaiserslautern, wobei die Oesterreicher

allein sechs Kanonen eroberten, und es zeigte sich wieder deutlich, was die vereinte Macht im Stande war; allein die Nachricht von diesem Siege ward im preußischen Hauptquartier mit großer Kälte aufgenommen, und in dem Augenblicke, in welchem das ganze französische Heer in vollem Rückzuge war, erhielt Hohenlohe von Möllendorf plötzlich Befehl, jedes weitere Vorrücken einzustellen.

Diese Unzuverläßigkeit wirkte auch schädlich auf die niederländische Armee zurück. Dort mußten etwa 60.000 kampfmüde Truppen gegen 114.000 Franzosen streiten, und konnten nichts anderes thun, als sich, Schritt für Schritt kämpfend, langsam zurückziehen. Die ohne Aussicht auf Entsatz von den Franzosen belagerten Festungen Landrecies, le Quesnoy, Valenciennes und Condé fielen und Clerfayt mußte nach einem verlorenen Gefechte des Generals Latour bei Sprimont über die Röer gehen.

Selbst an der Röer konnte sich Clerfayt, wie er selbst an den Herzog Albrecht schrieb, ohne Unterstützung nicht halten. Es wurde deshalb mit Möllendorf auf Bitten des Reichsfeldmarschalls ein neuer Plan vereinbart. Allein der ganze Plan scheiterte daran, daß sich Preußen plötzlich wieder als höchst unzuverlässiger Bundesgenosse bewährte. Damals schon mit dem Gedanken vertraut, Frieden mit der Republik zu schließen, hatte es für alle vom Reichsfeldmarschall ausgearbeiteten Pläne nur schöne Worte, denen nie die Thaten folgten. Im Gegentheile: es handelte Möllendorf stets so zweideutig, so sehr dem, was er versprochen hatte, entgegen, daß dadurch jedes gemeinsame Zusammenwirken unmöglich wurde. Statt Melas, der jetzt das Blankenstein'sche Corps befehligte, die nöthige Unterstützung angedeihen zu lassen, wie versprochen war, blieb der preußische General Kalkreuth mit seinem Corps unter

einem nichtigen Vorwande unbeweglich stehen; Clerfayt blieb auf sich angewiesen und mußte sich allein vertheidigen, als er am 2. September mit ungeheurer Uebermacht von Jourdan angegriffen wurde. Nach einem erbitterten, bis spät Abends währenden Kampfe mußten die Oesterreicher weichen; Clerfayt zog sich von Düren und Nideggen hinter die Erft zurück. Doch auch hier gab es keinen Halt. In der Nacht vom 5. auf den 6. October erfolgte der im Angesichte des Feindes meisterhaft bewerkstelligte Uebergang über den Rhein bei Cöln; Clerfayt nahm sein Hauptquartier in Mühlheim.

Kaum erfuhr Möllendorf von dem Falle Cölns, das nach Clerfayt's Rheinübergang schon am 6. October an die Feinde überging, als er unter dem Vorwande, dadurch auf seiner rechten Flanke bedroht zu sein, seine unüberwindliche Stellung am Hunsrück aufgab und am 11. October vom Feinde ganz unbehelligt, selbst ohne Nachhutgefechte, über die Selz zurückging. Am 18. October traf im Hauptquartier des Herzogs Albrecht die überraschende und erschütternde Nachricht ein, daß sich die preußische Armee „politischer Verhältnisse" halber über den Rhein zurückziehen werde. In der That überschritt Möllendorf am 22. October diesen Strom.

Nun war natürlich auch die Stellung der Oesterreicher vor Coblenz, wo sich Melas mit Nauendorf vereinigt hatte, unhaltbar geworden. Melas zog seine sämmtlichen Truppen vom linken Moselufer nach Coblenz zurück. Am 23. October rückte der Feind mit ganzer Macht unter dem Schutze seiner Batterien gegen die Stellung der Kaiserlichen. Er griff mit rühmlicher Tapferkeit die Verschanzungen der Oesterreicher an, die durch das von Ehrenbreitstein herüber spielende Geschütz und durch die am linken Moselufer aufgestellten kaiserlichen Kanonen vertheidigt wurden, und warf dieselben nach zähem Widerstande heraus. Nun be-

schoß er sogleich Coblenz mit glühenden Kugeln. Melas hatte nur vier Kanonen und eine Haubitzenbatterie; das Geschützfeuer dauerte über zwei Stunden; zwei der kaiserlichen Kanonen wurden unbrauchbar, eine ging als demontirt verloren. Der heftige Widerstand der Oesterreicher bewog die Franzosen, einen Trompeter mit der Aufforderung zur Uebergabe der Stadt an Melas abzusenden, und dieser, einsehend, daß er sie nicht halten könne und sie nur fruchtlos der Verwüstung Preis geben würde, räumte um 8 Uhr Abends in aller Stille Coblenz; alles Geschütz, alle Truppen setzte er über den Rhein und brachte die Schiffsbrücke in Sicherheit.

So rollte nun der Rheinstrom seine Wogen zwischen den Armeen der französischen Republik und denen der Alliirten, welch' letztere auf dem linken Ufer nichts mehr besaßen, als Luxemburg, Mainz und die Rheinschanze bei Mannheim.



II.

Vom Auftreten Buonaparte's in Italien bis zum sardinischen Frieden.

14.

Fortschritte der Franzosen in Piemont — Buonaparte's erste Erfolge — Der Basler Frieden.

War die große, gegen die französische Republik gebildete Coalition schon im Vorjahre bedeutend gelockert gewesen, so löste sie sich 1795 wenn auch noch nicht dem Namen, so doch der That nach völlig auf. Nur zwei Herrscher blieben ihren ursprünglichen Gesinnungen getreu: die von England und von Oesterreich, und so viele Opfer namentlich das letztere gebracht hatte, nahm es sich doch vor, neue Anstrengungen zu machen, um für das in die Schranken zu treten, was es von jeher als Pflicht erkannt hatte.

Anders waren die Gesinnungen in Preußen und im deutschen Reiche. Ersteres hatte durch die Kriegführung von 1794 bewiesen, daß es gern eines Kampfes ledig geworden wäre, in den es nicht mehr durch Nutzen oder Ehre, sondern nur mehr

durch englisches Geld verwickelt war. Auch hatte es durch die im November 1793 erfolgte zweite Theilung Polens zwar 1000 Geviertmeilen Land im Osten, doch auch einen Kriegsschauplatz gewonnen; denn die Polen griffen zu den Waffen und der preußische König zog selbst zu Felde, um seine polnischen Erwerbungen zu schützen. Je schlechter die Dinge bei Warschau gingen, desto mehr wurde der Entschluß reif, mit der französischen Republik Frieden zu machen und die Allianz zum Bruche zu bringen. Der erste Schritt, den Preußen hiezu that, bestand in einem Unterhandeln mit Frankreich, angeblich zur Auswechselung der Kriegsgefangenen, eigentlich aber, um für den Friedensschluß eine Grundlage zu gewinnen.

Eben so wenig Herz für die gemeinsame Sache hatte das deutsche Reich, das in seiner bekannten Indolenz und Apathie verharrte. Der Kaiser mochte gut vorstellen, daß es sich nicht blos um die Ehre, sondern um den Bestand des ganzen Reiches und einzelner Fürsten handle, und daß er für die Länge nicht die Last des Krieges allein tragen könne — seine Stimme war die des Rufenden in der Wüste. Nie bewies sich die Ohnmacht des Reichskörpers größer als eben jetzt, wo die größte Thatkraft, Einheit und Opferwilligkeit noth gethan hätte.

Von den übrigen verbündeten Mächten hatte Rußland von jeher nur Worte für den französischen Kampf gehabt; Spanien, anfangs siegreich gegen die Republik, war bald wieder vom französischen Boden vertrieben, ja durch einen Einfall der Franzosen in das eigene Land erschreckt worden und neigte zum Frieden; auch in Italien waren die Waffen der Verbündeten schließlich unglücklich gewesen, besonders da Frankreich auch im Innern die Revolution niedergeworfen hatte.

So lange die Republicaner noch in der Vendée und im Süden ihres eigenen Landes beschäftigt waren, hielten sich die

französische Alpenarmee und die mit 8000 Oesterreichern verstärkte Armee des Königs von Sardinien so ziemlich die Wage. Die Italiener vertheidigten, besonders durch das Abschlagen aller Stürme auf Saorgio, ihre Stellung, wogegen Angriffe sowohl des Königs als auch des österreichischen Generals de Vins mißlangen, weil sie mit zu schwachen Kräften unternommen wurden. Als aber nach der Eroberung von Toulon die Franzosen ihrer Alpenarmee wieder mehr Aufmerksamkeit schenken konnten, verstärkten sie dieselbe und sandten als Brigade-General den jungen Corsen Napoleon Buonaparte, dem man die Eroberung Toulons dankte, dahin, damit er den alten gebrechlichen Befehlshaber Dumerbion leite. In der That entwarf Buonaparte einen Plan zur Umgehung von Saorgio, dem Schlüssel der italienischen Stellung; es ward zwar hiebei das neutrale Gebiet von Genua verletzt, aber das Völkerrecht war für die französische Republik schon längst ein überwundener Begriff. Der Plan wurde ausgeführt. Während er selbst gegen Oneglia vordrang und eine dort stationirte österreichische Division vertrieb, drängte Massena die Italiener aus Saorgio heraus. Diese wichen zurück und überließen den Franzosen nicht blos das lange rühmlich behauptete Saorgio, sondern auch den Col di Tenda, und bald stand die ganze französische Armee drohend auf den Höhen, und nur die Staatsveränderung, die inzwischen im Innern der Republik vorging, hinderte sie, schon jetzt in die Thäler hinabzusteigen.

Dort war endlich die Schreckensregierung gestürzt worden. Der Blutmensch Robespierre, dem seit dem 1. April die oberste Dictatur zugefallen war und der unter dem Scheine der Gerechtigkeit Tausende gemordet hatte, mußte zuletzt seinen eigenen Kopf auf den Block legen und der 28. Juni befreite die Welt von diesem Ungeheuer. In seinen Sturz war auch Buonaparte ver-

wickelt, der seine Entlassung erhielt, nachdem man ihn von seiner Anklage freigesprochen hatte. Noch endigte er aber die kriegerische Thätigkeit für diesen Feldzug durch die Besiegung des österreichischen Generals Colloredo, der in Verbindung mit den Engländern Savona in Besitz nehmen wollte, um den Franzosen die Verbindung mit Genua abzuschneiden. Da sich Colloredo, statt rasch vorzurücken, mit seinen 8—10.000 Mann nach den Bewegungen der englischen Flotte richtete, bekamen die Franzosen Zeit, sich zu sammeln; Buonaparte griff die Oesterreicher im Gebirge an und zwang sie zum Rückzuge.

So hatte Frankreich 1794 alle äußeren Feinde über die sogenannten „natürlichen Grenzen" gedrängt, im Innern Ruhe hergestellt und dadurch Kraft und Lebensfähigkeit bewiesen; die ärgsten und schlimmsten Auswürflinge der Menschheit waren von der Regierung entfernt, und man staunte in Europa über die Macht eines Feindes, der so riesige Aufgaben kühn und löwenmuthig bewältigt hatte. Wer jetzt nicht mit vollem Herzen und aus inneren Gründen bei der Allianz gegen einen solchen Staat war, mochte leicht muthlos werden. Hieher aber gehörte der Großherzog Ferdinand von Toscana, Bruder des Kaisers Franz, welcher der Erste von dem Bündnisse zurücktrat und seinen Frieden mit der Republik machte. Dieser Friedensschluß hatte zwar an und für sich eine geringe Bedeutung; doch wurde er wichtig, weil er der Welt zeigte, daß überhaupt ein Ausgleich mit der französischen Republik möglich sei. Das Beispiel war einmal gegeben: Preußen folgte nach, Spanien ließ nicht auf sich warten.

Die Preußen waren, wie wir wissen, auf das linke Rheinufer gegangen und hatten von da 20.000 Mann auf den polnischen Kriegsschauplatz gesendet. Der Reichsfeldmarschall konnte nun nicht einmal mehr die Rheinschanze bei Mannheim halten,

die am 25. December 1794 in die Hände der Franzosen überging. Diese besaßen jetzt, mit Ausnahme von Mainz und Luxemburg, das ganze linke Rheinufer, da der Herzog von York immer zurückgewichen war. Ja Pichegru eroberte in einem Winterfeldzug ganz Holland und verwandelte es in eine batavische Republik.

Schon im December hatte Preußen seinen Minister Goltz nach Basel geschickt, um dort auf neutralem Gebiet einen Frieden mit der französischen Republik, die durch Barthélemy vertreten war, zu unterhandeln. Nach dem Tode des Goltz setzte Hardenberg das Werk fort und brachte am 5. April 1795 den Frieden zu Stande. Vermöge desselben sollten die Franzosen im Besitze der am linken Rheinufer gelegenen Besitzungen des preußischen Königs bleiben, bis ein endgiltiger Reichsfriede die Bestimmungen über das ganze Ufer festsetzen würde. Sollte aber in diesem Reichsfrieden, so setzte ein geheimer Artikel fest, das linke Rheinufer vollständig der Republik überlassen werden, so solle Preußen für seine Verluste — und zwar durch Säcularisation des Bisthums Münster — entschädigt werden. Zugleich setzte man eine Demarcationslinie fest, die ganz Norddeutschland bis an die pfälzische, bayerische und böhmische Grenze umfaßte, zu dem Zwecke, daß jeder innerhalb derselben befindliche deutsche Reichsfürst entweder unter Vermittlung Preußens oder unmittelbar seinen Frieden mit Frankreich machen könne, wozu ihm eine Frist von drei Monaten gegeben ward.

Durch diesen schimpflichen Frieden sagte sich Preußen nicht nur vom deutschen Reiche los, sondern es griff in die Rechte des Kaisers selbst ein, der doch allein befugt und berechtigt gewesen wäre, das vermittelnde Organ zwischen dem römisch-deutschen Reiche und dessen Feinden zu sein. Durch Bundesbruch hatte Preußen ferner den Frieden erkauft und seine Verbündeten schmählich im Stich gelassen. Die Vermittlerrolle aber,

die es sich anmaßte, war eigentlich der völlige Aufstand gegen Kaiser und Reich, eine Parteibildung und Aufwieglung der Reichsstände gegen das rechtmäßige Oberhaupt. Wäre nicht schon damals Deutschland in seiner inneren Gliederung vollkommen ohnmächtig gewesen, so würde diese Losreißung Preußens und die Spaltung in Nord- und Süddeutschland schon jetzt die Zertrümmerung herbeigeführt haben; allein es wurde nur durch das Moment der Trägheit am völligen Auseinanderfallen gehindert.

Was dagegen den Kaiser anbelangt, so war er besser deutsch gesinnt als sein Nebenbuhler und gab die Hoffnung nicht auf, dem Reiche einen ehrenhaften Frieden zu erkämpfen, selbst wenn er von einem großen Theile der Fürsten, für deren Interesse er das Schwert zog, im Stiche gelassen werden sollte.

15.

Die dritte Theilung Polens.

Preußen hoffte durch den Basler Frieden den ruhigen Besitz Polens erkauft zu haben. Oesterreich hatte die zweite Theilung dieses Landes ohne Einmischung geduldet und sogar im Patent vom 14. Februar 1793 die Bewohner Galiziens zur Ruhe ermahnt, obgleich es gefährlich schien, die beiden Nachbarn Rußland und Preußen noch mächtiger werden zu lassen. Als aber in Polen ein neuer Kampf ausbrach, der polnische König bei Seite geschoben und Kosciuszko als Dictator ernannt wurde, konnte Oesterreich der Entfesselung der republicanischen Elemente im Osten nicht mehr gleichgiltig zusehen, da es fürchten mußte, diese Elemente, die es am Rhein bekämpfte, bis ins eigene Land dringen zu sehen.

In der That war auch die Wiener Polizei einer in Ungarn entstandenen revolutionären Verschwörung auf die Spur gekommen, die gefährlich genug schien, um ein Eingreifen in Polen zu rechtfertigen. An der Spitze dieser Verschwörung stand Ignaz Joseph Martinovics, infulirter Abt zu Szathmar und k. Rath, ein Mann, der von Leopold II. mit Gnaden und Wohlthaten überhäuft worden war, der aber einen ungezähmten Ehrgeiz und große Geldgier besaß, die ihn zu allem Schlimmen trieben. Er war ursprünglich Franciscaner, setzte seinen Austritt durch, wurde als Weltpriester Professor der Naturwissenschaften an der Lemberger Hochschule und von da später nach Wien berufen. Die Ideen der Freiheit und Gleichheit fanden bald an ihm einen begeisterten Anhänger und machten ihn zu einem politischen Fanatiker. Er suchte und fand Genossen, mit denen er einen Bund stiftete, der die Aufgabe hatte, durch Wort und Schrift das Volk aufzuhetzen und den Thron umzustürzen.

Bald kam die Polizei diesem hochverrätherischen Treiben auf die Spur, hob an verschiedenen Orten Gesellschaftsmitglieder auf, die alle nach Pest gesendet wurden, weil der Kaiser die Ansicht hatte, niemand seinem zuständigen Richter zu entziehen. Dem jugendlichen Erzherzog Alexander Leopold, des Kaisers drittjüngerem Bruder, den die Ungarn 1790 zu ihrem Palatin erbeten hatten, fiel als Präses der Septemviraltafel die Aufgabe zu, Richter in dieser verhängnißvollen Angelegenheit zu sein. Das Urtheil lautete bei sechs auf den Tod, bei eilf auf Kerkerstrafe, während die übrigen begnadigt wurden. Am 20. Jänner 1795 wurde Martinovics mit vier anderen, die als Directoren des Bundes fungirten, Szigray, Laczkovich, Szentmariay und Johann Hajnóczy enthauptet, und am 13. Februar das Todesurtheil noch an dem Notar Alexander Szolarczik und dem Advocaten Paul Oeß vollzogen. Nicht lange nach dem

Schlusse dieser erschütternden Katastrophe begab sich der Erzherzog zur Erholung seiner angegriffenen Gesundheit nach Oesterreich, wo ihn schon am 12. Juli ein unglückliches Experiment im Laboratorium von Laxenburg seiner hoffnungsvoll betretenen Laufbahn entriß.

Wenige Tage vor der Hinrichtung des Szathmarer Abtes wurde das Todesurtheil auch an einem Oberlieutenant Franz v. Hebenstreit zu Wien vollzogen, weil er neu erfundene Streitmaschinen nach Polen und Frankreich geliefert, aufrührerische Lieder verfaßt und verbreitet und die Ruhe und Ordnung des Staates zu stören versucht hatte. Seine Mitschuldigen, Professor Billek v. Billenberg aus der Wiener-Neustädter Akademie, dann andere Verschwörer, wie Regierungsrath Gotthardi, Polizei-Obercommissär Franz v. Troll, Kaufmann Hakel, Magistratsrath Prandstätter, Lehrer Jeline, Freiherr Riedl u. A. wurden zu kürzeren oder längeren Freiheitsstrafen verurtheilt. Das Volk aber verhielt sich ruhig und betrachtete derlei Verirrungen wie wunderliche Ausgeburten einer erhitzten fieberkranken Phantasie.

Doch glaubte die österreichische Regierung energisch gegen Polen, den Herd der Revolution, vorgehen zu müssen und sandte Truppen ab, welche Kleinpolen besetzten. Preußen und Rußland hatten übrigens den Aufstand in Polen niedergeworfen und dachten daran, durch eine dritte vollständige Theilung des Landes allen weiteren Gefahren, denen sie durch Polen, als einen beständigen Brenn- und Sammelpunct aller unruhigen Elemente ausgesetzt zu sein vorgaben, ein Ende zu machen. Die Frage, wie sich Oesterreich dabei verhalten solle, war wichtig genug. Es konnte einmal die Theilung zwischen Rußland und Preußen wie im Jahre 1793 vor sich gehen lassen, ohne sich einzumengen, dann aber hätten sich die Nachbarn vergrößert; und zwar gerade zu einer Zeit, wo Oesterreich die Niederlande

verloren und durch die langen Kämpfe ungeheure Einbuße an Geld und Leuten erlitten hatte. Oder Oesterreich zog, um die Theilung zu hindern, das Schwert gegen Rußland und Preußen, ein Plan, an dessen Ausführung wohl am allerwenigsten in jenen Tagen zu denken war. Es blieb also nur der dritte Weg übrig, aus der Theilung selbst Nutzen zu ziehen. Preußen hatte sich in der letzten Zeit so feindlich gezeigt, daß zu fürchten war, es könnte, namentlich durch Polen verstärkt, die Tage Friedrich's II. wiederkehren machen. Ostgalizien, das Oesterreich bei der ersten Theilung erhalten hatte, lag offen da, Preußen durfte nur einrücken, oder Oesterreich mußte stets eine starke bewaffnete Macht auf den Beinen haben, um seine Grenzen zu sichern. Hier war demnach, gerade bei der drohenden Stellung der norddeutschen Macht, eine Abrundung und Stärkung des Gebietes dringend wünschenswerth.

Deshalb begehrte Oesterreich, eintretend in die schon längst schwebenden Theilungsverhandlungen zwischen Rußland und Preußen, für sich die vier südlichen Palatinate der Republik Polen: Lublin, Chelm, Krakau und Sendomir. Dadurch bekam es eine durch Flüsse geschützte Grenze und fand an den beiden Städten Krakau und Sendomir auch militärische Puncte. Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge und dauerten fast das ganze Jahr hindurch, so daß sie erst im October zu einer vollständigen Einigung zwischen den drei Theilungsmächten führten.

Am 24. October 1795 wurde das Theilungsinstrument von den drei Mächten unterzeichnet, vermöge dessen Oesterreich alles Land zwischen Weichsel und Bug bis gegen Lithauisch-Brześć, dann auf dem linken Weichselufer Krakau und Sendomir erhielt, so daß die Pilica, die Weichsel und der Bug die natürlichen Grenzen des neuen Antheils bildeten, das eine Größe von 843 Quadratmeilen mit etwa einer Million Ein-

wohner hatte. Es wurde die neue Erwerbung unter dem Namen Westgalizien mit dem österreichischen Antheile von Polen, den es 1773 erhalten hatte, vereint und bildete ein Verwaltungsgebiet mit den beiden Hauptstädten Lemberg und Krakau. Im nächsten Jahre wurde die Erbhuldigung durch den Reichsfürsten Karl Grafen von Auersperg, den der Kaiser an seiner Statt gesendet hatte, vorgenommen. Die Geistlichkeit und der Adel schickten Bevollmächtigte nach Krakau; der Bürger- und Bauernstand leistete den Eid der Treue bei den Kreisämtern.

Das neu erworbene Land nimmt nun Theil an allen Schicksalen Oesterreichs; das Handelswesen wird geregelt, die Zwischenzolllinie, die Oesterreich und Westgalizien ehedem schied, wird aufgehoben, gleiche Münze, gleiches Maß und Gewicht eingeführt, das Unterrichtswesen geregelt und der Keim zu vielem Guten gelegt — Dinge, welche die Republik seit Jahrhunderten vernachlässigt hatte, weil die Verfassung des untergegangenen Reiches sich nicht um das Wohl aller Unterthanen, sondern nur um das einzelner Kasten gekümmert und weil der Reichstag, statt zu untersuchen was dem Lande fromme, lieber hohe Politik getrieben hatte. Während der polnische Adel sich in Streitigkeiten um seine Rechte erschöpfte und während überall Verwirrung und Unruhe um sich griff, war die große Masse roh und unwissend geblieben, weit zurück in der Cultur, die schon längst in den westlichen Ländern herrschte. Der Adel, im Streit mit der Geistlichkeit, drückte das Volk und der Haß der einzelnen Stände gegen einander war entsetzlich; kein Wunder, daß der Bauer, als er aufgerufen wurde für die polnische Freiheit zu kämpfen, für eine Freiheit, von der er nicht den geringsten Begriff hatte, auf den Edelmann losschlug und dadurch einen Zustand hervorzurufen drohte, gegen den selbst die Revolution in Frankreich nur ein Spiel genannt werden mochte. Dieses

revolutionäre Feuer war jetzt erstickt, der Brand gedämpft worden — aber freilich auf Kosten des Ganzen!

Das polnische Reich, seit fast einem Jahrtausend bestehend hatte aufgehört zu existiren. Es war dadurch allerdings ein Staatskörper vernichtet und zertrümmert, allein die Nationalität, obgleich politisch unter drei Herren getheilt, lebte fort; am meisten geschätzt und am sorgsamsten gepflegt von Oesterreich, einem Staate, der es sich von jeher zum Grundsatze gemacht hatte, allen Nationalitäten, die in so verschiedenen Ländern verschiedenen Abstammungen angehören, gerecht zu werden, soweit es das Gemeinwesen gestattete. Es mochten demnach die österreichischen Polen ruhig ihre Geschicke dem neuen Staate anvertrauen: ihre Volksthümlichkeit und ihr Glaube blieb ihnen gewahrt.

16.

Die nächsten Folgen des Basler Friedens.

Durch den Basler Frieden hatte Preußen nicht blos seinen eigenen Verrath besiegelt, sondern durch Ziehung der berüchtigten Demarcationslinie auch den Verrath von fast ganz Norddeutschland ermöglicht, ja hervorgerufen. Der Kaiser Franz selbst von vielen Reichsfürsten gedrängt und bei solcher Lage Deutschlands einer Beendigung des Krieges im Allgemeinen nicht abgeneigt, wollte trotzdem die Waffen nicht aus der Hand legen und ermahnte die Fürsten zur thatkräftigen Fortsetzung des Kampfes; denn nur durch achtunggebietende Machtentfaltung könne man einen Frieden erlangen, der nicht schimpflich wäre. Leider erkannten die wenigsten Reichsmitglieder des Kaisers Aufopferung und ihre Stellung; ja Hessen-Cassel vergaß sich so weit, in eigene Verhandlungen mit Frankreich zu treten und sich am

28. August mit der Republik abzufinden. Die meisten Uebrigen gaben das Interesse Deutschlands für eine höchst zweifelhafte augenblickliche Ruhe preis und erschwerten durch ihre theilnahmslose Haltung die Vertheidigung des deutschen Bodens, welche der Kaiser, von einem nur sehr geringen Truppencontingent der treu gebliebenen deutschen Herrscher unterstützt, in einem Augenblicke übernahm, wo durch den Abmarsch der Preußen die Rheingrenze den französischen Gelüsten preisgegeben war.

Dessenungeachtet verzagte Franz nicht und hoffte das Reich gegen die Reichsfürsten selbst zu retten, obgleich der Krieg den materiellen Wohlstand seiner Erbstaaten stark angegriffen hatte und es unmöglich schien, neue Opfer den ohnehin schwer belasteten Unterthanen aufzulegen. Deshalb schloß er am 20. Mai mit England ein Schutz- und Trutzbündniß, zu dem auch Rußland eingeladen werden sollte, und erhielt für das Versprechen, den Krieg mit 200.000 Mann fortzuführen, eine Geldunterstützung von 4,600.000 Pfund Sterling. Auf solche Weise in den Stand gesetzt, ohne Belastung Oesterreichs den Kampf wieder aufzunehmen, wurde mit allen Kräften darauf hingearbeitet, die Heere am Rhein und in Italien zu verstärken.

Dort hatte Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen inzwischen den Oberbefehl, den er, wenn schon unglücklich, doch mit treuer Ausdauer in den schwierigsten Verhältnissen geführt hatte, niedergelegt und Clerfayt, der ausgezeichnetste und begabteste Heerführer, erhielt denselben trotz seines hohen Alters; unter ihm commandirte Wurmser jene Truppen, welche zwischen Basel und Philippsburg standen. Geschwächt, wie sie nach dem Abzug der Preußen waren, fanden sich die Oesterreicher außer Stande, etwas entscheidendes zu wagen, sondern mußten froh sein, daß die ihnen an Truppenzahl überlegenen Feinde nirgends einen Angriff unternahmen. Diese letzteren, unter den

Befehlen Pichegru's, der die Rhein-Moselarmee, und Jourdan's, welcher die Maas-Sambrearmee befehligte, konnten glücklicherweise auch nur im Vertheidigungszustande sich halten; denn seit dem Sturze der Schreckensherrschaft in Paris war auf die Aufregungen der letzten Jahre die natürliche Erschlaffung gefolgt. Die Soldaten, ohne Löhnung und selbst des nöthigsten entbehrend, liefen massenweise davon und die von inneren Parteikämpfen zerrissene Regierung war zu schwach, diesem Uebelstande zu steuern; ja sie hatte durch die vollständige Entwerthung des Papiergeldes und die jetzt sich zeigende Theuerung aller Lebensmittel um ihre eigene Erhaltung zu kämpfen. Auch damals noch würde Deutschland im Stande gewesen sein, seine Waffen siegreich in das zerrüttete Land zu tragen, wenn es nur vorerst einig gewesen wäre.

Es zeigte sich dies bei mancher Gelegenheit; am deutlichsten in dem Gefechte, welches der österreichische General Wartensleben den Feinden am 30. April 1795 lieferte. Die letzteren hatten auf dem Hartenberge bei Mainz Verschanzungen angelegt, welche für diese Festung äußerst gefährlich werden konnten. Durch einen kühnen glänzenden Angriff schlugen jedoch die Kaiserlichen den Feind heraus und setzten sich in den Besitz dieses wichtigen Punctes. Allein solche Dinge waren vereinzelte Unternehmungen, rühmlich für die Tapferkeit der Oesterreicher, doch ohne Entscheidung für das Ganze; ja diese mußten mit Schmerz sogar den Fall von Luxemburg zugeben, welche Festung seit dem Verluste Triers für die Länge unhaltbar geworden war. Rings von Feinden umgeben, ohne Hoffnung auf Entsatz vertheidigte der österreichische Befehlshaber Bender die ihm anvertraute Festung bis aufs Aeußerste. Immer spärlicher war den Belagerten der ohnehin nicht allzu reichliche Lebensmittelvorrath zugemessen worden; zu den ekelhaftesten Speisen griff man mit

wilder Gier, der Hunger wüthete auf furchtbare Weise. Da erst, nachdem der Platz durch acht Monate eingeschlossen war, entschloß sich der tapfere Bender zur Uebergabe, die am 7. Juni erfolgte. Es war dies der einzige Erfolg, den die Franzosen bis dahin errungen hatten.

Erst im letzten Drittel des Jahres 1795 und nachdem sie eine Landung der Emigranten in der Bretagne vernichtet hatten, fühlten sich die Franzosen wieder stark genug, zu Thaten überzugehen. Jourdan, welcher mit etwa 85.000 Mann das linke Rheinufer von Coblenz nach Cleve besetzt hielt, entschloß sich in den ersten Tagen des September, den Rheinübergang zu erzwingen. Ihm gegenüber standen zwischen Lahn und Sieg etwa 13—14.000, von da bis zur Wupper 9000 und bis Duisburg gegen 11.000 Oesterreicher. Hinter dieser Stadt begann die Demarcationslinie und gerade in ihrer Nähe wollte Jourdan den Strom übersetzen, während bei Neuwied Bewegungen gemacht werden sollten, um den Feind zu täuschen. In der Nacht vom 5. zum 6. September gingen die Franzosen in drei Colonnen bei Duisburg, Neuß und Merdingen über den Strom, unbekümmert um die Demarcationslinie, die sie recht absichtlich verletzten.

Die Oesterreicher, auf eine solche Verletzung des Neutralitätsgebietes nicht gefaßt und von dieser Seite keinen Feind erwartend, kämpften zwar tapfer, mußten sich aber, um nicht von allen Seiten eingeschlossen zu werden, zurückziehen, um so mehr, als ein bedeutendes französisches Corps bei Düsseldorf über den Rhein gekommen war und diese Festung bedrohte. Hier lagen pfälzische Truppen, unterstützt durch 3 österreichische Compagnien unter Graf Ehrbach. Ihm kamen schnell 4 andere Compagnien und 2 Schwadronen zu Hilfe und er schlug mit dieser kleinen Macht die Franzosen aus der Neustadt, in die sie ein-

gedrungen waren, wieder hinaus; inzwischen aber übergaben die Pfälzer, von jeher äußerst zweideutig in der Reichsvertheidigung gegen die Franzosen, ihre Festung, wodurch die letzteren 353 Geschütze, über 10.000 Gewehre und sonst noch ansehnliche Vorräthe in ihre Gewalt bekamen. Auch hier zeigte sich wieder die traurige Seite des Vaterlandsverrathes. Nun hatten die Franzosen Gelegenheit, massenhaft auf das rechte Rheinufer zu setzen und die Lage der Oesterreicher unhaltbar zu machen, so daß diese ihre Stellung am Niederrhein aufgaben und über die Lahn sich zurückzogen. Aber auch hier konnten sie nicht lange festen Fuß fassen, weil ein zweiter noch bedeutenderer Landesverrath der Pfälzer stattgefunden hatte, der das ganze Europa mit Abscheu und Entsetzen erfüllte.

Schon seit langem, noch als Albrecht von Sachsen-Teschen Reichsfeldmarschall war, hatte man Ursache gehabt, dem Verhältniß zwischen Kurpfalz und Frankreich zu mißtrauen; die Oesterreicher, welche Verstärkungen nach Mannheim verlegen wollten, wurden unter den beleidigendsten Vorwänden davon abgehalten und die Festung dem pfälzischen Gouverneur Freiherrn von Helderbusch anvertraut. Dieser und der pfälzische Minister Oberndorf übergaben, ohne eine Vertheidigung zu wagen, am 20. September diese mit allen Kriegsvorräthen und Lebensmitteln reichlich versehene Festung, die Pforte Süddeutschlands, einem Feinde, der erst am 19. September die Aufforderung zur Uebergabe unter Androhung eines Bombardements erlassen hatte! Ganz in der Nähe stand die österreichische Armee, in jedem Falle bereit, die Stadt mit ihren reichen Vorräthen zu unterstützen, und dennoch ward sie schimpflich übergeben. Panischer Schrecken, vielleicht noch ärger als zur Zeit, wo Custine seinen abenteuerlichen Zug nach Mainz und Frankfurt unternommen hatte, bemächtigte sich jetzt der meisten deutschen Für-

sten, die froh waren, unter den Schutz Preußens zu flüchten, wenn sie gleich durch Jourdan's Verletzung der Neutralitätslinie hätten einsehen können, wie geringen Werth dieser Schutz habe.

Nur die österreichische Armee verzagte nicht, und doch schien zu keiner Zeit die Gefahr größer und drohender gewesen zu sein als damals; denn gelang es den Franzosen von ihrer festen Stellung in Mannheim Gebrauch zu machen, die Linien der Oesterreicher am Rhein und Neckar zu durchbrechen und die großen Magazine, die sie bei Heidelberg errichtet hatten, wegzunehmen, so trennten sie dadurch die beiden Armeecorps Clerfayt's und Wurmser's, zerrissen deren Verbindungen und machten die ohnehin schon stark erschütterte Stellung am Rhein unmöglich. Zum Glücke war Clerfayt nicht der Mann, der sich durch Mißgeschick beugen ließ. Den Geist seiner Truppen kennend, ihrer Tapferkeit vertrauend, beschloß er der Welt zu zeigen, daß Oesterreich auch allein noch mit seinen Feinden fertig werden könne, und mit Selbstvertrauen entwarf er Plane, deren herrliche Durchführung die Bewunderung von ganz Europa wachrufen sollte.

17.

Siegeslauf Clerfayt's — Schlacht bei Höchst — Erstürmung der Mainzerlinien — Fall von Mannheim.

Nach dem Gewinn Mannheims war Heidelberg das Ziel, das die Franzosen in ihren Besitz bringen wollten, und obgleich sich Wurmser vom Oberrhein her in Bewegung setzte, um diesen wichtigen Platz zu verstärken, kam er doch voraussichtlich zu spät. Dagegen schob Clerfayt in größter Eile einige Truppen

an der Bergstraße vor und General Quosdanovich besetzt mit etwa zehn Bataillons und mit einiger Reiterei, die von Oberstlieutenant Graf Klenau befehligt wurde, das rechte Rheinufer, namentlich Handschuchsheim und Neuenheim. Gegen den ersteren Ort stürmten die Franzosen am Morgen des 24. September 1795 mit zwei Bataillons und es entspann sich ein äußerst hartnäckiger und blutiger Kampf, den endlich Klenau durch einen kühnen Cavallerieangriff zu Gunsten der Oesterreicher entschied. In wilder Flucht warfen die Franzosen die Waffen weg und suchten sich zu retten, so gut es ging, erst unter den Mauern von Mannheim Sicherheit empfindend. Viele Gefangene waren gemacht und das Vertrauen der Oesterreicher wieder lebendig geworden, da sie neuerdings sahen, daß es besser sei allein, als mit einem zweifelhaften Bundesgenossen gegen den Feind zu kämpfen.

Hiebei blieb aber Clerfayt nicht stehen. Er beschloß, obgleich er nur etwa 40.000 Mann besaß, die Armee Jourdan's anzugreifen, welcher Mainz auf beiden Seiten umschlossen, alles Land bis zum Main und zur Nidda besetzt hielt und sich mit seinem linken Flügel an die Demarcationslinie lehnte. Clerfayt kümmerte sich bei seinem Operationsplane jetzt wenig mehr um diese Linie, indem er für sich dasselbe erlaubt hielt, was sich die Franzosen erlaubt hatten, und während er den Feind bei Höchst durch Scheinbewegungen fesselte, setzte er bei Seligenstadt über den Main, überschritt die Kinzig und stand plötzlich am 11. October zur Ueberraschung der Franzosen zwischen Bergen und Friedberg und hatte somit die Stellung Jourdan's umgangen. Zwar versuchten die Franzosen am 12. October einen Angriff an der Nidda; sie wurden aber geschlagen und flohen nun unter den scheußlichsten Verwüstungen des Landes auf das linke Rheinufer zurück.

Clerfayt hielt es nicht der Mühe werth, diese ganz demoralisirten Truppen zu verfolgen, er wandte sich lieber mit dem Kern seiner Armee gegen Mainz, um einen Schlag gegen die Rhein-Moselarmee zu führen. Dort hatten die Franzosen Verschanzungen aufgeworfen, die sie selbst für unüberwindlich hielten. Gräben von 20 Fuß Breite und 10 Fuß Tiefe, Schanzen von 8 Fuß Dicke, eine Reihe von Vorwerken und Schreckschanzen (Redouten), eine dreifache Palissadenkette, zahlreiche Geschütze und eine Besatzung von 30.000 Mann schienen in der That ansehnlich genug, um jeden Angriff als tollkühn erscheinen zu lassen. Dennoch wagte Clerfayt, obgleich kaum so viel Truppen zählend, als der Feind zur Vertheidigung besaß, und mit Kennerblick die schwächsten Stellen erspähend, den Angriff. In der Nacht vom 28. — 29. October war alles dazu vorbereitet, ohne daß die Franzosen eine Ahnung hatten: bei einem nächtlichen Marsch, den ein starker Westwind verbarg, war Clerfayt in die Festung gedrungen und beschloß am andern Tage einen Ausfall zu machen. Am 29. October um 6 Uhr Morgens griffen die Oesterreicher die Verschanzungen bei Mombach an und nahmen das Dorf im ersten Anlauf. Zugleich erfolgte der Sturm auf die schwächste Stelle bei Laubenheim, indeß eine andere österreichische Abtheilung die französischen Linien zu umgehen drohte. Von den Franzosen anfänglich nicht bemerkt, warfen sie sich auf Bodenheim und sprengten die Feinde. Inzwischen war Clerfayt selbst mit einem zweiten Heerestheile auf Hechtsheim vorgedrungen und hatte sich trotz des mörderischen feindlichen Feuers dieses Punctes bemächtigt. Gegen Mittag war aller Kampf zu Ende, die ganze Befestigungslinie in den Händen der Kaiserlichen, die freilich in diesem kurzen Gefechte 1500 Mann verloren hatten; dagegen nahmen sie mehr als 1700 Mann gefangen und bekamen 138 Geschütze und

große Kriegsvorräthe in ihre Gewalt. Die Franzosen sammelten sich erst wieder hinter der Pfriem.

An demselben Tage hatte aber auch Wurmser am Oberrhein einen Triumph gefeiert. Dieser verfolgte in Uebereinstimmung mit Clerfayt's Unternehmungen den Plan, Mannheim wieder in seine Gewalt zu bekommen. Es gelang ihm, in einzelnen Gefechten die feindlichen Verschanzungen zwischen Neuwied-Ehrenbreitstein zu nehmen, durch ein glänzendes Gefecht am 17. und 18. Neckarau zu besetzen, die Ebene zwischen Rhein und Neckar vom Feinde zu säubern. Nur der Galgenberg, eine Verschanzung, die um so wichtiger war, weil sie durch eine stehende Brücke mit Mannheim in Verbindung stand, blieb noch den Franzosen. Am 29. October gelang es aber dem österreichischen General, auch diesen Punct zu erobern und dadurch die Belagerung Mannheims vom rechten Rheinufer aus vorzubereiten.

Nun ruhten die Waffen nimmermehr. Clerfayt griff Pichegru sowohl an der Pfriem als auch am Canal von Frankenthal an und warf ihn auf Landau und ins Haardtgebirge zurück; allein auch hier wurden die Franzosen am 13. und 14. November herausgeschlagen, so daß sie erst hinter der Queich wieder festen Fuß zu fassen vermochten. Nun kam Kaiserslautern, Homburg, Zweibrücken wieder in österreichische Hände und man hatte ungefähr dieselben Stellungen inne, wie in den letzten Tagen des Jahres 1793.

Zwar hatte Jourdan, nachdem sich seine Armee von der schimpflichen Flucht einigermaßen erholt hatte, ein paar Male versucht, Pichegru zu Hilfe zu kommen, allein vergeblich, er besetzte am 11. November Kreuznach, aber das bloße Erscheinen einer österreichischen Abtheilung war hinreichend, ihn zum Rückzuge zu bewegen. Nun versuchte er am rechten Rheinufer vor-

zubringen, war aber gleichfalls nicht glücklicher. Auch ein drittes Unternehmen die Rhein-Moselarmee zu unterstützen, als sie bereits hinter der Queich stand, schlug fehl und hätte wohl auch keinen Zweck gehabt, da inzwischen Mannheim in die Hände der Kaiserlichen gefallen war. Von beiden Rheinufern eingeschlossen und heftig bombardirt, ergaben sich die 10.000 Mann, welche die französische Besatzung dieser Festung bildeten, am 21. November den Oesterreichern kriegsgefangen.

Beiderseits sehnte man sich nach den Anstrengungen dieses kurzen, aber ereignißreichen Krieges nach Ruhe. Der rauhe kalte Winter, die Erschöpfung der Truppen ließen schon im December den Wunsch laut werden, einen Waffenstillstand einzugehen, welcher in der That am 1. Jänner 1796 auf fünf Monate zu Stande kam. Die Oesterreicher hielten das ganze rechte Rheinufer von Basel bis zur Sieg besetzt und besaßen an der linken Seite dieses Stromes einen weiten Bogen, von Speier über die Nahe hinaus bis Oberdiebach. Hierauf gingen die beiderseitigen Armeen in ihre Cantonirungen, um die nöthigen weiteren Vorbereitungen für den künftigen Frühlingsfeldzug zu treffen; Clerfayt aber zog im Triumph durch Deutschland und ward in Wien von Kaiser und Volk mit Jubel begrüßt.

18.

Ungünstige Wendung der Dinge in Italien — Buonaparte und Beaulieu.

Mit gleichem Muthe, wenn auch nicht mit gleichem Glücke hatte die österreichische Armee 1795 in Italien gefochten. Seit Buonaparte in Ungnade gefallen war, hatte Kellermann den Oberbefehl über die Franzosen erhalten und es gelang ihm

eben so wenig, sich mit seinem Heere am Nordabhange des Appennins dauernd festzusetzen, als die austro-sardinische Armee im Stande war, sich in der Riviera dauernd zu behaupten. Erst als der Friede mit Spanien geschlossen und die Ostpyrenäenarmee in langsamen Tagmärschen zur Alpenarmee gekommen war, konnten die Franzosen an ein angriffsweises Vorgehen denken; den ganzen August und September hindurch hatte es nur Plänkeleien gegeben, da auch die Oesterreicher zu einem größeren Angriffe sich zu schwach fühlten. Indeß hatte der Oberbefehl in beiden Heeren gewechselt; an die Stelle des kranken de Vins war Wallis, an Kellermann's Stelle Scherer gekommen und dieser letztere beschloß, die Oesterreicher aus ihrer günstigen Stellung von der Höhe des Appennins zu vertreiben und ihre Verbindung mit dem in Cera stehenden sardinischen General Colli abzuschneiden.

Die Oesterreicher, welche schon nicht mehr gedacht hatten angegriffen zu werden, da die Jahreszeit bereits weit vorgerückt war, wurden nicht wenig überrascht, als am 23. November plötzlich die französischen Kanonen ertönten und sie die Feinde im vollen Anmarsch erblickten. Der erste Sturm traf den General Rukavina, welcher eine kleine Erhöhung im Loano-Becken mit einer Kühnheit und Bravour vertheidigte, daß selbst der ihm mehr als zehnfach überlegene Feind ihn bewunderte. Obgleich von allen Seiten eingeschlossen und umzingelt, ergab er sich nicht, sondern schlug sich durch die ganze feindliche Masse durch und bewerkstelligte seine Vereinigung mit dem übrigen Theile der Armee. Seine Tapferkeit bewirkte, daß die Feinde an diesem Tage nicht weiter vorzudringen wagten. Auch der kaiserliche General Argenteau, der auf den Höhen des Appennins commandirte, wich nur der feindlichen Uebermacht nach einer hartnäckigen Vertheidigung und zog sich langsam zurück.

Am Morgen des 24. wurde die Schlacht fortgesetzt. Während Colli, in ein bedeutenderes Gefecht verwickelt, von der alliirten Armee abgeschnitten wird, gelingt es den Franzosen den ganzen Kamm und alle Ausgänge des Appennins zu besetzen und das österreichische Centrum und den rechten Flügel zu schlagen. Der letztere, eingeschlossen zwischen dem Meer und dem Gebirge, zieht sich unter einem furchtbaren Wind- und Schneesturme längs der Küste hin; viele Todte und Gefangene und bedeutende Magazine gingen verloren. Noch schlimmer aber war der moralische Eindruck, den diese sonst nicht so bedeutende Niederlage auf die Stimmung der italienischen Regierungen und Völker hervorrief.

In Frankreich war gerade zur Zeit der österreichischen Siege am Rhein eine neue Staatsveränderung ins Leben getreten, das Directorium nämlich, das aus fünf Männern bestand und dem zwei Kammern zur Seite standen: der Rath der Fünfhundert, welcher die Gesetze vorschlug, und der Rath der Alten, welcher aus 250, mindestens 40 Jahre zählenden Abgeordneten zur Prüfung und Bestätigung der Gesetze zusammengesetzt war.

Dem Directorium mußte die Führung der Kriege um so mehr am Herzen liegen, je schwankender seine eigene Stellung war, und je mehr es die Verpflichtung zu haben glaubte, das republicanische Element gegenüber denjenigen, welche das Königthum wieder herstellen wollten, aufrecht zu erhalten. Die Einführung der neuen Ordnung der Dinge hatte einen harten Kampf gekostet; der wieder aus der Unthätigkeit hervorgezogene General Buonaparte hatte den Convent gegen die aufständische Bevölkerung von Paris vertheidigt, und dafür zur Belohnung die Stelle eines Obergenerals für Italien erhalten.

Mit ihm trat ein völliger Umschwung ein, und es sollte nun eine zeitlang ganz Europa vor dem corsischen Advocatensohne zittern, der, mit den eminentesten kriegerischen Talenten ausgestattet, von durchdringendem Verstande und Scharfblick, ein Mann, geboren zu befehlen und zu beherrschen, stets die geeignetsten Mittel zu wählen wußte, seine Zwecke zu erreichen, Zwecke, die freilich nicht in der allgemeinen Wohlfahrt, sondern nur in seinem eignen Ich ihren Mittelpunct fanden, vergänglich, wie ihr Urheber, mit demselben zu Grunde gehend.

Buonaparte kannte den italienischen Kriegsschauplatz schon von früher her. Die Plane, welche er vor seiner Entfernung von den Geschäften entworfen hatte, waren noch immer nicht ausgeführt und schienen ihm ein so sicheres Gelingen zu versprechen, daß er von den künftigen Siegen als von bereits geschehenen sprach, und es war in der That bei ihm keine Großsprecherei. Er wußte gleich durch seinen ersten Tagsbefehl den Soldaten Vertrauen zu sich einzuflößen, und obgleich die französische Armee ohne Verpflegung, entmuthigt und herabgekommen war, knüpfte er die Einzelnen durch die Aussicht auf Gewinn und Beute, das Ganze aber durch den Hinweis auf Ruhm und Ehre an sich. Sein Plan war, sich zwischen die Armee der Oesterreicher und jene der Piemontesen zu werfen, die letzteren zu einem Frieden zu zwingen und dann die ersteren zu schlagen, bis er Herr der Lombardie wäre.

Dieser Plan war kühn, versprach aber nichts desto weniger einen Erfolg, weil der Vortheil immer auf der Seite des Angreifers war. Die Franzosen, etwa 45.000 Mann stark, waren ein Heer, das, aus einer Nation hervorgegangen, ein gemeinsames Interesse hatte und von einem Geiste geleitet wurde; sie besaßen alle Uebergänge der Apenninenhauptkette und konnten auf jedem beliebigen Puncte durchbrechen. Die Alliir-

ten hatten eine Truppenzahl von ungefähr 47.000 Mann, mußten damit jedoch alle Thäler bewachen, zu denen die Uebergänge führten, weil sie ja nicht wissen konnten, wo der Feind den Durchbruch versuchen werde. Ueberdies bestanden sie aus Soldaten zweier Regierungen und hatten einen doppelten Oberfehl; es wurde nämlich die piemontesische Armee von Colli commandirt, dessen Aufgabe es war, Sardinien zu decken und sich bei etwa vorkommendem Verluste auf Turin zurück zu ziehen, während die Oesterreicher den vielleicht erzwungenen Rückzug gegen Mailand zu nehmen hatten. Widerfuhr also auch nur einer Armee Ungemach, so entfernte sie sich durch ihren Rückzug gänzlich von der andern und jedes gemeinsame Handeln hörte auf.

Zudem war der österreichische Befehlshaber, obgleich von altem Ruhm und Ansehen, doch weder der Feldherr für diesen Kriegsschauplatz, noch der rechte Gegner für Buonaparte. Geboren 1726 in den Niederlanden und einem alten Soldatengeschlechte entsprossen, trat Beaulieu mit 17 Jahren in die Armee, machte die Schlachten bei Kolin, Breslau und Leuthen mit, zeichnete sich bei wiederholten Anläßen aus und erhielt das Maria Theresien-Kreuz. Nach dem Hubertsburger Frieden lebte er zurückgezogen seinen Lieblingsneigungen und Studien in seinem Vaterlande, und ward erst durch die niederländische Revolution wieder zu den Waffen gerufen. Sein Sieg über den Insurgentenhäuptling van der Merche brachte ihm das Commandeurkreuz des Theresien-Ordens. In den Kriegen gegen die französische Revolution diente er unter Albrecht von Sachsen-Teschen und machte die Schlacht von Jemappes mit, nahm in den Jahren 1793 und 1794 an verschiedenen Gefechten, überall in ausgezeichneter Weise, Theil und war Clerfayt's Generalquartiermeister. Bisher einer der unternehmendsten und zugleich

glücklichsten Unterfeldherrn schien er dem Kaiser Franz vorzüglich tauglich zur Führung eines selbständigen Commando's. Obgleich noch ein General aus der Schule Friedrich's II. kannte er recht gut die Mängel eines Kriegssystems, welches das Individuum vollständig unterdrückte und zum bloßen Automaten machte, welches den Stock als die wahre Grundlage aller Kriegszucht erklärte und dadurch eine Mannschaft schuf, höchstens geeignet, passiv zu gehorchen, nicht aber im entscheidenden Momente verständig einzugreifen.

Aber gerade seine guten Seiten wirkten in der Stellung, in die er jetzt kam, eben so schlimm als die Fehler, welche er hatte. Beaulieu kam zu einer Armee, die nach dem altem Systeme abgerichtet war und von der die meisten Officiere selbst ohne tiefere Kenntniß des Kriegswesens in ihren untergeordneteren Stellungen eben einfach sich auf die Befehle ihrer Vorgesetzten verließen, welche für sie denken und handeln und die Verantwortung übernehmen mußten. Fand er nun auch Männer, die selbständig im Kriege zu verwenden waren, so konnten sich diese häufig mit dem siebenzigjährigen alten Manne nicht vertragen, der eitel auf sein Talent und reizbar keine fremden Ansichten gelten ließ. Dazu kam ferner, daß er, in nationaler Beziehung etwas engherzig, die Niederländer allen andern vorzog, daß er weder die Truppen kannte, deren Commando er jetzt übernahm, noch auch das Land, dessen Eigenthümlichkeiten auch eine eigenthümliche Kriegführung erfordern. Zwar schien es, als ob mit seinem Erscheinen auf dem italienischen Kriegsschauplatze ein neues Leben in die Armee gekommen wäre; denn der Ruhm, welcher seiner Ankunft vorherging, hatte die Soldaten mit Siegeshoffnung und Vertrauen erfüllt. Allein bald beleidigte er die Officiere durch den hochfahrenden Ton, in welchem er mit ihnen verkehrte, und brachte dieselben sogar

zum Theile um ihr Ansehen bei der Mannschaft; kurz es zeigte sich, daß er zwar ein recht guter Reiterführer sein, aber keineswegs zu einem selbständigen Feldherrn taugen mochte.

Die fieberhafte Eile und das Drängen, mit dem er nach Erfolgen rang, standen übrigens nicht in Uebereinstimmung mit den Mitteln, welche er ergriff, um seine Absichten durchzusetzen. In einer großen langen Kette aufgestellt, mitunter auf vereinzelte Berge und Abhänge vorgeschoben, litt sein Heer an jeder Verbindung der Theile unter einander und der Theile zum Hauptquartier. Es war dies bei der Unthätigkeit oder Rathlosigkeit der Unterbefehlshaber um so bedauernswerther, als sich, ehe eine Botschaft ins Hauptquartier kam und ehe Beaulieu seine weiteren Befehle ertheilt hatte, die ganze Sachlage bereits derartig geändert haben konnte, daß die Befolgung der neuen Instruction entweder unmöglich war oder selbst schädlich wirkte.

Buonaparte hingegen stand mit allen Theilen seiner Armee in einer ununterbrochenen Verbindung, und wußte in kürzester Zeit von jeder Bewegung und Veränderung, die sich auf irgend einem Puncte zugetragen hatte. Ueberdies hatte er auch einen ganz anderen Begriff von dem, was man „Erfolg" nennt. Während Beaulieu dahin strebte, die Feinde zurück zu drängen und ihnen allmälig einen Platz nach dem andern zu entreißen, demnach Boden zu gewinnen, trachtete der französische Obergeneral dahin, das feindliche Heer vollständig zu vernichten; er trat eben als Eroberer auf, der sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß den Kühnen auch das Glück begleiten werde.

So waren die beiden Armeen, die sich in Italien gegenüber standen, so ihre beiderseitigen Führer.

19.

Gefechte bei Montenotte, Millesimo und Dego — General Argenteau und Oberst Vukassovich — Abfall Sardiniens und Verlust der Lombardie.

Am 27. März 1796 brach Beaulieu aus seinen Winterquartieren auf, um den Appenninenkamm zurück zu gewinnen und zugleich Voltri, das die Franzosen besetzt hatten, zu nehmen. Zu diesem Zwecke befahl er dem kaiserlichen General Argenteau, der das Centrum befehligte, seine Truppen im Gebirge soweit als möglich gegen Montenotte vorzuschieben, während er mit dem linken Flügel auf Voltri marschiren und den Feind zurückwerfen wollte. Montenotte aber war gerade jener Punct, wo Buonaparte zwischen den beiden Heeren durchbrechen wollte und zu dessen Eroberung er seine Truppen vereinigte, während die der Oesterreicher zersplittert waren.

Am 10. April begann Beaulieu auf der linken Flanke seinen Angriff und verjagte den Feind aus allen Stellungen; man kämpfte bis gegen Abend, wo die Dunkelheit dem Gefechte ein Ende machte. In der Nacht räumte der französische General Cervoni seine letzte Stellung von Voltri und vereinigte sich mit dem Gros seiner Division bei Savona. Auch Argenteau's Angriff schien anfänglich guten Erfolg zu versprechen. Seine Vorhut unter Rukavina warf den französischen Brigadechef Rampon aus Montenotte inferiore heraus und trieb ihn bis zu den Verschanzungen auf dem Monte Regino, die auf drei Seiten vollkommen unzugänglich, auf der vierten durch zwei auf dem schmalen Grate der Einsattlung errichtete Fleschen gestützt waren. Um 1 Uhr Mittags langte Argenteau vor diesen Befestigungen an und obgleich er sich der ersten be-

mächtigte, mißlang jedoch jedesmal der Sturm auf die zweite. Spät Abends mußte Argenteau seine Truppen zurückziehen, unentschlossen, ob er am nächsten Morgen den Kampf erneuern sollte oder nicht. Er sandte freilich um Verhaltungsbefehle ins Hauptquartier; allein seine Ordonnanz traf Beaulieu erst am nächsten Tage um 12 Uhr Mittags, und als dieser nun dem Colli den Befehl ertheilte, zur Unterstützung Argenteau's vorzurücken, war letzterer bereits der Uebermacht unterlegen.

Buonaparte, der gerade auf jene Puncte seine Hauptmacht hin beorderte, ließ in der Nacht unter dem Schutze eines dicken Nebels die Stellung Argenteau's umgehen, ohne daß es dieser merken konnte, und als nun am 12. April gegen 9 Uhr Morgens die Sonne den Nebel durchbrach, sah sich der österreichische General von allen Seiten umzingelt. Jetzt zeigte sich in der höchsten Gefahr die Tüchtigkeit dieses Mannes. Argenteau ordnete mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit den Rückzug von Berg zu Berg an, die Bewegung des einen Bataillons durch das andere deckend. In der That gelingt es ihm, freilich unter großen Verlusten und häufig vom Bajonnete Gebrauch machend, Montenotte inferiore wieder zu erreichen; allein auch dieses Punctes hatten sich die Franzosen bereits bemächtigt; über 22.000 Mann stehen um die kleine Schaar herum und scheinen sie vollständig zu erdrücken. Gleichwohl verliert Argenteau den Muth nicht. Er bricht sich in einer langen Colonne, Mann hinter Mann auf den schwierigsten Fußpfaden und beiderseits vom Feinde beschossen, Bahn und sammelt endlich in Pareto die Trümmer seiner Division. Sie war innerhalb 40 Stunden 14 Stunden marschirt, 18 Stunden im Kampfe und 8 Stunden im Nebel und Regen unter Gewehr gestanden.

Mit diesem Schlage war die Kettenstellung Beaulieu's zerrissen und alle Bemühungen, die Fäden wieder anzuknüpfen,

mußten nur zu neuen Verlusten führen, und dies war für den Feind der Hauptgewinn des Treffens bei Montenotte, das an und für sich keine besondere Wichtigkeit besaß. Allein die Schnelligkeit, mit der nun Buonaparte vorging, ließ seine Gegner nicht mehr zu Athem kommen und wenn sie gleich nur immer in einzelnen Gefechten besiegt wurden, so glich doch schließlich der Erfolg aller dieser kleinen Niederlagen einer vollständig verlornen Entscheidungsschlacht.

Schon am 13. April wandte sich der französische Obergeneral von Montenotte westwärts gegen Millesimo, wo Feldmarschall-Lieutenant Provera mit einem gemischten Corps aufgestellt war, welcher der sicheren Ueberzeugung lebte, im Nothfalle sowohl von Argenteau, von dessen Besiegung er noch keine Ahnung hatte, als auch von Colli, den der französische General Serrurier im Schach hielt, Verstärkung bekommen zu können. Allein was hätte selbst das gegen die französische Uebermacht helfen können? Der Feind vereinigte fast 16.000 Mann gegen die 1700 Soldaten des Provera, der bald geschlagen und gezwungen ward, sich in das Bergschloß Cossaria, den Schlüssel der ganzen Gegend, zurückzuziehen. Mit kaum 900 Mann, dem Reste seiner Truppen, vertheidigt Provera das Schloß gegen das ungeheure Franzosenheer in der Hoffnung auf Entsatz mit einem Muthe und einer Ausdauer, die selbst dem Feinde Bewunderung abzwingt. Einen dreimaligen Sturm schlägt er ab und hält sich selbst dann noch, nachdem ihm die Munition ausgegangen war und der Mangel an Lebensmitteln und noch mehr an Waffen seine Soldaten bis zum Tode matt gemacht hatte. Erst am 14. April um 8 Uhr capitulirt er mit allen kriegerischen Ehren.

Während dieser Kampf — er heißt gewöhnlich die Schlacht von Millesimo — unglücklich beendet wird, hat ein zweiter, bei

Dego, bereits begonnen. Schon am 13. April hatte Massena versucht, sich dieses Punctes, der von Kaiserlichen und Piemontesen in geringer Anzahl vertheidigt war, zu bemächtigen, allein er war auf Cairo zurückgeworfen worden. Erst als Provera capitulirt hatte, wurde der Plan des Angriffs auf Dego zwischen Buonaparte und Massena festgestellt. Dego war von etwa 16—1800 Mann besetzt, während Argenteau mit den Trümmern seiner Truppen in der Stärke von etwa 1400 Mann zwischen Dego und Sassello stand, um freie Hand zu haben, weil er nicht wußte, welchen von diesen zwei Orten die Franzosen angreifen würden. Noch befand sich der siegreiche linke Flügel Beaulieu's in der Gegend von Voltri. Oberst Vukassovich, welcher erkannte, daß der Feind sich ganz auf Argenteau geworfen habe, brach aus eigenem Antrieb auf und erreichte in einem Gewaltmarsch am 13. April Abends Sassello, wodurch Argenteau nicht wenig unterstützt wurde. Jetzt hätte sich letzterer ganz auf Dego werfen und daselbst die Franzosen erwarten können; allein in der Hoffnung, mit Vukassovich vereint den Feind auf einem andern Puncte angreifen und dadurch Dego mittelbar befreien zu können, versäumte er es und so zogen die Truppen Buonaparte's in einer Stärke von 18.000 Mann gegen die zehnfach geringere Besatzung von Dego. Als die Alliirten am Nachmittag des 14. April des Feindes ansichtig wurden, eröffneten die österreichischen Batterien das Feuer und bald erdröhnte das ganze Gebirge von Kanonendonner, Trommelwirbel, Musketengeknatter und wildem Geschrei. Obgleich immer mehr und mehr französische Colonnen wie aus dem Boden heraus wuchsen, verloren doch die Angegriffenen nicht den Muth. Da zeigten sich im Gebüsche der linken Seite plötzlich blaue Röcke. „Die Piemontesen sind da", ging es von Reihe zu Reihe; allein es waren französische Brigaden und nun erkannten

die Unglücklichen, daß sie ganz umzingelt waren. Jetzt war es um Dego geschehen. Es fiel in die Hände des Feindes. Als man in den einzelnen Orten, wo Truppen der Alliirten standen, den Geschützdonner hörte, rückte man zum Entsatz heran; doch zu spät — die Oesterreicher waren theils vernichtet, theils in die Flucht gejagt und selbst Argenteau, der herbeigeeilt war, mehr um den Tod, als den Sieg zu erhalten, konnte nichts ausrichten; er schlug sich kümmerlich durch.

Nun glaubte Buonaparte, das Heer Beaulieu's sei besiegt genug, er könne sich jetzt ganz gegen Colli wenden. Massena richtete sich in Dego ein und keiner ahnte, daß eine große Gefahr über sie hereinbräche; sie kam durch Oberst Vukassovich.

Dieser, Sohn eines Officiers der Liccaner Grenze und Zögling der Wiener-Neustädter Militärakademie, hatte schon im letzten Türkenkriege sich ausgezeichnet, den Majorrang und das Maria-Theresienkreuz erhalten, 1789 aus Montenegrinern und Freiwilligen des österreichischen Littorale das Freicorps Gyulai organisirt und mit einem Karlstädter Bataillon im Jahre 1795 das Kloster La Certosa bei Loano 9 Stunden hindurch gegen die wüthenden Angriffe des Feindes vertheidigt. Auch er hatte wie Beaulieu erkannt, daß das Heer anders eingerichtet werden müsse, als bisher; daß der lebenslängliche Dienst des Soldaten denselben untüchtig mache und daß das bisherige Beförderungssystem, welches die Talente unterdrückte und Protectionskinder zu hohen Posten brachte, umgeändert werden müsse. Eine durchdringende Beobachtungsgabe, Thatkraft, die bis zur Tollkühnheit stieg, dabei Schlauheit und Ausdauer zeichneten ihn aus und machten ihn zum Liebling des Oberfeldherrn. Allein eben sein hervorragender Geist machte ihn häufig unbillig bei Beurtheilung anderer Officiere, und indem er seine eigenen

kühnen Plane auszuführen gedachte, ohne sich als ein dienendes Glied des Ganzen zu betrachten, verdarb er nicht selten den Erfolg, den er sicher stellen wollte.

Vukassovich wollte jetzt Dego dem Feinde wieder entreißen und dadurch den Muth und das Kriegsglück der österreichischen Armee neuerdings herstellen. Beim Anbruch des 15. April stand er am Fuße der Anhöhen von Dego, ohne daß der Feind von dieser Bedrohung etwas ahnte. Die behenden Croaten kletterten, gefolgt von Freiwilligen aller Bataillons, die Höhen hinauf und standen bald den Franzosen gegenüber, die in unglaubliche Verwirrung geriethen, indem sie früher an alles andere als einen feindlichen Angriff dachten. Viele warfen die Waffen weg und flohen; diejenigen aber, die Stand hielten, wurden von Höhe zu Höhe verfolgt. Nun erst bemächtigte sich panischer Schrecken der Feinde; „die ganze Armee Beaulieu's", flog es von Compagnie zu Compagnie; viele retteten sich in die Verschanzungen, Hunderte fielen auf der Flucht, ohne nur an Gegenwehr zu denken. Die braven Oesterreicher verlangen den Sturm auf die Schanzen, den Vukassovich freudig anordnet, und binnen wenig Minuten sind sie Herren des Platzes, 19 Geschütze, eine Menge Rüstungsstücke und Munitionskarren, Proviant, alles, was der Feind Tags zuvor erbeutet, und 500 Gefangene waren der Preis des Sieges; um 11 Uhr war Massena's Division aufgelöst und wurde erst in der Nähe von Cairo wieder zum Stehen gebracht.

Leider ging der Erfolg dieser glänzenden Waffenthat schnell verloren. Nachdem Buonaparte rasch Massena verstärkt hatte, rückte dieser wieder vor und griff schon um 2 Uhr N. M. desselben Tages Dego von drei Seiten an und obgleich auf der Fronte zurückgeschlagen, wurde er nach einem mörderischen Gefechte Herr der beiden Flanken und vereitelte mittelst eines Cavallerieangriffs sogar

die Möglichkeit eines geordneten Rückzugs, so daß nur wenige entkamen und der größte Theil vollständig aufgerieben wurde. Beaulieu, der auf die Nachricht von dem Siege des Vukassovich sogleich aus dem Hauptquartiere aufgebrochen war, um ihm zu Hilfe zu eilen, begegnete bei Mombaldone bereits Flüchtlinge und kehrte, da ein weiteres Vorrücken jetzt keinen Sinn mehr gehabt hätte, am 16. April Früh bekümmert nach Aqui zurück. Beaulieu suchte das Mißgeschick der kaiserlichen Heere noch immer nicht in der Zersplitterung seiner Kräfte, sondern in dem ungünstigen Gebirgsboden, wo er weder Artillerie noch Reiterei verwenden konnte; deshalb wollte er sich zwischen Tortona und Alessandria concentriren, die in Voltri stehende Abtheilung an sich ziehen, die Versprengten sammeln und vor Allem sich mit dem piemontesischen Feldherrn vereinigen. Er schrieb deshalb an Colli, Ceva und Cuneo ihren eigenen Kräften zu überlassen und sich mit ihm zu verbinden.

Allein schon hatte Buonaparte eine Bewegung gemacht und Colli weiter zurück in der Richtung nach Turin gedrängt. Er hatte ihn am 17. April bei Ceva angegriffen und hinter die Corsaglia geworfen. Schon am 18. April sandte der König von Sardinien in das österreichische Hauptquartier, um Beaulieu fragen zu lassen, über welche Mittel er noch verfüge und welche Plane er habe? Hieraus erkannte der österreichische Feldherr augenblicklich, daß es sich für den Turiner Hof bereits darum handle, zu erwägen, ob das Ausharren bei dem Bündnisse oder ob der Abfall vortheilhafter wäre. Er gab daher, um Victor Amadeus bei guter Stimmung zu erhalten, seine eigene Rückzugslinie auf, beschloß mit ganzer Macht zur Unterstützung Colli's zu marschiren und verlangte, daß der König von Sardinien zur Sperrung der Straße nach Pavia in die Besetzung der festen Plätze von Alessandria und Tortona durch kaiserliche Truppen willige.

Allein mißtrauisch gegen diesen Vorschlag bat der König, nachdem am 22. April Colli bis Fossano zurückgeworfen worden war, Buonaparte am 24. um einen Waffenstillstand. Am 28. ward dieser zu Chierasco abgeschlossen und Piemont mußte die Festungen Ceva, Tortona und Coni an die Franzosen bis zur Herstellung eines vollständigen Friedens überlassen. So räumte man bereitwillig dem Feinde ein, was man dem Bundesgenossen geweigert hatte, und wieder zeigte sichs, wie einst mit Preußen, daß ein unzuverlässiger Freund schlimmer als ein offener Feind sei.

Die Lage Beaulieu's war durch den unerwarteten Abfall der Bundesgenossen schlimm geworden. Er war dadurch dem Angriff eines Gegners preisgegeben, der jetzt seine ganze Macht gegen ihn wandte, eine Macht, doppelt überlegen, einmal durch die Anzahl und dann durch die moralische Kraft der bisher erreichten Erfolge. Buonaparte im Gegentheile, dessen Armee bisher trotz der erfochtenen Siege äußerst gefährlich daran war, weil sie mitten im feindlichen Lande, ohne ordentliche Verpflegung, ja im Rücken durch Festungen bedroht, einem kühnen Angriffe der Gegner unterliegen mußte, konnte sich zu dem Waffenstillstand von Chierasco um so mehr Glück wünschen, als er nun mit einem, auf piemontesische Kosten erhaltenen Heere ungehindert das geschwächte Heer des Gegners verfolgen konnte, der sich hinter den Po zurückgezogen hatte und den feindlichen Angriff erwartete.

Buonaparte war nicht der Mann, eine so günstige Lage einen Augenblick unbenützt zu lassen. Rasch sandte er ein mit Artillerie gut versehenes Corps gegen Piacenza und bewerkstelligte den Uebergang über den Po, indem er die schwachen österreichischen Detachements, die zur Beschützung des Ufers

herbeieilten, zerstreute. Nun dachte Buonaparte auch den Uebergang über die Adda zu erzwingen, um Herr der ganzen Lombardie werden und Mailand besetzen zu können. Zu diesem Zwecke ließ er seine Truppen auf Lodi vorrücken, wo sich eine Brücke befand, die jedoch durch etwa 10.000 Mann unter General Seebottendorf geschützt war. Am rechten Adda-Ufer liegt die Stadt, schwach von den Oesterreichern besetzt, vor der die Franzosen am 10. Mai anlangten. Die Besatzung war bald aus der Stadt herausgetrieben und vereinigte sich mit den Truppen am linken Ufer. Es ist nicht recht begreiflich, warum man von Seite der Oesterreicher die Brücke nicht abbrach; man hatte sie wohl durch eine ziemlich zahlreiche Artillerie geschützt und Buonaparte ließ den Vertheidigern nicht viel Zeit. Nachdem er sich von der Lage in Kenntniß gesetzt hatte, ließ er Massena und Augerau all ihre Truppen zusammenziehen und sie zum Angriffe führen, indeß die Cavallerie versuchte, durch eine oberhalb Lodi gelegene Furt das entgegengesetzte Ufer zu gewinnen. Zweimal wurde vergebens von Seite der Franzosen gestürmt, und erst als bereits unter den österreichischen Artilleristen durch die französischen Musketenschüsse vom rechten Ufer her tüchtig aufgeräumt war, gelang es den republicanischen Grenadieren unter Begünstigung des Pulverdampfes die Brücke zu nehmen. Zwar eilte jetzt die österreichische Infanterie zum Schutze der Kanonen herbei, aber zugleich mit ihr erschien die feindliche Reiterei und entschied das blutige Gefecht zu Gunsten der Franzosen, denen man ausgezeichnete Bravour nachrühmen muß, wenn gleich die pomphaften Berichte darüber, welche den französischen Obergeneral selbst die Fahne ergreifen und seinen Truppen voraneilen lassen, übertrieben sind.

Die Früchte dieses siegreichen Gefechts, denn eine Schlacht kann es nicht genannt werden, waren die Erwerbung der Lom-

bardie, die Besitznahme Mailands und die Waffenstillstands- und Friedensschlüsse mit den meisten italienischen Staaten. Die österreichische Armee zog sich langsam nach Tyrol zurück und hatte in Italien nur mehr Mantua und das Castell von Mailand besetzt; denn auch Pizzighetone, Cremona und Pavia ergaben sich.

Buonaparte hielt am 15. Mai seinen Einzug in Mailand, am selben Tage, an welchem der Friede mit Sardinien zu Paris unterzeichnet wurde. Parma und Modena erkauften am 9. und 17. Mai, Neapel und der Kirchenstaat am 4. und 28. Juni einen unsicheren, schimpflichen Waffenstillstand mit ungeheueren Opfern, die Republik Venedig, längst schon schwach und kraftlos, zahlte heimlich unter dem Scheine einer unbewaffneten Neutralität Hilfsgelder an das französische Heer. Uebrigens wurde ihr Gebiet weder von den Franzosen, noch von den Oesterreichern verschont. Die letzteren hatten sich, um die Minciolinie zu behaupten, in Peschiera festgesetzt, wurden jedoch am 28. Mai daraus vertrieben. Bald wäre damals Buonaparte einer österreichischen Husarenabtheilung, welche kühn bei Valleggio durchbrach, in die Hände gefallen. Er hatte gerade noch Zeit, zu Pferde zu steigen, und das ganze Corps des Massena über die österreichischen Reiter zu senden, die sich übrigens zu Beaulieu durchhieben.



III.

Erzherzog Karl am Rhein und in Italien.

20.

Erzherzog Karl übernimmt den Oberbefehl über die beiden Rhein-Armeen.

Auf dem deutschen Kriegsschauplatze hatte am 10. Februar 1796 Clerfayt seinen mit so viel Ruhm und Erfolg gekrönten Oberbefehl in Folge von Zerwürfnissen mit dem Wiener Hofkriegsrathe und dem Minister Thugut niedergelegt und der junge Erzherzog Karl bekam die Führung der Niederrheinarmee, die mit den Contingenten einiger deutschen Fürsten und mit den Garnisonen von Mainz und Ehrenbreitstein 70.000 Mann Fußvolk und 20.000 Reiter betrug, indeß die Oberrheinarmee mit den Besatzungen von Philippsburg und Mannheim unter Wurmser's Commando 60.000 Mann Infanterie und etwa 20.000 Mann Cavallerie ausmachte. Dem Erzherzog gegenüber stand Jourdan mit der Maas-Sambre-Armee, etwa 65.000 Mann Fußvolk und 11.000 Pferde zählend; dem Wurmser entgegen war Moreau mit der Rhein- und Mosel-Armee in einer Stärke von 70.000 Mann aufgestellt.

War nun gleich das numerische Uebergewicht auf Seite der Oesterreicher, so befanden sich doch die Franzosen durch ihre Aufstellung in ungeheuerem Vortheile. Sowohl Wurmser als der Erzherzog wollten sich deshalb nur vertheidigungsweise verhalten; allein der Wiener Hofkriegsrath, verleitet von dem günstigen Erfolge des vorigen Feldzugs, befahl den Generalen, so bald als möglich zum Angriffe zu schreiten. Indeß kam es nicht dazu, diesen Plan auszuführen. Denn da Beaulieu um diese Zeit seinen Oberbefehl niederlegte, wurde Wurmser zu seinem Nachfolger ernannt und ihm zugleich der Befehl ertheilt, vom Oberrhein mit 25.000 Mann Kerntruppen durch Tyrol nach Italien zu marschiren. An Wurmser's Stelle trat Generalfeldzeugmeister Graf Latour mit der Bestimmung, unter des Erzherzogs Befehl zu stehen. Dies war ein großer Vortheil, weil dadurch die Ober- und Niederrhein-Armee unter einem Commando standen, während die zwei französischen Armeen zwei selbständigen Führern anvertraut waren. —

Erzherzog Karl stand im 25. Lebensjahre, als er den Oberbefehl über die österreichisch-deutsche Rhein-Armee übernahm. Am 5. September 1771 zu Florenz geboren, war er das fünfte unter den Kindern und der dritte unter den Prinzen der so reich gesegneten Ehe des Großherzogs Leopold mit Maria Ludovica von Bourbon, Infantin von Spanien. Er war in seinen ersten Lebensjahren schwächlich und kränklich und zeigte nicht die Munterkeit und Freude an Spielen, wie sie dem kindlichen Alter eigen zu sein pflegen. Schüchtern in seinem Benehmen, brach nur zeitweise ein Mahnzeichen dessen durch, was, jetzt noch im Keime, mit der Zeit zur Blüthe und Reife gelangen sollte. Als im Jahre 1776 Joseph II. auf Besuch in Florenz war, stand auf einmal der kleine Prinz Karl als Schildwache

vor den Gemächern des Kaisers und gab auf die Frage, was er da mache, zur Antwort: „Ich bewache meinen Oheim". Mit seinen Knabenjahren entwickelten sich rasch seine geistigen Anlagen und Neigungen, die unter der Leitung des Generals Spannocchi ihre erste Pflege erhielten. Im Jahre 1778 kam Graf Sigismund Hohenwarth, Exjesuit und Vorstand des nordischen Collegiums in Linz, der nachmalige Erzbischof von Wien, an den toscanischen Hof, wohin ihn Maria Theresia geschickt hatte, um bei den ältesten Prinzen ihres Sohnes den Unterricht in Religion und Geschichte zu übernehmen. Immer mehr entfalteten sich die Fähigkeiten des jungen Karl, dessen lebhafte geistige Auffassung sich unter den Classikern vorzüglich durch Cäsar und Tacitus angezogen fühlte, und der für Mathematik und Kriegswissenschaften entschiedene Vorliebe zeigte. Aber auch der Sinn für das heitere Reich des Schönen fand an den Schätzen der kunstreichen Mediceerstadt frühzeitige Nahrung, so daß der spätere Heerführer und Held auch in dieser Richtung dem größten Feldherrn, den Oesterreich vor ihm besessen, dem Prinzen Eugen, würdig nacheiferte. Als im Jahre 1790 die großherzogliche Familie nach Wien übersiedelte, wo ihr Haupt den Kaiserthron bestieg, war es die geistvolle edle und hochherzige Maria Christine, die Lieblingstochter Maria Theresia's, und deren Gemal Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, die den neunzehnjährigen Prinzen in ihre Nähe zogen und an Kindesstatt hielten. Mit ihnen zog Erzherzog Karl, nachdem die belgischen Unruhen, während welchen ihn eine Partei zum Erb-Souverain und Großherzog ausgerufen hatte, glücklich beendigt waren, 1791 nach Brüssel und trieb an ihrem Hofe eifrig militärische Studien, als ihm der mit Frankreich ausgebrochene Krieg zum ersten Male Gelegenheit bieten sollte, sie praktisch zu verwerthen.

Im Jahre 1792 focht Prinz Karl in der Schlacht bei Jemappes als Generalmajor an der Spitze einer Brigade. Die Beweise von Tapferkeit und entschlossenem Muth, gepaart mit raschem und sicherem Blicke, die er während des Feldzuges von 1793 in den Gefechten bei Adenhoven, Herle, Merlin und Neerwinden gab, lohnte sein kaiserlicher Bruder mit der Statthalterschaft in den Niederlanden und mit dem Maria Theresien-Orden, dessen Großkreuz nie eine so junge Brust geziert hat. Am 25. März 1793 hielt der neue Gouverneur an der Spitze seiner siegreichen Truppen und unter dem stürmischen Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in Brüssel. Zwei Monate später rückte er zum Feldmarschalllieutenant vor. Der Feldzug von 1794 brachte dem zweiundzwanzigjährigen Theresienritter bei Landrecies, wo ihn auf dem Schlachtfelde die Ernennung zum Feldzeugmeister traf und bei Tournay frische Lorbeeren, und vergebens sprach er sich in der Schlacht von Fleurus gegen den voreiligen Rückzug der kaiserlichen Armee aus, in dessen Folge die Niederlande zum zweiten Male, und diesmal bleibend, für Oesterreich verloren gingen. Nach eingetretener Waffenruhe kehrte der Erzherzog, dessen niemals feste Gesundheit unter den Anstrengungen seiner ersten Feldzüge stark gelitten hatte, nach Wien zurück und widmete 1795 die Muße, die ihn vom Lager und Schlachtfelde fern hielt, desto eifriger kriegswissenschaftlichen Studien, wobei ihm der durch seine Kenntnisse wie durch seine bizarren Eigenthümlichkeiten bekannte General Lindenau zur Seite stand. Mitten in dieser geistigen Beschäftigung traf ihn am 4. April 1796 die Ernennung zum Reichsfeldmarschall und jene Berufung an die Spitze der österreichisch-deutschen Rhein-Armee, deren wir eingangs gedachten.

Erzherzog Karl war von mittlerer Größe und schmächtiger Gestalt. Sein Antlitz zeigte eine hohe Stirn und geistvolle

Augen, den untern Theil des Gesichtes kennzeichnete die berühmte habsburgische Unterlippe. Einfach und ungekünstelt in seinem Wesen, freundlich und herablassend in seinem Benehmen, gewann er frühzeitig die Verehrung und das Zutrauen aller, die ihr Glück in seine Nähe führte, vor Allem aber die hingebende Neigung und Opferwilligkeit seiner Soldaten, denen er eben so sehr durch persönliche Unerschrockenheit und Selbstverläugnung als ein Muster kriegerischer Tugenden voranleuchtete, wie ihm die menschenfreundliche Sorgfalt, die er für ihre Bedürfnisse und Leiden zeigte, das Herz der Armee bis zum letzten Manne gewannen.

Wenn man einen Vergleich ziehen möchte zwischen dem Erzherzog Karl und seinem glücklicheren Gegner, so darf man nie übersehen, daß jener auf seiner ganzen Laufbahn mit Hindernissen und Schwierigkeiten zu ringen hatte, die schon der General Buonaparte, geschweige denn der spätere Selbstherrscher Napoleon nicht kannte. Erzherzog Karl war niemals ein Unabhängiger; wie oft mußte er sich gegen seine bessere Ueberzeugung den von Wien aus zugekommenen Befehlen des Hofkriegsrathes fügen! Dazu warfen ihm Neid und Mißgunst, bureaukratische Ränke und Eifersüchteleien nur zu oft Dornen auf den mühevollen Pfad, den er zum Ruhme wandelte. Wenn auch unter solchen Umständen nicht selten besiegt und zum Rückzuge gezwungen, bekundete er doch mitten in solchen Wechselfällen des Glückes eine Standhaftigkeit, Umsicht und kluge Benützung aller Umstände, daß selbst seine Niederlagen den Ruf des geschickten Kriegsmeisters nur erhöhten, und französische Schriftsteller sprachen es offen aus, daß Erzherzog Karl der größte Stratege gewesen, den Europa während eines Vierteljahrhundertes dem eminenten Genie ihres Kaisers entgegenzusetzen hatte. „Erzherzog Karl“, heißt es in den Aufzeichnungen

Napoleon's, „würde ohne Zweifel der erste Feldherr seiner Epoche geworden sein, wenn ihm sein Geschick nicht Hindernisse in den Weg gelegt hätte, die er mit all seinen Talenten nicht überwinden konnte". Was aber den Erzherzog Karl unstreitig über seinen großen Gegner stellte, das war seine sittliche Reinheit und Größe, und dem nachmaligen Kaiser Napoleon selbst entfuhr dieses Zugeständniß, als er, mit der Lesung eines Zeitungsblattes beschäftigt, plötzlich innehielt und, mit der umgekehrten Hand auf das Papier schlagend, ausrief: „Hier ist ein Mann, der nie ein Wort des Tadels auf sich ziehen wird, der Erzherzog Karl. Dieser Mann hat einen Geist aus der Heldenzeit und ein Herz aus dem goldenen Zeitalter. Er ist ein tugendhafter Mensch; dieses Wort umfaßt alles, wenn es von einem Fürsten gesagt wird". —

Nach Kündigung des Waffenstillstandes durch die Oesterreicher begann am 1. Juni 1796 der Feldzug. Die ersten Gefechte fanden in der Pfalz statt, wo sich die Unsrigen unmöglich halten konnten und auf Mannheim zurückwichen. Indeß hatte auch Jourdan den Kampf begonnen, indem er 25.000 Mann zu Düsseldorf unter dem Befehl Kleber's über den Rhein setzen ließ, welcher die in zu geringer Stärke dort aufgestellten Oesterreicher zurückdrängte, sie am 4. Juni bei Altenkirchen schlug und dadurch das rechte Rheinufer bis zur Lahn frei machte. Nun ging Jourdan bei Neuwied gleichfalls über den Strom und bald standen mehr als 50.000 Franzosen am rechten Ufer.

Nun aber rückte Erzherzog Karl mit 32 Bataillonen und 61 Escadronen Oesterreicher und Sachsen vom Taunus her, überschritt am 15. Juni zwischen Wetzlar und Leun den Main und warf gleich die ersten Colonnen auf dem linken Flügel des

Feindes, den Lefebre commandirte. Bald wichen die Franzosen, und als der Erzherzog dies bemerkte, es war bereits Nachmittag geworden, erstürmte er die Höhen von Altstetten, die den Schlüssel zur feindlichen Stellung bildeten und breitete seine Truppen in der Ebene aus. Bis spät in die Nacht wurde beiderseits mit großer Tapferkeit gekämpft. Als die Dunkelheit die Kämpfer trennte, waren die Kaiserlichen Sieger auf allen Puncten. Jourdan's Armee blieb nur der Rückzug über den Rhein übrig, den er auch bei Neuwied bewerkstelligte. Kleber, der Jourdan's Rückzug deckte, wurde von dem österreichischen General Kray zwischen Ukerath und Kircheip ereilt und zu einem Gefechte gezwungen, das äußerst blutig wurde, weil man beiderseits vom Bajonnete Gebrauch machte. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu, doch war das Ergebniß des ganzen Kampfes, daß die Franzosen in ihre alten Stellungen zurückwichen, indeß die Oesterreicher unter Kray am 21. Juni bis Siegburg vordrangen und den flüchtigen Feind bis zur Wipper verfolgten.

Jourdan's Bewegung hatte übrigens nur den Zweck gehabt, Moreau's Rheinübergang, bei Straßburg zu maskiren. Erzherzog Karl kannte auch diese drohende Gefahr und gab dem Grafen Latour Befehl, die Gegend bis Kehl zu besetzen und alle Truppen zusammen zu ziehen; ja er sandte selbst am 21. Juni einen Theil seiner Armee rheinaufwärts zu Latour's Unterstützung. Allein Befehl und Truppen kamen zu spät. In der Nacht vom 23. auf den 24. Juni setzte Moreau unter dem Schutze der Straßburger Kanonen mehrere tausend Mann über und langte am Morgen vor Kehl an, indeß auch an zwei anderen Puncten der Uebergang versucht ward. In der Gegend von Kehl standen blos 7320 Mann Kreistruppen, die durch die Ankunft der Franzosen so erschreckt

wurden, daß sie sogleich die Flucht ergriffen, wodurch es den Feinden möglich wurde, immer mehr Truppen über den Fluß zu setzen, die Schanzen zu stürmen, Kehl zu nehmen und die von Willstedt herbeieilenden Oesterreicher zurück zu drängen. Am 28. Juni warf Moreau die Oesterreicher aus ihren Stellungen zwischen Oberkirchen und Renchen hinaus, indeß die württembergischen Bundestruppen die Kniebis-Schanzen und Freudenstadt verließen, ohne einen Kampf zu versuchen. Bald hatten die Feinde die wichtigsten Uebergangspuncte des Schwarzwaldes in Händen.

Erzherzog Karl, der den Feldzeugmeister Wartensleben mit 36.000 Mann zwischen Lahn und Sieg zurückgelassen, die Verschanzungen von Mainz und Hechtheim mit 27.000 Mann gedeckt, kam mit dem Rest seiner Truppen ins Oberrheinthal zur Zeit, als Latour, der am 5. Juli ein blutiges Gefecht mit Moreau bestanden hatte, aus seinen Stellungen an der Murg verdrängt worden war. Am 9. Juli gelang es dem Erzherzog, sich mit Latour zu vereinen und er stellte sich nun Moreau gegenüber auf. Seinen linken Flügel lehnte er an Rothensol, das er stark befestigte, und stellte im Gebirge die Sachsen, die er bei sich hatte, auf; sein Centrum war in Malsch am Fuße der Berge und seine Reiterei füllte die Ebene. Am 21. Juli sah er sich von Moreau angegriffen. Da St. Cyr, welcher die Höhen von Rothensol nehmen sollte, außer Stande war, den trefflich vertheidigten Punct mit Gewalt zu nehmen, so suchte er die Oesterreicher durch verstellte Flucht aus den Verschanzungen zu locken. Die List gelang leider nur zu gut. Während die Kaiserlichen den anscheinend fliehenden Feind verfolgten, gelang es diesem, den Ort zu nehmen und die Sachsen aus Loffenau und Herrenalb zu vertreiben. Dagegen stritt Desaix unglücklich im Centrum, zweimal nahm er Malsch im Sturm,

zweimal ward er wieder verjagt, so daß die Oesterreicher den Punct zuletzt behaupteten und die Franzosen zum Rückzug auf Rastatt zwangen.

Diese halbe Niederlage hielt übrigens Moreau in seinem Vordringen gegen Schwaben nicht auf und um dem Feinde am oberen Neckar zuvor zu kommen, zog sich Erzherzog Karl auf Pforzheim zurück und besetzte die Flußübergänge bei Canstatt und Eßlingen.

21.

Genialer Plan des Erzherzogs.

Unter diesen schwierigen Umständen galt es einen Plan zu fassen, und mit großer Genialität wurde derselbe vom Erzherzoge entworfen. Er beschloß, nur Schritt für Schritt dem Feinde zu weichen und ihm jeden Punct streitig zu machen, ohne sich in eine Entscheidungsschlacht einzulassen. Dasselbe sollte Wartensleben gegenüber der Maas-Sambre-Armee, wenn sie wieder vorrücken würde, thun, bis sich eine Gelegenheit fände, die getrennten Heere zu vereinen, um dann über den einen oder den andern französischen Feldherrn mit überlegener Macht herzufallen. Nun zeigte es sich, welch Glück es war, daß der Oberbefehl in einer Hand ruhte, während von den feindlichen Feldherren jeder auf seine Faust operirte.

Wartensleben schien aber nicht der Mann zu sein, welcher den genialen Plan des Erzherzogs begreifen konnte; er war ein Feldherr aus der alten Schule, dem die Deckung eines Magazins oder gar die Behauptung und Beschützung eines Stück Landes höher ging, als alles. Indem er nun gar nicht begreifen konnte, wie man die großen, an der Grenze Böhmens

angehäuften Vorräthe dem Feinde Preis geben könne, was unfehlbar geschehen müßte, wenn er seinen Rückzug gegen die Donau nehmen sollte, suchte er jede Gelegenheit, um den, seiner Meinung nach, weit besseren Plan, Böhmen zu decken, durchzuführen, und nur die unbegreiflichen Fehler Jourdan's zwangen ihn, eigentlich wider Willen, den Ideen des Oberfeldherrn dienstbar zu sein.

Jourdan war schon in den letzten Tagen des Juni wieder über den Rhein gegangen und hatte die Stellung der Kaiserlichen angegriffen. Letztere waren auf einem weiten Landstriche zerstreut und nirgends stark genug, einem energischen Angriffe Stand zu halten. Die einzelnen Führer der Truppen, in ihrer Kettenaufstellung sich schwach fühlend und ohne Vertrauen auf die Festigkeit des Ganzen, suchten sich ihrer unerquicklichen Lage so gut als möglich zu entziehen. So reichte der Verlust eines unbedeutenden Postens an der Lahn für den General Wernek hin, Limburg Preis zu geben und dadurch den Rückzug der ganzen Armee schneller zu bewirken, als es nach dem Plane des Erzherzogs hätte geschehen sollen. Nach einem Gefechte bei Friedberg, das Wartensleben vor seinem Uebergange über die Nidda dem Gegner lieferte und das wieder glänzende Proben von der österreichischen Tapferkeit gab, warf der kaiserliche General rasch 2400 Mann in die Stadt Frankfurt, nicht um sie zu behaupten, sondern nur um den Feind einige Zeit aufzuhalten.

Dieser Zweck ward allerdings erreicht. Jourdan lagerte vor Frankfurt, beschoß es am 12. und 13. Juli heftig, worauf der Befehlshaber eine Capitulation abschloß, nach welcher die Franzosen einen 48stündigen Waffenstillstand eingehen mußten, die Kinzing nicht überschreiten und erst am 16. Frankfurt besetzen durften. Hierdurch gewann Wartensleben Zeit, seinen

Rückzug gegen Aschaffenburg und Würzburg ruhig und ungehindert fortsetzen zu können. Hier schien er sich aufstellen und eine Schlacht annehmen zu wollen; allein aus Besorgniß umgangen zu werden, wich er östlich nach Bamberg aus, statt seine Verbindung mit Erzherzog Carl zu suchen, und nur durch das Nachdrängen des Gegners fand er sich bemüssigt, seinen Marsch nach Amberg und an die Naab zu richten.

In der Zwischenzeit hatte auch der Erzherzog seinen Rückzug fortgesetzt. Die Gefechte, welche er lieferte, dienten überall nur dazu, den Hauptstamm der Armee ungehindert durchzubringen und die Franzosen von einer raschen Verfolgung abzuhalten. So ward am 21. und 22. Juli bei Kanstatt und Eßlingen gekämpft und jeder feindliche Angriff abgeschlagen. Hierauf gelang es dem Erzherzog, die reichen Magazine, die er bei Ulm und Günzburg hatte und die bei einem schnellen Vordringen Moreau's verloren gewesen wären, zu decken und in den ersten Tagen des August nach Neresheim zu ziehen, wo er den Feind erwarten wollte.

Viel Schlimmeres aber als von den Franzosen erfuhr der Erzherzog von den eigenen Bundesgenossen und vom deutschen Reiche. Schon am 17. Juli schlossen Württemberg und am 25. Baden und alle Stände des schwäbischen Kreises Waffenstillstand mit Moreau; auch der fränkische Kreis und selbst der Kurfürst von Sachsen trafen ihr Abkommen mit den Franzosen und zogen plötzlich ihre Contingente vom Heere des Erzherzogs zurück, wodurch er um mehr als 10.000 Mann geschwächt wurde. Ueberdieß mußten Baden 2, Württemberg 4, die geistlichen Körperschaften 7, der schwäbische Kreis 12, der fränkische 6 Millionen Livres „zum Schutz des Eigenthums und der Personen“ zahlen, also gerade fünfmal so viel, als das Reich von ihnen gefordert hatte. Damals hatten sie die bescheidene

Summe für unerschwinglich erklärt und jetzt brachten sie in ein paar Monaten das Geld auf, um dem Feinde zu helfen, der übrigens trotz seiner Versprechungen in den deutschen Ländern auf so barbarische Weise hauste, daß man die entsetzlichsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges wiedergekehrt glaubte.

Preußen, das durch einen Ueberfall der Reichsstadt Nürnberg, die es gern eingezogen hätte, noch mehr Verwirrung im deutschen Reiche hervorrief, als schon vorhanden war, warf jetzt die Maske vollständig ab und schloß am 5. August einen neuen Vertrag mit Frankreich, worin abermals eine Demarcationslinie gezogen, der ungeschmälerte Bestand des deutschen Reiches von Seite Preußens förmlich aufgegeben und bestimmt wurde, daß die Franzosen im Besitz des linken Rheinufers bleiben sollten und der Berliner Hof durch Säcularisationen eine Entschädigung zu erhalten habe. Gleiches sprach sich in den Friedensschlüssen von Baden und Württemberg aus; ja selbst der Regensburger Reichstag unterhandelte mit dem Feinde um Bürgschaften für die Sicherheit der Versammlung, und erklärte Frieden schließen zu wollen. Dies bewog den Erzherzog Karl zu einer bitteren Zuschrift an diese Versammlung, worin er sie an ihre Würde mahnte. Doch hatte man zu Regensburg alles Vertrauen verloren und gab sich selbst auf, was man wieder dem Erzherzog zu verstehen gab. Diesem blieb demnach nichts übrig, als jene Reichskreise, die abgefallen waren, feindlich zu behandeln; er ließ die Kreistruppen entwaffnen, das Zeughaus in Ulm ausleeren, und rief dadurch Proteste hervor, die eben nichts anderes kündeten als den unheilvollen Riß, der durch die ganzen Zustände ging.

Zum Glück war Karl nicht der Mann, der sich durch solche Unfälle einschüchtern ließ. Zwar hatte er jetzt höchstens mehr 14.000 Mann Fußvolk und 11.000 Reiter, dennoch setzte er

seinen Rückzug langsam und geordnet fort. Bei Neresheim bot er am 11. August dem Feind eine Schlacht an, in welche sich dieser begierig einließ. Man schlug sich beiderseits mit großer Erbitterung den ganzen Tag über, ohne daß Entscheidung erfolgt wäre. Diese hatte aber Karl auch gar nicht gewünscht, er wollte blos einen ungestörten Marsch über die Donau erhalten, was ihm auch gelang. Am 13. ging er bei Donauwörth aufs rechte Ufer, zog alle möglichen Verstärkungen an sich, ließ den Feldzeugmeister Latour mit etwa 30.000 Mann dem Feinde gegenüber, und gab ihm den Auftrag, sich, wenn er gedrängt würde, immer langsam, jedoch ohne eine Schlacht zu wagen, zurückzuziehen, denn „wenn auch“, sagt er, „Moreau nach Wien kommt, so thut das nichts, wenn ich nur Jourdan schlage“. In Oesterreich ward über Hals und Kopf gerüstet, und namentlich in Böhmen eine Landmiliz ins Leben gerufen, indem jeder zwanzigste Mann zum Kampfe innerhalb der Grenzen seines Landes sich rüsten müsse — doch war dies eine Armee, die erst in der Bildung begriffen war und von welcher daher der Erzherzog gar keinen Nutzen zog.

Mit etwa 28.000 Mann drang Karl am 18. und 19. August über die Altmühl vor, um sich in der Oberpfalz mit dem Heere Wartensleben's zu vereinen, und bedrohte nunmehr den rechten Flügel Jourdan's, der, etwa 9000 Mann stark, unter Bernadotte aufgestellt war. Schon am 22. stieß er auf die französische Vorhut. Hitzige Gefechte, die am nächsten Tage wiederholt wurden, endigten mit dem vollständigen Siege der Oesterreicher bei Neumarkt; Bernadotte mußte weichen, der ganze rechte Flügel wurde geschlagen. Nun beschloß der Erzherzog, auch das Centrum anzugreifen, das bei Amberg aufgestellt war. Indeß er mit einem Theile seiner Armee Bernadotte verfolgen ließ, ging er mit den übrigen Truppen gegen

Amberg, und gab zugleich Wartensleben Befehl, von der Naab auf den Feind loszumarschiren. Es geschah. Am 24. August sah sich Jourdan in der ungünstigsten Stellung zur Schlacht gezwungen; seine rechte Flanke war im Weichen begriffen und er selbst mußte von zwei Seiten dem stürmenden Angriffe der Kaiserlichen entgegen treten; so war dies nur eigentlich eine fortgesetzte Niederlage der Franzosen, die mit großem Verluste über die Pegnitz zurückwichen, indeß die beiden österreichischen Heere Karl's und Wartensleben's auf dem Schlachtfelde ihre Vereinigung vollzogen.

Diese Schläge hatten die Maas-Sambre-Armee so entmuthigt, daß sie äußerst niedergeschlagen und in halber Auflösung am Main anlangte, wo sich Jourdan bei Schweinfurt wieder sammelte und von da über Würzburg seine weitere Rückzugslinie sichern wollte; allein der Erzherzog war immer hinter ihm her und gönnte ihm kaum Ruhe zur Sammlung. Auf Eins aber rechnete Jourdan mit Zuversicht: daß nämlich der österreichische Feldherr einen Theil seiner Truppen zur Unterstützung des Feldzeugmeisters Latour über die Donau entsenden werde, und im Vertrauen hierauf beschloß er die, wie er meinte, hierdurch geschwächten Oesterreicher bei Würzburg angreifen und schlagen zu können. Letztere Stadt hatten übrigens die Kaiserlichen bereits am 1. September in ihre Gewalt bekommen und Jourdan ließ am 2. September Theile seiner Armee vorrücken, um die Oesterreicher zu vertreiben, und so entspannen sich schon an diesem Tage Gefechte, die aber zu keiner Entscheidung führten. Den 3. September beschloß nun Jourdan seinen Hauptschlag auszuführen und mit ganzer Macht gegen Würzburg vorzurücken; allein auch Erzherzog Karl ersah sich diesen Tag zur Schlacht aus, obgleich er am Morgen desselben seine Armee noch nicht ganz beisammen hatte.

So begann der Kampf, der anfänglich schwankend war, da einzelne österreichische Posten der feindlichen Ueberzahl weichen mußten. Aber zur rechten Zeit traf Wartensleben mit acht Grenadier-Bataillonen und 24 Schwadronen Kürassieren am rechten Flügel des Erzherzogs ein. Er stürzte sich, während die Infanterie unter Kray eine Brücke passirte, rasch an der Spitze seiner Reiterei in den Fluß und warf nun in einem furchtbaren Stoße die feindliche Cavallerie zurück. Zwar sammelte sich dieselbe wieder; doch ward sie durch einen zweiten Angriff gänzlich in Verwirrung gebracht; nun langte auch Kray mit den Grenadieren an, schlug den linken Flügel Jourdan's vollständig und der herrlichste Sieg krönte die Bemühungen der Oesterreicher.

Dem Feinde war die Straße nach Frankfurt verlegt, er mußte sich in die Spessart- und Rhone-Gegenden zurückziehen, wo sich jetzt mit Eins das gedrückte Volk erhob und den flüchtigen Feinden unnennbaren Schaden zufügte. Auch war nach keiner Seite mehr ein Halt für die geschlagenen Truppen Jourdan's. Er wendete sich gegen die Lahn und zog die Truppen Marceau's an sich, die bisher Mainz und Ehrenbreitstein belagert hatten. Am 16. September ward seine Stellung bei Limburg und Dietz vom Erzherzoge angegriffen, während ein Scheinmanöver bei Wetzlar seine Aufmerksamkeit auf diesen Punct richtete, und er ward gezwungen, über die Sieg zurück zu weichen. Am 19. wurde die französische Nachhut bei Höstebach zum Rückzuge gezwungen; ihr Führer Marceau, einer der ausgezeichnetsten Generale Frankreichs, gerieth dabei in die Gefangenschaft der Oesterreicher, starb aber, da er von einer Kugel getroffen war, trotz der sorgfältigsten Pflege, die ihm der Erzherzog angedeihen ließ, schon Tags darauf.

Mit Ende September, wo die Franzosen beinahe ganz wieder auf das linke Rheinufer beschränkt waren, hörte der

Feldzug gegen Jourdan auf, und der Erzherzog konnte, indem er ein Beobachtungscorps zurückließ, mit dem größten Theile seines Heeres gegen den Oberrhein aufbrechen, wohin sich in der Zwischenzeit Moreau zurückgezogen hatte.

22.

Rückzug Moreau's.

Moreau war nach dem Abmarsche des Erzherzogs langsam in Bayern vorgerückt und zur selben Zeit am Lech angekommen, zu welcher am jenseitigen Donauufer Bernadotte zurückgedrängt wurde. Obgleich nun der kaiserliche Feldzeugmeister Latour den Auftrag erhalten hatte, sich in keine Schlacht einzulassen, weil jeder mögliche Sieg der Franzosen den Plänen Karl's gefährlich werden konnte, so glaubte jener doch dem Feinde den Weg über den Lech erschweren zu müssen. Am Tage der Schlacht von Amberg kam es bei Friedberg zu einem Treffen zwischen Latour und Moreau, in welchem die Armee des ersteren geschlagen wurde und wohl ganz zersprengt worden wäre, wenn der französische General den Sieg zu benützen verstanden hätte. Ueberhaupt schien Moreau über seine eigene Lage und seine Entschließungen völlig im Unklaren zu sein; Erzherzog Karl charakterisirt ihn selbst als einen Mann, der ungewiß, welche Mittel zu ergreifen wären, zwischen allen herumschwankt und keines mit hinlänglichen Kräften durchsetzt. Auch jetzt rückte Moreau noch immer am rechten Donauufer nur langsam vor und gestattete hiedurch dem Latour Zeit, sich wieder zu sammeln, ja sogar auf neue Angriffsbewegungen zu sinnen, obgleich er bereits hinter München, ja sogar hinter der großen Laber stand.

Dagegen gelang es dem französischen Feldherrn, mit dem bayrischen Kurfürsten oder vielmehr mit dessen Räthen den sogenannten Pfaffenhofener Waffenstillstand zu schließen, demzufolge Bayern 10 Millionen Livres zahlen, ungeheuere Contributionen an Pferden, Tuch, Schuhen, Getreide liefern, 20 Gemälde den Franzosen überlassen und das ganze Land dem Feinde preisgeben mußte, gegen das Versprechen von Sicherheit der Person und des Eigenthums. Und diese feigen Zugeständnisse, wodurch abermals ein Stück deutschen Landes von der gemeinsamen Sache abfiel, wurden zu einer Zeit gemacht, wo Moreau gar niemanden mehr, ja kaum seine eigene Armee schützen konnte, zu einer Zeit, wo die Länder Deutschlands, die sich schmählich dem Feinde hingegeben und ihren Kaiser verlassen hatten, durch die Truppen eben dieses Kaisers befreit und von den Franzosen gesäubert wurden!

Ein längeres Verweilen Moreau's in Bayern war nach den Schlägen, welche die Maas-Sambre-Armee erhalten hatte, unmöglich. Seine Lage war unerquicklich. In seiner Fronte stand Latour, auf der Rückzugslinie befand sich bei Ulm der kaiserliche General Nauendorf mit etwa 10.000 Mann aufgestellt; die Gegenden, welche Moreau, um wieder beim Rhein in Sicherheit anzulangen, passiren mußte, waren gebirgig, das Volk im Aufstande gegen die Franzosen, während der siegreiche Erzherzog Karl, nachdem er Jourdan über den Rhein zurückgejagt hatte, wider seinen zweiten Gegner heranzog. Unter diesen Umständen war allerdings Moreau's Rückzug nicht ohne große Schwierigkeiten, wenn gleich das Verdienst des französischen Feldherrn von Freund und Feind zu hoch gestellt wurde, da man seinen Marsch von der Donau bis an den Rhein mit Xenophon's Rückzug der Zehntausend in Parallele setzte; denn Moreau hatte doch viele günstige Momente für sich. Einmal

besaß er eine Macht von mehr als 50.000 Mann, während seine Gegner, einzeln genommen, alle schwächer waren. Dann befand sich ihm gegenüber Latour, der zwar ein tapferer Soldat, aber ein schlechter Feldherr war, der immer wieder den Feind vernichten wollte und nicht bedachte, daß ihm der Gegner überlegen sei, während Nauendorf, ungleich fähiger als Latour, nicht unter den Befehlen des Letzteren stand, sondern selbständig handelte, wodurch die Einheit im Commando aufhörte und wobei jeder Feldherr auf seine eigene Faust, ohne sich um die Pläne des Andern zu kümmern, Angriffe machte. Ueberdies stand der Erzherzog noch am Niederrhein und brauchte voraussichtlich länger, um an den Oberrhein zu kommen, als Moreau.

Für Latour hätte es sich schon aus dem Grunde des Heranzugs der Karl'schen Armee vielmehr darum handeln sollen, den Rückzug des Feindes aufzuhalten, weil er wohl ganz vernichtet worden wäre; allein statt dessen meinte Latour, er könne ihn allein oder mindestens in Verbindung mit Nauendorf aufreiben, und deshalb drang er bei jeder Gelegenheit auf ihn ein. Der linke Flügel der Oesterreicher unter Fröhlich drängte schon am 17. September französische Abtheilungen aus Kempten und Immenstadt hinaus und brachte ihnen am 20. September bei Isny empfindliche Verluste bei. Gyulai that dasselbe am 22. September bei Memmingen, und Nauendorf schlug zwischen Ulm und Heidenheim am 24. September die Vorhut der zurückeilenden Armee. Zwar war er gegen die nun herankommende Hauptmacht der Franzosen zu schwach; dagegen gelang es ihm, sich mit Latour zu vereinen, und hätten die beiden Feldherren gemeinsam gehandelt, so würden sie jedenfalls bessere Erfolge erzielt haben. Sie waren jedoch über die weitere Verfolgung des Feindes nicht einig, und während Latour dabei blieb, sich an die Ferse seines Gegners zu hängen, wählte Nauendorf einen

kürzeren Weg, um den Franzosen im Schwarzwalde zuvor zu kommen und ihnen den Rückzug über den Rhein abzuschneiden. Dadurch schwächten sich aber die Oesterreicher, und während Latour nur mehr einige 20.000 Mann behielt, betrug die ganze Truppenaufstellung im Schwarzwalde kaum 12.000 Mann, so daß Moreau jedem Gegner einzeln gewachsen war.

Moreau beschloß nun, sich mindestens von einer Seite Ruhe zu verschaffen und bereitete am 2. October alles zur Schlacht gegen Latour vor, dessen Mannschaft fast um das Doppelte schwächer und in der Nähe von Biberach noch dazu äußerst ungünstig aufgestellt war. Latour hatte seine Truppen auf verschiedenen Anhöhen vertheilt, und als er nun von Moreau angegriffen wurde, konnte er nicht hindern, daß er an mehreren Puncten umgangen, von Federsee bis Biberach zurückgeworfen wurde und überdies bei 4000 Gefangene und 16 Kanonen verlor. Dieser Verlust war darum von so großer Bedeutung, weil dadurch Latour einige Tage aufgehalten wurde und Moreau bei seinem Rückzuge bedeutenden Vorsprung gewann. Gegen 9. October kam er zu den Schwarzwaldübergängen und beschloß, in jenem Paß durchzubrechen, der von Neustadt durch das Höllenthal nach Freiburg führt. In der That gelang es seinem Unterfeldherrn Saint-Cyr am 11. October den Eingang ins Höllenthal zu erzwingen, und Moreau zog in den nächsten Tagen mit seiner ganzen Armee in den Breisgau.

Statt nun, wie zu vermuthen stand, über Breisach zu gehen und das linke Rheinufer zu suchen, blieb Moreau am rechten und wandte sich gegen Kehl. Hier aber fand er sich bald dem Erzherzoge gegenüber, der von Jourdan's Verfolgung zurückgekommen war und nun alle Truppen Nauendorf's und Latour's an sich zog. Tollkühn und unbesonnen griff der fran-

zösische Feldherr am 20. October die Stellung der Oesterreicher an der Elz zwischen Waldkirch und Emmendingen an und wurde in einem lange dauernden blutigen Treffen geschlagen, so daß seine Stellung unhaltbar wurde. Er sandte nun einen Theil seiner Truppen unter Desaix bei Breisach über den Rhein und zog mit den anderen Abtheilungen stromaufwärts gegen Hünningen, wohin er den Troß und das schwere Geschütz voraus gesandt hatte. Die Oesterreicher folgten ihm auf dem Fuße und stürmten am 24. October die Stellung Moreau's bei Schliengen; doch war bereits der größte Theil der französischen Armee bei Hünningen über den Rhein gegangen, und nachdem man beiderseits den Tag über mit größter Anstrengung gekämpft hatte, verließ der französische General in der Nacht seine Stellungen und zog auch noch den letzten Rest seiner Truppen auf das linke Rheinufer. Die Republicaner besaßen nun am rechten Oberrhein nur mehr Kehl und Hünningen, zwei Brückenköpfe, die sie, wenn der von ihnen angetragene Waffenstillstand angenommen wurde, derartig befestigen konnten, daß sie uneinnehmbar wurden. Deshalb erhielt Erzherzog Karl von Seite des Hofkriegsrathes in Wien den Auftrag, keine Waffenruhe einzugehen, sondern den Feldzug mit der Eroberung der beiden Puncte zu enden. Karl folgte und in der That gelangten sowohl Kehl, das am 9. Jänner 1797 von Desaix übergeben wurde, als Hünningen, das am 2. Februar capitulirte, in die Hände der Kaiserlichen.

So hatte der jugendliche Erzherzog seine Ernennung zum Oberfeldherrn in Deutschland glänzend gerechtfertigt und in einem Feldzuge, in dem sich Sieg an Sieg reihte, sowohl die Erbländer seines kaiserlichen Bruders vor dem drohenden Angriffe zweier französischen Heere bewahrt, als auch das südliche Deutschland, trotz der schmachvollen Feigheit seiner Fürsten und

Städte, vom Feinde gesäubert. Schon am 13. September hatte Karl mitten in seinem Siegeslaufe ein Dankschreiben der böhmischen Stände für die Rettung ihres Landes erhalten und am 21. October war ihm der Dank der deutschen Reichsversammlung für die großen Dienste, die er dem Vaterlande geleistet, ausgesprochen worden. Seit diesem ruhmvollen Feldzuge waren die Blicke nicht blos Oesterreichs und der deutschen Patrioten, sondern aller, denen vor der steigenden Macht des revolutionären Frankreichs zu bangen begann, auf Karl gerichtet; sein Name wurde zu einem volksthümlichen und noch heute knüpft sich die dankende Erinnerung der Nachkommen so mancher deutschen Stadt an jene Puncte, wo er während einer in der Nähe gelieferten Schlacht seinen Standpunct genommen, von wo er die Bewegungen des Feindes überblickt, die seiner Truppen geleitet und seine Befehle ertheilt hatte. —

Allein während auf dem deutschen Kriegsschauplatze der Feldzug des Jahres 1796 einen so glorreichen Ausgang genommen hatte, waren auf dem italienischen unglückliche Ereignisse eingetreten, deren Verlauf wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

23.

Wurmser's Kämpfe mit Buonaparte.

Durch Beaulieu's Rückzug nach Tyrol war sowohl die Besatzung des Castells von Mailand, als auch Mantua den Feinden Preis gegeben. Die erstere hielt sich, rings von Franzosen umgeben und ohne von ihrem Geschütze Gebrauch zu machen, um die schöne Stadt nicht zu zerstören, bis zum 29. Juni 1796. Nach der Uebergabe dieses Castells wurde

der dortige Artilleriepark von Buonaparte nach Mantua gesendet und nun mit mehr Hoffnung auf Erfolg die Belagerung dieser Festung fortgesetzt. Der französische Oberfeldherr hatte es übrigens verstanden, durch ein trefflich durchgeführtes Einschüchterungssystem die übrigen italienischen Staaten unschädlich zu machen. Parma und Modena erhielten gegen große Geldsummen und Ablieferung von Kunstschätzen einen unsicheren Waffenstillstand. Neapel erklärte, neutral bleiben zu wollen. Der Papst, in seiner Hauptstadt selbst bedroht, zahlte starke Contributionen und mußte Ferrara und Bologna im Besitze der Franzosen lassen. Venedig endlich, zu feig zum Krieg und zum Frieden, rüstete heimlich und blieb offen bei seinem Systeme einer nicht bewaffneten Neutralität.

Freilich waren das nur erzwungene Aeußerungen der Ruhe und man freute sich, wenige Städte ausgenommen, aufrichtig in ganz Italien, als der Ruf von Wurmser's Herannahen die appenninische Halbinsel durchflog, weil man von diesem Manne Erlösung hoffte und weil man glaubte, er werde das alte Sprichwort wahr machen, das da besagte: Italien würde das Grab Frankreichs werden!

Dagobert Sigismund Graf Wurmser, einem elsässischen Geschlechte entsprossen, hatte seine kriegerische Laufbahn in französischen Diensten begonnen, während des österreichischen Erbfolgekrieges an dem Einmarsche der Franzosen in Böhmen Theil genommen und auch noch während der ersten Jahre des siebenjährigen Krieges unter französischem Banner gefochten. Erst 1762 war er in kaiserliche Dienste übergetreten und hatte nach dem Hubertsburger Frieden den Rang eines Generalfeldwachtmeisters erhalten. Im bayerischen Erbfolgekriege, bereits Feldmarschall-Lieutenant und Inhaber eines Husarenregimentes, hatte ihm der glückliche Ueberfall von Habelschwerdt 1779 das

Commandeurkreuz des Theresienordens verschafft. Nach dem Teschner Frieden zum commandirenden General in Galizien ernannt, war er erst 1793 gegen die Franzosen ins Feld gerufen worden. Was er hier, zum Theile unter den widerwärtigsten Verhältnissen an der Seite eines mehr als unzuverlässigen Bundesgenossen seines Kriegsherrn geleistet, wurde an seinem Orte ausführlich berichtet. Der Rheinübergang bei Ketsch, die Erstürmung der Weißenburger Linien, die Einnahme von Mannheim waren Kriegsthaten, die eben so sehr für sein Feldherrntalent als für seinen kriegerischen Muth sprachen und das allgemeine Vertrauen begründeten, das ihm an seinen neuen Bestimmungsort voranging.

Dagegen befand sich sein Gegner Buonaparte in einer keineswegs beneidenswerthen Lage. Zwar war mittlerweile seine Armee verstärkt worden, doch befand er sich mitten in einem eroberten Lande, von dessen Treue er nicht überzeugt war, vor einer Festung, die als uneinnehmbar galt, und hatte nun noch das Herannahen eines kaiserlichen Heeres zu gewärtigen, das seine Kühnheit und Tapferkeit bereits auf gar manchem Schlachtfelde bewiesen hatte.

Wurmser sammelte auf seinem Marsche durch Tyrol auch die Truppen Beaulieu's und bekam dadurch eine ansehnliche Macht zusammen, mit welcher er an beiden Seiten des Gardasees in Italien einrückte. Indem er dem General Quosdanovich den Auftrag gab, mit etwa 20.000 Mann am rechten Ufer des Gardasees gegen Salò nnd Brescia loszumarschireu, blieb er selbst mit der Hauptmacht am linken Ufer und wollte theils zwischen dem See und der Etsch gegen Rivoli, theils am linken Etschufer gegen Verona operiren. Buonaparte hatte mit seiner Armee eine weite Kette von den Alpen bis Mantua inne und namentlich sämmtliche Zugänge aus den Tyroler

Gebirgen stark besetzt. Am 29. Juli zeigten sich die ersten Oesterreicher. Das Corps des Quosdanovich, der den Gardasee umgangen hatte, drang gleich am ersten Tage nach Salò vor und warf den französischen General Sauret aus diesem Orte hinaus. Nicht minder guten Erfolg hatten die österreichischen Angriffe auf der Etschlinie, wo den Feinden die feste Stellung von Corona entrissen und der Etschübergang auf allen Puncten bewerkstelligt wurde.

Diese von allen Seiten sich kreuzenden schlimmen Nachrichten trafen in Buonaparte's Hauptquartier ein und für wie bedenklich er wohl selbst seine Lage hielt, das beweist am besten der Umstand, daß er zum ersten Male einen Kriegsrath mit seinen Generalen abhielt, gleichsam um die Verantwortlichkeit mit ihnen zu theilen. Da er übrigens sowohl auf der Vertheidigungs- als auch auf der Rückzugslinie bedroht war, faßte er den Entschluß, sich mit ganzer Kraft erst auf den einen seiner Gegner zu werfen, ihn zu schlagen und dann gegen den andern zu marschiren. Er bekam dadurch den Vortheil, die ganze Armee beisammen zu haben und stärker zu sein, als jedes einzelne der Corps, in die Wurmser seine Armee getheilt hatte.

Buonaparte beschloß zuerst die Heeressäule des Quosdanovich anzugreifen, einmal weil diese schwächer war als jene Wurmser's, und dann, weil sie ihm die Rückzugslinie nach Mailand bedrohte. In der That zog er alle seine Truppen zusammen, hob die Belagerung Mantua's auf, ließ in der Nacht des 31. Juli die Laffetten verbrennen, die Kanonen vernageln, das Pulver in den Fluß werfen und führte das Heer in die Gegenden des oberen Mincio. Während er selbst nach Lonato ging, das bereits im Besitze der Oesterreicher war, wendete sich Augereau nach Brescia. Letzterem gelang es, am 1. August die Oesterreicher zurückzudrängen und Brescia zu besetzen, indeß am selben Tage Buonaparte von den Oesterreichern an-

gegriffen wurde. Quosdanovich, der von der Franzosen kühnem Entschlusse nichts wußte, glaubte nur einen kleinen Theil der Feinde vor sich zu haben und wunderte sich nicht wenig, als er die Uebermacht bemerkte, die ihn nach einem kurzen aber hitzigen Gefechte aus Lonato vertrieb. Zu schwach, um gegen die Hauptmacht der französischen Armee zu kämpfen, zog sich Quosdanovich geordnet und mit geringem Verluste zurück, ließ sich weiter in keinen Kampf mehr ein und erwartete in einer gesicherten Stellung die ferneren Befehle seines Oberfeldherrn.

Wurmser, der inzwischen, die Posten der Franzosen überall werfend, über die Etsch und den Mincio gedrungen war, zog am 2. August in Mantua ein und sendete den größten Theil seiner Armee ab, um über Borghetto, Peschiera und Castiglione dem Corps des Quosdanovich zu Hilfe zu eilen. Nun wendete sich Buonaparte, nur ein kleines Beobachtungscorps gegen letzteren zurücklassend, mit seiner ganzen Kraft gegen die heranrückenden Truppen, die er schlagen wollte, ehe noch Wurmser, mit dem Reste der Armee aus Mantua marschirend, sie verstärken konnte. Am Morgen des 3. August ließ er die Kaiserlichen, die von Peschiera aus nach Lonato vordrängten, und auch jene, die sich zu Castiglione befanden, angreifen. Anfangs war er gegen den kaiserlichen General Bajalich, welcher bei Lonato commandirte, unglücklich; doch bald gelang es ihm, das Centrum zu durchbrechen und die beiden Armeeabtheilungen nach verschiedenen Richtungen zu verdrängen. Während die eine den Mincio abwärts zog, wendete sich die zweite am rechten Gardaufer nordwärts und mußte sich, abgeschnitten, am 4. August dem Feinde ergeben. Inzwischen war auch Augerau vor Castiglione erschienen und bemächtigte sich gegen den österreichischen General Liptay der dortigen Höhen, worauf die Oesterreicher zurückweichen mußten.

Aber schon am nächsten Morgen vereinigte Wurmser die verdrängten Truppen mit jenen, die er aus Mantua herbeigeführt, und am 5. August entspann sich erst spät gegen Abend um 6 Uhr der Entscheidungskampf. Wurmser beging denselben Fehler, den zwei Tage zuvor Bajalich begangen hatte; er dehnte sich vordringend zu weit aus, und schwächte dadurch seine Mitte, auf die nun der Feind den Hauptangriff richtete. Bald erkannte Wurmser die Unmöglichkeit, zu siegen. Er mußte sich langsam zurückziehen, und nahm seinen Weg, unverfolgt von dem ermüdeten Feinde, wieder zwischen dem Gardasee und der Etsch, damit er in Tyrol frische Kräfte sammeln könne. Auch Quosdanovich, der sich in Rocca d'Anfo vergebens zu halten versucht hatte, mußte nordwärts zurückweichen. So waren in sechs Tagen die Versuche der Kaiserlichen, Mantua zu entsetzen, gescheitert, und Buonaparte konnte wieder zur Belagerung dieser Festung zurückkehren.

Nach diesen glücklichen Ereignissen faßte nun der französische Oberfeldherr den kühnen Plan, sich mit Moreau, der gegen die Donau gezogen war, zu verbinden und vereint mit ihm auf Wien los zu marschiren. Um diesen Entwurf auszuführen, mußte er freilich vorerst Wurmser's Heer in Tyrol vernichten. Er beschloß deshalb, nachdem er seiner Armee eine dreiwochentliche Ruhe gegönnt hatte, nur ein Beobachtungscorps von etwa 8000 Mann unter Sahuguet vor Mantua zu lassen und mit der Hauptmacht gegen Tyrol aufzubrechen: Mantua, so schloß er, war ohnehin verloren, wenn es ihm gelang, Wurmser zu besiegen. Aber auch dieser hatte die Ruhetage nicht unbenützt vorüber gehen lassen; er hatte seine Armee neu organisirt, sich bedeutend verstärkt und den festen Entschluß gefaßt, Mantua, diesen Schlüssel der österreichischen Herrschaft in Italien, um jeden Preis zu retten. General Davidovich sollte mit etwa 20.000

Mann zur Deckung Tyrols zurückbleiben, was als hinlänglich große Macht erschien, da die Tyrolerschützen heldenmüthig sich den kaiserlichen Truppen anschlossen.

Die beiderseitigen Feldherren brachen ungefähr zu gleicher Zeit auf. Buonaparte rückte auf beiden Seiten des Gardasees vor und wollte die zwei Abtheilungen in Roveredo wieder vereinen. Davidovich aber hatte, um gegen einen Angriff der Franzosen gedeckt zu sein, eine Abtheilung bei Mori am rechten, und eine zweite bei St. Marco am linken Etschufer aufgestellt. Am 4. September kam es bei letzterem Orte zu einem blutigen Kampfe, bei welchem der französische General Dubfois und viele Feinde getödtet wurden. Schließlich erhielten jedoch die Franzosen das Uebergewicht über die Oesterreicher und drängten sie bis über Roveredo hinaus zurück, wo inzwischen auch der linke Flügel, der bei Mori ein Gefecht glücklich bestanden hatte, eingetroffen war. Davidovich sammelte seine Truppen im Engpaß von Calliano, der durch die kleine Festung Pietra geschützt war, konnte sich aber auch da nicht behaupten, als es Buonaparte gelang, seine Leute auf die umgebenden Höhen zu postiren und selbst eine Batterie gegen die Kaiserlichen aufzuführen. Schon am nächsten Tage führte Buonaparte seine Truppen nach Trient, wo er zu seinem Erstaunen von dem Marsche Wurmser's gegen Mantua hörte. Da seine Vereinigung mit Moreau nur einen Sinn hatte, wenn Wurmser's Armee geschlagen war, so blieb ihm jetzt nichts übrig, als in Eilmärschen dem letzteren zu folgen. Nach einem Gefechte bei Primolano eröffnete er sich die Straße, traf am 8. September noch die Nachhut Wurmser's zu Bassano und griff die an beiden Ufern der Brenta aufgestellten Divisionen Seebottendorf und Quosdanovich so kühn und ungestüm an, daß diese bald vom Kampfe abließen. Seebottendorf suchte sich mit Wurmser zu vereinen, der sich durch Buona-

parte's Märsche nicht von seinem Zuge nach Mantua hatte abhalten lassen, indeß Quosdanovich, abgeschnitten, sich gegen das Friaulische wendete.

Der österreichische Feldherr hatte sich inzwischen Legnagos bemächtigt und vernichtete bei Cerea am 11. September eine Abtheilung der französischen Armee unter Murat und Pigeon, die ihm den Weg nach Mantua verlegen wollte, fast gänzlich. Ebenso wurde General Charton mit seinen Truppen niedergehauen, und am 13. September erreichte Wurmser Mantua. Buonaparte, der ihm gefolgt war, lieferte im Laufe der nächsten Tage dem Gegner fortwährend Gefechte. Entscheidend aber wurde der Kampf, der sich am 15. entspann. Er ging für die Oesterreicher verloren und sein unglücklicher Ausgang zwang den greisen Feldherrn, sich mit seiner ganzen Mannschaft in die Festung zu werfen, welche dadurch nicht verstärkt, sondern eher geschwächt wurde. Der Commandant derselben, der Spanier Canto d'Yrles, wollte den Oberfeldherrn anfänglich gar nicht in die Festung lassen, weil er bei solcher Vermehrung der Truppen in dem umlagerten Raume den bald drohenden Mangel an Lebensmitteln fürchtete, und nur die Hoffnung auf Entsatz einerseits und andrerseits die Furcht, Wurmser's ganzes Heer unter Mantua's Mauern aufgerieben zu sehen, bewog ihn, dem geschlagenen Heere die Thore zu öffnen, was er bald bitter bereuen mußte.

24.

Fall von Mantua.

Trotz aller bisherigen Unfälle zagte Kaiser Franz nicht. Neuerdings rüstete er Truppen aus, die dem bedrohten Mantua

zu Hilfe eilen sollten. Freilich waren es nicht mehr jene Kerntruppen, die schon viele Schlachten mitgemacht und so viele Kriegserfahrung gesammelt hatten, es waren größtentheils die Depôts- oder ungeübte croatische Land-Bataillons; allein man mußte die Ausdauer und Aufopferungsfähigkeit bewundern, womit nach einem so langen Kampfe abermals eine neue Armee ins Leben gerufen wurde. Man stellte sie unter den Oberbefehl des Feldzeugmeisters Joseph Freiherrn Alvinzy von Barberek, der schon im siebenjährigen, im bayrischen und im Türkenkriege sich ausgezeichnet und in den letzten Jahren in den Niederlanden, namentlich bei Neerwinden und Charleroy, rühmliche Thaten verrichtet hatte.

Friedensunterhandlungen, welche damals von Seite des französischen Directoriums mit Oesterreich und selbst England versucht wurden, scheiterten an dem Widerspruche von zwei Directoren und von Buonaparte. So fand denn der Krieg seinen Fortgang.

Alvinzy ging durch das Friaulsche, verstärkte sich mit dem Corps des Quosdanovich und mit anderen Ueberbleibseln der Wurmser'schen Armee und wollte bei Verona seine Vereinigung mit Davidovich herstellen. In Tyrol hatte Buonaparte den General Vaubois mit dem Befehle zurückgelassen, Davidovich dort festzuhalten. Vaubois griff in der Nähe von Trient die österreichischen Truppen an; nach kurzem anfänglichen Erfolge stürmten jedoch die Kaiserlichen vorwärts und jagten die Franzosen in eine derartig übereilte Flucht, daß Vaubois die zerstreuten Soldaten erst wieder im Engpaß von Calliano zu sammeln vermochte. Davidovich aber umging am andern Etschufer diese Stellung und Vaubois mußte sich eilig zurückziehen, um nicht von den wichtigen Posten zu Corona und Ri-

voli abgeschnitten zu werden, welche die Straße nach Tyrol deckten.

Buonaparte hatte in der Zwischenzeit mit seiner Hauptmacht seinen Angriff gegen Alvinzy gerichtet, welcher an der Brenta von Carmignano bis Bassano aufgestellt war. Am 6. November 1796 kam es zur Schlacht, die außerordentlich blutig war, aber ohne Entscheidung blieb. Die Franzosen konnten sich Bassanos nicht bemächtigen und zogen sich sogar in der Nacht zurück, während Alvinzy in den nächsten Tagen bis in die Nähe von Verona kam und die Höhen von Caldiero besetzt hielt. Am 11. November Abends setzte sich Buonaparte neuerdings gegen Alvinzy in Bewegung, stieß die österreichischen Vorposten zurück und bivouakirte am Fuße der Berge. Tags darauf begann die Schlacht, indeß eisiger, zuweilen mit Hagelkörnern vermischter Regen vom Himmel strömte. Zwar wurde die Stellung Alvinzy's von den Franzosen umgangen und die Höhen bedroht; allein der österreichische Feldherr ließ seine Reserve vorrücken und verjagte wieder den Feind. Die Nacht brachten die Armeen einander gegenüber zu und am Morgen des 13. October beorderte Buonaparte sein Heer nach Verona zurück.

Auf solche Weise in all seinen Plänen durchkreuzt, griff jetzt der französische Oberfeldherr zu einem verzweifelten Mittel. Er verließ in der Nacht des 14. November heimlich und in aller Stille Verona, nur einige 100 Mann daselbst zurücklassend, rückte die Etsch abwärts bis Ronco vor, überschritt daselbst den Fluß und bedrohte hierdurch die Stellung Alvinzy's von der Seite, ja beinahe im Rücken. Auch war der Platz gut gewählt, indem rings Moräste waren, so daß den Unsrigen die numerische Ueberlegenheit und die Reiterei nichts half. Nur zwei Dämme gestatteten Zugang zu der französischen Aufstellung und um

auch diese zu gewinnen, bedurfte man des Ueberganges über das Alponeflüßchen, über das bei Arcole eine Brücke führte. Augereau, der diesen Uebergang erzwingen wollte, stürmte die Brücke, wurde aber von einer kleinen Abtheilung österreichischer Artillerie und von ein paar Bataillonen Croaten so übel empfangen, daß er mit großem Verluste sich zurückziehen mußte. Durch das Schießen in dieser Richtung wurde Alvinzy erst aufmerksam auf Buonaparte's Bewegung und beeilte sich, die Stellung auf den Höhen von Caldiero aufzugeben, ganz in die Ebene hinabzurücken und den Gegner zur Schlacht zu zwingen. Zwar fochten jetzt die Franzosen auf den Dämmen mit ziemlichem Erfolge; allein Arcole vermochten sie nicht einzunehmen. Weder Augereau noch Buonaparte selbst, von denen erzählt wird, sie hätten an der Spitze ihrer Truppen die Brücke über die Alpone zu stürmen versucht, können gegen die Tapferkeit der Kaiserlichen etwas ausrichten. Endlich hat Guyeux unterhalb Arcole das Flüßchen überschritten und naht sich vom andern Ufer den Oesterreichern; allein es ist bereits die Nacht eingebrochen und macht dem Streite ein Ende. Am Morgen des 16. wird der Kampf von Neuem aufgenommen und den ganzen Tag ohne Entscheidung fortgesetzt. Den 17. begann das Gefecht um 10 Uhr Früh. Schon haben die Oesterreicher die Schlacht zu ihrem Vortheil gewandt; da läßt Buonaparte einen mit vielem Schilf versehenen Sumpf von einigen seiner Leute umgehen. Das plötzliche Schmettern der feindlichen Trompeten in ihrem linken Flügel läßt die Kaiserlichen vermuthen, es rücke die feindliche Cavallerie gegen sie heran und sie ziehen sich zurück. In demselben Augenblicke erscheint die französische Garnison von Legnago her in der Ferne, während die Truppen Buonaparte's jetzt heftig nachdrängen, so daß die ungeübten Bataillone der Oesterreicher ins Wanken gerathen und dem Feinde der entschei-

dendste Sieg blieb. Freilich ist das Schlachtfeld von vielen feindlichen Leichen bedeckt und die meisten französischen Generäle sind verwundet; aber auch Alvinzy's Schaaren hatten furchtbar gelitten, ihre Reihen waren stark gelichtet.

Der geschlagene Feldherr zog sich hinter die Brenta zurück. Jetzt waren auch die Fortschritte, die Davidovich gemacht hatte, unnütz; der Feind zog seine Kräfte zusammen, fiel über ihn her und zwang ihn zum verlustvollen Rückzuge nach Tyrol.

Aber all' diese Unfälle dienen nur dazu, die Opferwilligkeit der Oesterreicher und den Muth des Kaiserhauses aufs Neue glänzend zu zeigen. Von allen Seiten strömten Krieger herbei; Wien allein stellte 6000 Freiwillige, welche großentheils aus jungen Leuten von guter Familie bestanden, die freilich weder Diensterfahrung noch Kriegskenntnisse, hingegen Enthusiasmus und Intelligenz besaßen und deren Muth noch erhöht wurde durch das Geschenk einer von der Hand der Kaiserin gestickten Fahne. Ungarn stellte 50.000 Recruten und lieferte 10.000 Pferde, 20.000 Ochsen, 2,400.000 Metzen Weizen, 3,760.000 Metzen Hafer, und alles beeilte sich, nach Kräften den Hof in diesem schweren Kampfe zu unterstützen.

So kam es, daß Alvinzy bald wieder ein Heer von mehr als 60.000 Mann unter seinem Befehle vereinte; freilich meist frische ungeübte Truppen, doch immerhin möglicherweise geeignet, Mantua zu entsetzen, wo die traurige Lage Wurmser's mit jedem Tage höher stieg, da der Hunger in der Festung auf das Schauderhafteste zu wüthen begann. Alvinzy mußte, wenn er vordringen wollte, die von Natur aus stark befestigte Stellung der Franzosen auf der Höhe von Rivoli nehmen und schon vom 9. Jänner 1797 begannen Plänkeleien der Vorposten. Zwar zeigte sich die Stellung der Feinde, die von Joubert

befehligt wurden, von vorn fast uneinnehmbar; dagegen vertheilte Alvinzy seine Truppen auf den benachbarten Höhen, um die Franzosen von den Seiten und im Rücken zugleich angreifen zu lassen. Es konnte hiezu blos das Fußvolk verwendet werden, da Artillerie und Reiterei auf diesen pfadlosen Abhängen keine Wege fanden; nur Vukassovich, der am linken Etschufer marschirte, konnte die Gegend des Schlachtfeldes mit Kugeln bestreichen. Am 12. sowohl als am 13. fielen Gefechte vor, welche Joubert immer mehr und mehr drängten. In der Nacht auf den 14. Jänner aber kam Buonaparte selbst nach Rivoli und da inzwischen das Regenwetter, welches die vorigen Tage angedauert hatte, einem heiteren Himmel wich, so bemerkte der französische Feldherr auf allen Höhen und auf allen Seiten feindliche Wachfeuer.

Buonaparte beschloß, um jeden Preis das Plateau von Rivoli zu behaupten und zog von allen Seiten Verstärkungen an sich. Dessen ungeachtet schien sich die Schlacht, welche am 14. Jänner ihren Anfang nahm, ungünstig für ihn zu gestalten. Zwar wußte er die österreichische Infanterie, die von den Bergen herab gegen Rivoli stieg, durch seine beträchtliche Artillerie lange Zeit in der Ferne zu halten; allein der kaiserliche General Liptay drang mit solchem Ungestüm gegen die äußerste Linke der Franzosen vor, daß es schien, als ob Alles für sie verloren wäre. Eben wollten sich die Oesterreicher der Geschütze bemächtigen, als die Truppen des Massena aus Verona anlangten und die halb verlorene Stellung wieder gewannen. Inzwischen war aber auch Quosdanovich gerade durch die Bewegung Liptay's siegreich vorgedrungen. Seiner Artillerie und Cavallerie gingen die Grenadiere voraus, die mit einem Muthe und einer Todesverachtung die steilen, gut vertheidigten Wege hinanklommen, die selbst vom Feinde be-

wundert wurde. Die Franzosen wichen zurück und der Zugang zur Höhe von Rivoli öffnet sich den Oesterreichern, die bei ihrem kühnen Unternehmen durch Vukassovich unterstützt waren, der vom andern Etschufer einen Hagel von Kugeln auf die Franzosen ergoß. Zugleich erfuhr Buonaparte, daß der kaiserliche General Lusignan ihm den Rückzug nach Verona abgeschnitten und dem von Desenzano zur Hilfe herbeieilenden französischen General Rey den Weg versperrt habe. So von allen Seiten eingeschlossen schienen die Feinde verloren.

Allein Buonaparte verlor weder seinen Muth, noch seine Kaltblütigkeit. Am meisten bedroht scheint ihm seine Rechte zu sein; deshalb commandirt er Artillerie und Reiterei auf jenen Punct, den eben die Grenadiere des Generals Quosdanovich ein zunehmen im Begriffe sind; das Geschütz arbeitet verheerend in den Reihen der tapfer Stürmenden; die Grenadiere werden zurückgeworfen auf die österreichische Reiterei und Artillerie, welche mühsam die Bergwege heraufklimmt. Bald entsteht Unordnung; die nachsetzenden Feinde, die den Vortheil haben auf tiefer Stehende den Ausfall machen zu können, steigern diese Unordnung zur grenzenlosen Verwirrung; Kanonen, Pferde, Fußgänger, alles bunt durcheinander, versperrt sich auf der wilden Flucht gegenseitig den Weg; in jeder Ritze, auf jedem Schritte lauert der Tod. Von einer Seite war die französische Armee wieder frei. Leichteres Spiel hatte dieselbe gegen die österreichische Infanterie im Centrum, die mit ihren einfachen Musketen gegen die Geschütze nichts auszurichten vermochte und überdies durch die Niederlage des linken Flügels niedergeschlagen war. Sie wurde zurückgeworfen. Noch schlimmer erging es dem Corps des Lusignan, gegen den sich nunmehr Buonaparte's ganze Kraft wendet; anfänglich widerstehend, wird er rückwärts gedrängt und kommt bei dem Anmarsche

Ney's zwischen zwei Feuer. Die Unmöglichkeit des Entrinnens einsehend, ergibt er sich mit seinem Corps kriegsgefangen.

Buonaparte aber hat nicht Zeit, auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Ohne sich und seinen Truppen Ruhe zu gönnen, führt er alles, was er an Mannschaft entbehren kann, in Eilmärschen nach Mantua. Während der Kämpfe Alvinzy's an der oberen Etsch war nämlich ein anderer österreichischer Heerestheil unter General Provera bei Anghiari oberhalb Legnago über den Fluß gegangen, ohne daß es Augereau zu hindern vermochte. Zwar griff letzterer die österreichische Nachhut an, konnte aber doch nicht hindern, daß die Haupttruppe am Morgen des 15. Jänner vor San Giorgio ankam. Provera läßt Wurmser in Mantua seine Ankunft wissen und verabredet mit ihm für den nächsten Tag einen gemeinsamen Angriff auf Serrurier, welcher das französische Belagerungsheer commandirt. Allein am Abend des 15. war auch Buonaparte mit seinen Verstärkungen angekommen und traf seine Anordnungen für die Schlacht des künftigen Tages.

Am 16. Jänner 1797 gegen Abend entspinnt sich der Kampf. Wurmser fällt aus und greift mit Muth und Tapferkeit den ihm gegenüber stehenden Serrurier an, der nicht minder tapfer widersteht; das kleine Heer Provera's aber ist von allen Seiten den feindlichen Angriffen bloßgestellt, in den Flanken von Victor und Massena, die ihn von Wurmser trennen, im Rücken durch Augereau. Dennoch hält er sich mit außerordentlichem Muthe; als aber Wurmser nach dem hartnäckigsten Kampfe in die Festung zurückgeworfen wird, ist auch für ihn kein Heil mehr. Er muß sich ergeben, mit ihm die Wiener Freiwilligen, welche sich als tüchtig bewiesen hatten; sie übergeben dem Sieger ihre Waffen und die von der Kaiserin gestickte Fahne.

Nun war auch Mantua nicht länger zu halten. Längst schon war die Mannschaft nur auf eine viertel Portion eingesalzenen Pferdefleisches gesetzt worden und hatte die Noth standhaft ertragen; allein auch dieß, mehr aber der Tabak fing an zu fehlen. Jede Hoffnung auf Entsatz verschwand, alle Mittel des Talentes, der Kühnheit und Ausdauer waren erschöpft. Von den ursprünglichen 30.000 Mann waren kaum mehr 16.000 vorhanden und von diesen der größte Theil in den Spitälern. Nach einigen Verhandlungen ward endlich am 2. Februar 1797 Mantua, dieser Schlüssel österreichischer Herrschaft in Italien, den Franzosen übergeben. Noch war ein bedeutender Kriegsvorrath vorhanden; dieser so wie 500 Kanonen fielen dem Feinde in die Hände. Die Besatzung durfte zwar in die österreichischen Staaten abziehen, doch nur unter der Bedingung, in diesem Kriege nicht mehr gegen Frankreich zu dienen.

Wurmser aber, der greise Held, hatte durch seine glänzende Vertheidigung selbst dem französischen Generale Buonaparte die vollste Bewunderung abgenöthigt und dieser ließ ihn, trotz der Befehle des niedrig denkenden Directoriums, mit 200 auserlesenen Reitern und 500 Fußgängern, sowie mit sechs leichten Geschützen frei abziehen. Wurmser ging nach Wien und sollte den Posten eines commandirenden Generals von Ungarn übernehmen; allein die Strapazen und Entbehrungen, welche die Vertheidigung Mantua's ihm auferlegt, hatten an dem Lebensmarke des dreiundsiebenzigjährigen Greises gezehrt, so daß er seine neue Bestimmung nicht antreten konnte. Er starb am 21. oder 22. August 1797 und hinterließ den Ruhm eines der tapfersten, talentvollsten und hochherzigsten, wenn auch zuletzt unglücklichen Feldherrn Oesterreichs.

25.

Erzherzog Karl und Buonaparte.

Die riesenmäßigen Anstrengungen, welche Kaiser Franz und seine treuen Völker namentlich in letzter Zeit gemacht hatten, führten leider nicht zu dem gewünschten Erfolge. Mantua war gefallen und Italien verloren. Damit verschwanden jedoch die Gefahren nicht, welche den Erbländern drohten: im Gegentheile, bei den Gewaltschritten, die Buonaparte jetzt machte, schienen sich dieselben zu verdoppeln. Hatte derselbe schon während der Belagerung Mantuas den Herzog von Modena, unter dem Vorwande einer Lebensmittellieferung in die bedrohte Festung, seines Landes beraubt und aus demselben und den päpstlichen Legationen Bologna und Ferrara die cispadanische Republik gebildet, so zwang er jetzt auch den heiligen Vater, im Frieden zu Tolentino auf Avignon und die Romagna Verzicht zu leisten und eine bedeutende Kriegssteuer zu zahlen.

Auf diese Weise deckte sich Buonaparte den Rücken und man mußte stündlich erwarten, daß er nunmehr seinen Lieblingsplan, durch die Alpenländer auf Wien los zu marschiren, wieder aufnehmen und im Verein mit den französischen Rhein-Armeen durchführen würde. Es war deshalb noch immer nicht die Zeit gekommen, den sehnlichst gewünschten Frieden mit der Republik herzustellen, und neue Opfer, neue Anstrengungen wurden von den durch einen beinahe sechsjährigen Krieg erschöpften Nationen erwartet.

Kaiser Franz berief den Erzherzog Karl vom Rheine ab und stellte ihn als „Generalissimus" an die Spitze der italienischen Armee. Das waren nun freilich bloß Trümmer eines Heeres, ohne Selbstvertrauen, niedergedrückt durch die vielen

Niederlagen und der Auflösung nahe, so daß sein glücklicherer Gegner ausrufen konnte: „Bisher habe ich Truppen ohne Feldherrn] mir gegenüber gehabt, jetzt habe ich es mit einem Feldherrn ohne Truppen zu thun". Der Generalissimus hatte genug zu thun, um diese Truppen neu zu organisiren, die zerstreuten Schaaren zu sammeln, ihren Muth zu beleben und sie wieder kampffähig zu machen. Die Hilfe, die er aus den Erbländern hoffte, konnte nur langsam kommen. Ungarn, das begeistert am Preßburger Reichstage vom 11. November 1796 so viele Opfer gebracht und selbst die Insurrection angeboten hatte, konnte die Rüstungen nicht schnell genug herstellen; die vom Rhein zur Hilfe eilenden Truppen brauchten gleichfalls Zeit und nur die Tyrolerschützen standen längst in den Waffen.

Buonaparte jedoch, der bisher immer nur durch die überraschende Schnelligkeit seiner Bewegungen gesiegt hatte, wußte auch jetzt den Werth der Zeit wohl zu schätzen und beschloß kühn vorzugehen, ehe Oesterreich noch seine Hilfsmittel aufgeboten und vereinigt hätte. Am 10. März 1797 setzte er sich in Bewegung, zu einer Zeit, in der die Berge noch voll Eis und Schnee lagen und man einen Uebergang am wenigsten erwarten mochte. Massena, der die wenigsten feindlichen Truppen vor sich fand, ging nur wenig gehindert über Feltre und Spilimbergo vorwärts; die einzelnen Gefechte, in die sich die Oesterreicher einließen, dienten nur dazu, den Feind einigermaßen aufzuhalten; im Ganzen fielen sie freilich immer glücklich für die Franzosen aus, welche selbst den General Lusignan gefangen nahmen. So bemächtigte sich Massena endlich sogar des Pontafler Passes und setzte sich auf der Höhe von Tarvis fest, die den Schlüssel zu den Alpenübergängen bildet. Hier erwartete er den Oberbefehlshaber, welcher inzwischen mit den vom Erzherzog Karl selbst befehligten Truppen handgemein geworden

war. Letzterer hatte mit dem, was noch von dem Alvinzy'schen Heere vorhanden war, hinter dem Tagliamento Stellung genommen. Am 16. März erfolgte der Angriff von Seite der Franzosen unter Buonaparte's persönlichem Oberbefehl. Die beiden jugendlichen Oberfeldherren — Buonaparte, am 15. August 1769 geboren, war um ein Jahr älter als Erzherzog Karl — standen sich hier zum ersten Male gegenüber. Der Erzherzog, viel zu schwach, um gegen die ungeheuere Uebermacht ernstlich den Sieg zu hoffen, sandte einen Theil seines Heeres unter General Bajalich ab, um die Straße am Isonzo und den Uebergang über den Predil zu decken, brach sodann das Gefecht ab und zog mit dem übrigen Theile seiner Armee an den untern Isonzo, indeß sich Buonaparte Palmanovas und Gradiscas bemächtigte und mit der Hauptmacht das Corps Bajalich verfolgte.

Der Erzherzog, welcher die Wichtigkeit von Tarvis erkennt, gibt seiner ins Krainische einrückenden Armee den Befehl, gegen Klagenfurt zu marschiren und eilt für seine Person voraus nach Villach, um die Trümmer der Armee Lusignan's zu sammeln, sie mit den vom Rhein kommenden Abtheilungen zu verstärken und die Höhe von Tarvis neuerdings zu gewinnen. Mit 6000 Grenadieren und den Resten der früheren Bataillone stürmt er am 23. März auf Massena's Stellung los. Mit einer Erbitterung und Todesverachtung seltener Art wird gekämpft; ja die beiderseitigen Anführer betheiligen sich persönlich am Kampfe. Der Erzherzog stürzt den Feinden entgegen und ist bald von ihnen umringt. Oberlieutenant Fedak, der die Gefahr des geliebten Führers gewahrt, bricht mit einer Division Husaren zu seiner Rettung hervor; und obgleich er selbst fällt und für todt liegen bleibt, gelingt es seinen Reitern noch, den Erzherzog heraus zu hauen, allein nur fünf Mann sind von

der ganzen Abtheilung übrig geblieben. Das letzte Bataillon führt Karl ins Treffen — umsonst, der Sieg bleibt den Franzosen und bekümmert muß sich der österreichische Feldherr auf Klagenfurt zurückziehen, die Division Bajalich ihrem Schicksale überlassend. Diese, nunmehr zwischen zwei Feuer kommend, wird nach kurzem aber tapferem Gefechte bei der Flitscher Klause überwältigt und, was sich nicht durch die Flucht rettet, gefangen genommen. Am 29. März zieht Buonaparte, dessen Truppen inzwischen auch Triest und Idria eingenommen hatten, in Klagenfurt ein, das Erzherzog Karl den Tag zuvor geräumt hatte.

Auch in Tyrol, wo Joubert längs der Etsch gegen die kaiserlichen Generäle Laudon und Kerpen anmarschirte, waren die Franzosen glücklich gewesen. Joubert trennte nach dem Gefechte bei St. Michael die beiden österreichischen Generale, von denen Laudon gegen Meran, Kerpen gegen den Brenner sich zog. Letzterer verstärkte sich mit ein paar vom Rhein kommenden Divisionen und lieferte dem Feinde bald darauf ein Treffen bei Mittenwalde, das übrigens eben so wenig einen günstigen Erfolg für die Oesterreicher hatte, als das glänzende Gefecht bei dem Dorfe Springes, das der Tyroler Landsturm unter Führung des Hauptmanns Wörndle am 2. April lieferte. Joubert gewann die Straße ins Pusterthal, von wo aus er sich mit Buonaparte vereinigen konnte. Laudon, seines tapfern Ahnherrn werth, erholte sich zwar bald und schlug mit Hilfe der Schützen den General Servier, der zur Bewachung Tyrols zurückgeblieben war, aus dem Lande heraus; allein auch seine glänzenden Waffenthaten änderten an der Sachlage nichts mehr.

Bei diesen traurigen Nachrichten flammte mit Eins der ganze Enthusiasmus der österreichischen Völker auf. Wien geht allen anderen voran. Die Studirenden bilden ein eigenes Corps,

die Wiener Freiwilligen, die sich schon früher ausgezeichnet hatten, werden verstärkt, in den weiten Kreisen des Wienerwaldes bleibt nicht ein Mann zu Hause; was nur fähig ist, Waffen zu tragen, eilt herbei, um das bedrohte Vaterland zu schützen; die ungarische Insurrection wird jetzt von dem Kaiser, der früher das Land schonen wollte, angenommen. Alles ist in Bewegung und Thätigkeit. Die Hauptstadt rüstet sich zur Vertheidigung. Die Festungswerke werden ausgebessert, der Kaiser verspricht den Hauseigenthümern die bei einer etwaigen Beschießung entstehenden Schäden aus seiner Privatcasse zu ersetzen; ein allgemeines Aufgebot ruft Tausende zu den Fahnen, und je näher Buonaparte der Hauptstadt des großen Reiches der Habsburger kommt, desto mehr lernt er einsehen, daß der Krieg, der von Oesterreich so lange geführt wurde, kein Kampf des Cabinets gegen die revolutionäre Regierungsform, sondern daß er eine heilige Sache des ganzen Volkes ist, das mit Liebe und Begeisterung für Herd und Haus zu kämpfen entschlossen ist.

Schon hat der französische Feldherr im Herzen Kärntens sein Hauptquartier aufgeschlagen, als er mit Bangen gewahrt, daß ihn sein Siegeseifer weiter führte, als die Klugheit verantworten kann. Vor sich sieht er plötzlich Hunderttausende zum Kampfe für die heiligsten Güter bereit, hinter sich erblickt er Venedig im Aufstande gegen die Franzosen, das übrige Italien in schwankender Treue; die Armeen am Rhein, auf deren Hilfe er rechnete, haben noch keinen Schritt gethan; er muß fürchten, mit seinem Heere von allen Seiten abgeschnitten zu werden, und seinen bisherigen Ruhm mit schmachvoller Niederlage bedeckt und vertilgt zu sehen. Nur eins kann ihn in dieser kritischen Lage retten: ein Frieden.

Er schreibt deshalb von Klagenfurt aus am 31. März einen Brief an den Erzherzog Karl, in dem er plötzlich voll

Menschenliebe und aus Scheu vor unnützem Blutvergießen dem Krieg ein Ziel gesetzt wissen will und stolzer auf eine Bürgerkrone zu sein vorgibt, als auf den bereits errungenen Lorbeer, wenn es ihm gelänge auch nur Ein Menschenleben zu retten. Der Erzherzog antwortet am 2. April, daß er den Frieden nicht minder wünsche und deshalb an seinen Hof berichten wolle. Während der Zeit, welche die Antwort aus Wien braucht, rückt Buonaparte, der nur in einer entschlossenen Haltung seine Rettung erkannte, nach Steiermark ein, gewinnt daselbst die Gefechte bei Neumarkt und Unzmark und empfängt die Abgesandten des österreichischen Hofes, Feldmarschall-Lieutenant Bellegarde und General-Major Merfeldt in seinem Hauptquartier zu Judenburg. Dort wird ein sechstägiger Waffenstillstand, und als dieser vorüber war, ein zweiter auf dieselbe Zeitdauer geschlossen. Auf den erneuerten Waffenstillstand folgt nach einigen Tagen der Abschluß eines vorläufigen (Präliminar-) Friedens.

Eine halbe Stunde von Leoben in einer herrlichen Gegend liegt das freundliche Schlößlein Göß, geschmückt mit artigen Thürmen, am Eingang eines schönen Gartens. Hier war es, wo in der Nacht vom 17. auf den 18. April 1797 die Bedingungen des vorläufigen Friedens zwischen dem österreichischen Gesandten Marchese de Gallo und dem Corsen Buonaparte unterzeichnet wurden. Oesterreich trat hiebei Belgien und seine italienischen Besitzungen jenseits des Oglio ab, und wurde dafür mit dem venetianischen Antheile der Länder zwischen dem Oglio, Po und adriatischen Meere sammt Istrien und Dalmatien entschädigt, während Venedig die Romagna, Bologna und Ferrara erhalten sollte.



IV.

Von Leoben bis Luneville.

26.

Sturz der venetianischen Regierung.

Wenn Buonaparte im Vorfrieden von Leoben so rücksichtslos über venetianische Gebietstheile verfügte, so hatte er längst das Nöthige vorbereitet, daß die letzte Stunde der einst so stolzen, so mächtigen und reichen Königin des adriatischen Meeres schlagen mußte. Seit der Entdeckung von Amerika, die dem Welthandel eine ganz andere Richtung gab, war Venedig von seiner Höhe und von seinem alten Glanze immer mehr herabgesunken; die letzten Jahre seiner Dogenregierung boten vollends ein Bild von Schwäche und Feigheit, was dem ebenso thatkräftigen als verschlagenen jungen Corsen die Ausführung seiner Umsturzpläne nur erleichterte.

Seit dem Ausbruche der französischen Revolution hatte die Politik Venedigs, deren regierende Adelsgeschlechter unmöglich mit den Grundsätzen der wüsten Jacobiner sympathisiren konnten, so oftmals gewechselt, als die Dinge in Frankreich für die Sache des legitimen Königthums gut oder schlecht standen.

Als sich die französischen Heere unter Buonaparte's Führung den Gränzen des venetianischen Gebietes näherten, pflog man in der Lagunenstadt Rath, welche Haltung man den immer mächtiger herandringenden Ereignissen gegenüber einnehmen sollte. Viele waren für ein offenes Bündniß mit Oesterreich, Andere für einen entschiedenen Anschluß an Frankreich; Einige befürworteten eine bewaffnete Neutralität, die Ausrüstung und Aufstellung eines Heeres von 50.000 Mann, um jene der beiden kriegführenden Mächte zu bedrohen, die eine Verletzung des venetianischen Staatsgebietes wagen würde. Allein keine dieser Maßregeln wagte die kraftlose Regierung zu ergreifen. Sie mißtraute Oesterreich und haßte Frankreich, aber sie fürchtete beide, und so schlug sie zuletzt den schlechtesten aller Auswege ein, den der unbewaffneten Neutralität, wobei sie aber den Hintergedanken hegte, insgeheim auf den Inseln, in Istrien, Dalmatien und Albanien Truppen auszuheben und selbe für den Augenblick des Bedarfs bereit zu halten.

Die Wogen der Kriegsereignisse überfluteten das venetianische Gebiet, um dessen Neutralitäts-Erklärung sich bald weder Franzosen noch Oesterreicher kümmerten. Aber wenn auch Venedig in ruhigen Augenblicken vor der Vergrößerungssucht des benachbarten Kaiserstaates bangte, so überwog doch jetzt die unüberwindliche Abneigung gegen die französischen Jacobiner. Als sich der gefeierte Wurmser zum Feldzuge wider Buonaparte rüstete, athmete man in Venedig freier auf, und als sich die Nachricht von seinen ersten Erfolgen auf der Piazetta und unter den Procuratien verbreitete, da brach das Volk in lauten Jubel aus, beschimpfte und verfolgte die in Venedig anwesenden Franzosen, deren persönliche Sicherheit selbst gefährdet wurde. Freilich war dann der Rückschlag desto empfindlicher, als Wurmser's aufleuchtendes Gestirn rasch erblich und die Franzosen der

Dogenstadt ihre feindselige Haltung büßen zu lassen wußten. In Mailand bildete sich eine Gesellschaft aus italienischen und französischen Republicanern, deren Zweck dahin ging, die venetianischen Städte im Pogebiete, der sogenannten Terraferma, zu revolutioniren. Bald fanden unter dem Schutze der französischen Bajonnete in Bergamo, in Brescia, in Crema Erhebungen statt, um das Joch der venetianischen Herrschaft abzuschütteln; Freiheitsbäume wurden errichtet, dem Löwen von San Marco, Venedigs Sinnbild und Wappen, Unbilden und Schimpf aller Art angethan, die venetianischen Behörden verjagt, republicanische Stadträthe eingesetzt. Während dieser gewaltsamen Vorgänge aber ließ Lallemand, Frankreichs Gesandter in Venedig, keinen Anlaß unbenützt, den Dogen und den Senat der unveränderlichen und aufrichtigen Freundschaft seiner Regierung zu versichern.

Ein Gegenstoß konnte nicht ausbleiben. Was die zaghaften Nobili in Venedig sich nur leise zu wünschen getrauten, das brach bei der Bevölkerung des offenen Landes bald mit wildem Ungestüm los, besonders als in einer Mailänder Zeitschrift, dem „politischen Thermometer“, ein vom 20. März 1797 datirtes aufreizendes Manifest erschien, in welchem das Volk geradezu aufgefordert wurde, sich in Masse gegen die Franzosen zu erheben, sie zu verjagen und zu vernichten. Das Manifest wirkte um so eingreifender, als der Name eines der ersten Würdenträger der venetianischen Regierung, des außerordentlichen Provveditore für die Terraferma Francesco Battaglia, darunter stand, obgleich sich letzterer nachdrücklich wider diesen Mißbrauch seines Namens verwahrte und auch der venetianische Senat jeden Antheil an dem aufreizenden Schriftstücke läugnete. Der eigentliche Verfasser war vielmehr ein gewisser Salvadori, ein geheimer Zuträger Buonaparte's, und der Verdacht war

nur zu begründet, daß der listige und ränkevolle französische Obergeneral selbst dabei seine Hand im Spiele hatte, um vor der Welt einen willkommenen Anlaß zu haben, sich über die Feindseligkeiten der venetianischen Regierung zu beklagen.

Nun brach der Sturm über die Franzosen von allen Seiten los. Das Landvolk, durch fanatische Geistliche wider die „gottlosen und kirchenräuberischen Jacobiner“ aufgestachelt, erhob sich, die ungeschlachten Bewohner der Gebirge strömten in die Ebene hinab; kleinere französische Abtheilungen wurden überwältigt, reisende französische Beamte und Familien angefallen und getödtet, Anhänger der neuen Ordnung der Dinge verfolgt und mißhandelt. In Salò brach ein Aufstand wider die Parteigänger der Franzosen aus; die unter ihrem Schutze gebildete Regierung wurde gestürzt, eine Schaar bewaffneter Bergamasken und Brescianer mit einer Abtheilung der lombardischen Polenlegion, welche der von den Bergbewohnern überschwemmten Stadt zu Hilfe eilte, umzingelt, geschlagen, viele wurden getödtet, 200 Polen gefangen nach Venedig geschickt.

General Kilmaine, der mit einem Theile des französischen Heeres in Italien die Ordnung aufrecht zu halten hatte, sandte einen Courier nach dem andern an Buonaparte und dieser beorderte seinen Adjutanten Junot mit einem äußerst scharf und herrisch abgefaßten Schreiben nach Venedig, wo er dasselbe im vollen Rathe des Dogen vorlesen sollte. Junot traf am 15. April in Venedig an. Es war Charsamstag und von altersher Gebrauch, daß an diesem heiligen Tage alle öffentlichen Angelegenheiten ruhten. Doch mit soldatischem Uebermuth bestand Junot auf der sogleichen Einberufung des großen Rathes. „Mein Adjutant“, hieß es in dem Schreiben, das nun Junot vor den eingeschüchterten Gewalthabern Venedigs ablas, „ist der Ueberbringer von Krieg oder Frieden. Wenn ihr nicht ohne Verzug die be-

waffneten Haufen auflöst, die Urheber der vorgefallenen Meuchelmorde bestraft oder in meine Gewalt überliefert, ist der Krieg erklärt. Ich werde meine Rache nicht an dem verführten Volke auslassen; ich werde es vielmehr befreien, und es wird eines Tages selbst die Missethaten segnen, die meine Truppen nöthigten, es von seiner tyrannischen Regierung zu erlösen". Nie, so lange Venedig stand, hatte sich eine auswärtige Macht eine derartige Sprache erlaubt, und jetzt nahm sie sich ein junger Officier, der Abgesandte eines ebenso jungen übermüthigen Feldherrn, heraus, inmitten des seit Jahrhunderten mit allen Schranken scheuer und zurückhaltender Ehrerbietung umgebenen obersten Rathes der venetianischen Regierung!

Zwei Tage später, am Ostermontage, brach ein furchtbarer Aufstand in Verona los. Die Urheber desselben rechneten dabei auf die Unterstützung des österreichischen Generals Laudon, der, wie wir wissen, die Franzosen siegreich aus Tyrol herausgeschlagen hatte und sie jetzt gegen Verona verfolgte. Die Empörung begann mit kleinen Neckereien zwischen der venetianischen Miliz und französischen Soldaten, als gegen Mittag Pfiffe durch die Straßen gellten und das Volk unter dem Rufe: „Tod den Jacobinern!" sich auf alle Franzosen und deren Anhänger stürzte, die nicht so glücklich waren, sich durch eilige Flucht in die Castelle zu retten. Die französischen Thorwachen wurden überwältigt; aus den Fenstern flogen Steine, Kugeln und andere Geschosse auf die nach ihren Sammelpuncten eilenden französischen Abtheilungen; einzelne Franzosen wurden auf offener Straße erdolcht oder aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezerrt, erschlagen, in Brunnen oder in die Fluthen der Etsch gestürzt. Französische Beamte und ihre Familien, Kranke und Kinder blieben von der Wuth der besinnungslosen Menge nicht verschont. Selbst das französische Militärspital entging nicht

seinem Schicksale: nicht das flehentliche Bitten der Kranken, nicht der Anblick des auf natürlichem Wege herannahenden Todes konnte die Gemüther der Rasenden erweichen. Inzwischen hatte sich der Aufstand über die Umgebung verbreitet. Von allen Kirchthürmen der Dorfschaften um Verona ertönten die unheimlichen Klänge der Sturmglocken. Die in die Stadt strömenden Haufen des Landvolks fachten den schon ermüdeten Pöbel der Hauptstadt zu neuer Wildheit auf, während auf offenem Platze der Capuziner Fra Luigi Colloredo das Volk zum Kampfe gegen die Feinde des Vaterlandes entflammte. Jetzt fiel die Menge über das Ghetto der Juden her, die als Parteigänger der Franzosen verschrieen waren, und traf Anstalten, die Castelle zu stürmen, aus welchen der französische Befehlshaber, General Balland, die Stadt und die Dörfer der Umgegend mit glühenden Kugeln bewarf, so daß bald an vielen Puncten helle Flammen hervorbrachen. Binnen kurzem nahmen die Dinge für die Aufständischen eine ungünstige Wendung. Die Nachricht vom Judenburger Waffenstillstand traf ein, auf den Beistand des Generals Laudon war nicht mehr zu zählen; schon näherten sich von Brescia, von Mantua, von Vicenza her französische Heeresabtheilungen, welche die Stadt von allen Seiten einschlossen. Verzagtheit und Kleinmuth trat jetzt an die Stelle der früheren Wuth und Erbitterung. Am 24. April ergab sich Verona dem General Kilmaine auf Gnade und Ungnade, und bald schaltete nach Willkür der Soldat in der gebändigten Stadt. Frater Colloredo, der todesmuthige Capuziner, die Conti Francesco degli Emilj, Verità und Malengi nebst einigen andern Führern oder Hauptthetzern wurden hingerichtet. Der Monte di Pietà fiel der Plünderung anheim; die kostbarsten Sachen daraus sollen in den Besitz der französischen Generäle, namentlich Buonaparte's, gewandert sein. Die Stadt mußte schwere Geldbußen tragen,

vollständige Schadloshaltung der beraubten Personen und Familien leisten, alle Pferde für die Artillerie und Cavallerie stellen, Gold und Silber aus den Kirchen und aus dem Staatsschatze ausliefern; ihre Gallerien und Museen wurden der kostbarsten Stücke zum Vortheile der Pariser Sammlungen beraubt.

Gleich nach der Sendung Junot's hatte der venetianische Senat zwei seiner Mitglieder, Francesco Donato und Leonardo Giustiniani an Buonaparte gesandt, um ihn über die damals bekannten Vorgänge, an denen die Republik unmittelbar keine Schuld trage, milder zu stimmen. Als aber jetzt die Nachricht von den schreckensvollen Ereignissen in Verona — man nannte sie die „Veroneser Ostern", als Seitenstück zu der wegen eines ähnlichen Blutbades der Franzosen berüchtigten „Sicilianischen Vesper" — im Hauptquartier des Obergenerals eintraf, kannte seine Wuth keine Grenzen. „Ich kann Euch nicht vorlassen", ließ er die beiden Abgeordneten wissen; „denn Ihr triefet von französischem Blute. Ich will mit Eurer Regierung nicht länger unterhandeln, ich werde ihr Gesetze geben. Ich habe 80.000 Mann, ich werde Eure Bleikammern zerstören, ein zweiter Attila für Venedig sein. Euer Staatswesen ist morsch und alt, es ist Zeit daß es falle". In Venedig herrschten Angst und Bangen in den Regierungskreisen, Gährung und Aufregung unter der Bevölkerung. Ludovico Manin, seit 1789 Doge, ein einundsiebenzigjähriger Greis, furchtsam und schwach, berief am 30. April die Vornehmsten der Regierung zu einer außerordentlichen Berathung in seine Gemächer. „Diese Nacht", sagte er, „werden wir nicht einmal in unsern Betten sicher sein". Am andern Tage wurde der Senat versammelt. Der Dogenpalast war von Bewaffneten umgeben; Kanonen standen in Bereitschaft, die Bedienungsmannschaft mit brennenden Lunten, ein Anblick, den diese Stadt der Vorsicht und des Staatsgeheim-

nisses nie erlebt hatte. Es wurde beschlossen, mit dem französischen Obergeneral über die Aenderungen, die er in der Regierungsform Venedigs für zeitgemäß hielte, in Verhandlung zu treten.

Doch für Unterhandlungen war es bereits zu spät. Am 2. Mai erkläre Buonaparte Venedig den Krieg. In allen Orten der Terraferma, durch welche die aus Inneröfterreich heimkehrenden französischen Truppen zogen, riefen sie den Sturz der venetianischen Regierung aus, schlugen den Löwen von San Marco, wo er als Sinnbild der Dogenherrschaft Venedigs prangte, herunter, pflanzten Freiheitsbäume auf. Venedig wurde von der Landseite her eingeschlossen. Der General Baraguay d'Hilliers besetzte mit seinen Truppen den Rand der Lagunen; der französische Gesandte Lallemand verließ die Stadt, nur Villetard, ein junger, von den modernen Freiheitsideen durchdrungener Mann, blieb als Geschäftsträger zurück. Venedig war keineswegs ohne Vertheidigungsmittel. Es besaß 37 Galeeren und 168 Kanonenschaluppen mit 8500 Matrosen, 3500 italienische und 12.000 slavische Soldaten; die Lagunen mit ihren schützenden Forts und Batterien waren fast unzugänglich, besonders da den Franzosen keine Schiffe zu Gebote standen. Allein von diesen Vertheidigungsmitteln Gebrauch zu machen, dazu fehlte dem altersschwachen Senate vor Allem der Muth. Er fürchtete den äußern Feind; er fürchtete die dalmatischen und albanesischen Soldtruppen, die Schiavoni, wie man sie nannte, deren Treue und Zuverlässigkeit der Regierung von verschiedenen Seiten verdächtigt wurde; er fürchtete die eigene Bevölkerung, die seit den letzten Wochen vielfach von dem Geist der Neuerungen ergriffen war. „Die Staatsordnung", sagten die Parteigänger der Franzosen, „müsse von Grund aus geändert werden; keine Adelsherrschaft mehr, keine bevorzugten

Geschlechter; die Vernunft allein führe fortan die Herrschaft, eine Volkswehrwache über die öffentliche Sicherheit und die Handhabung der Gesetze; keine Inquisition, keine Bleikammern, kein Canal Orfano, Freigebung aller um ihrer politischen Meinungen willen Gefangenen". In diesem Sinne stachelten Gio. Andrea Spada und Tommaso Pietro Zorzi die Massen auf; in diesem Sinne wirkte Villetard auf die Regierungskreise ein. So kam der 12. Mai heran, an welchem Tage der Doge zum letzten Male den Senat Venedigs zusammenrief. Mit von Thränen halb erstickter Stimme stellte Manini die traurige, ja verzweifelte Lage der Dinge dar, welche zu gebieten scheine, daß man die äußerste Nachgiebigkeit walten lasse. Während er sprach, fielen unter der Menge, die in gewaltiger Aufregung den Dogenpalast von allen Seiten umschwärmte, mehrere Schüsse. „Abstimmen, abstimmen!" rief man jetzt in den Reihen der Versammelten, und in dem Saale, von dessen Wänden die Ahnenbilder ihrer großen Vorfahren und Darstellungen aus Venedigs ruhmvoller Vergangenheit auf sie herabsahen, stimmten von 537 Anwesenden 512 für das Ende eines Staatswesens, das vierzehn Jahrhunderte gedauert hatte. Eine Municipalität nach neufranzösischem Muster wurde eingesetzt, ohne formgerecht bestätigt zu sein. Die Verwirrung nahm fortwährend zu.

Die Menge wußte eigentlich nicht, was vorging und um was es sich handelte: so strafte sich die Entfremdung, in der man das Volk von altersher den öffentlichen Interessen gegenüber gehalten hatte. Hier rief man: „Es lebe San Marco!" dort erschallte es: „Es lebe die Freiheit!" und die Einen wußten eben so wenig wie die Andern, was sie im Grunde meinten. Ein Theil des Pöbels drang in die Häuser Spada's und Zorzi's, die verwüstet wurden. Auf der Rialtobrücke entspann sich ein Kampf; Bernardio Reynier führte zwei Geschütze auf und

ließ einigemal abbrennen, worauf sich die Menge zerstreute. In der Nacht vom 16. auf den 17. Mai sandte Villetard im Einverständnisse mit Donato und Battaglia einige Schiffe über die Lagunen zu dem Lager Baraguay's und am andern Morgen waren der Marcusplatz und alle wichtigeren Puncte der Stadt von ein paar tausend Franzosen besetzt, fremde Waffen und Uniformen, früher nie gesehen in der unnahbaren Lagunenstadt.

Am Tage zuvor, am 16. Mai, war zu Mailand zwischen Buonaparte und den venetianischen Abgeordneten ein Friedens- und Freundschaftsvertrag abgeschlossen worden. In den geheimen Artikeln desselben wurde der im Leobner Vertrage beschlossene Gebietsaustausch bestätigt; Venedig hatte eine Kriegssteuer von 3,000.000 in Silber, ebensoviel in Schiffsausrüstungen zu leisten, drei Linienschiffe und zwei Fregatten an die Franzosen auszuliefern. In der gefallenen Dogenstadt ging es jetzt bunt her. Von dem entfesselten Pöbel wurden die Gefängnisse der Staats-Inquisition gestürmt und geleert, alle Abzeichen der gefallenen Regierung vertilgt. Baraguay d'Hilliers, der sich in Casa Pisani herrisch einquartierte, gebot in der Stadt, und unter der Leitung des gelehrten Arnauld begann jetzt eine großartige Plünderung der Gallerien, Bibliotheken, Museen, öffentlicher wie privater, der Kirchen und Klöster. Gemälde, Bildsäulen, Basreliefs, etruskische Vasen, Kameen, Münzen, alte Handschriften wurden von ihm ausgewählt, um nach Paris geschafft zu werden. Aus der Bibliothek von San Marco allein gingen mehr als 200 griechische, lateinische und orientalische Codices diesen Weg. Die vier erzenen Pferde, ein Kunstwerk des Lysippos, so wie die vom tapfern Morosini bei der Besetzung des Piräus erbeuteten Löwen traf ein gleiches Schicksal. Dieses Plünderungssystem beschränkte sich keineswegs auf die Hauptstadt allein; die Sammlung Bevilacqua in Verona, die Kirchen

und Klöster daselbst, in Padua, Treviso, San Daniele in Friaul blieben nicht verschont; die herrlichsten Gemälde von Paolo Veronese, Tizian, Tintoretto, kostbare Manuscripte und alte Druckwerke, die bisher mit eifersüchtiger Sorgfalt bewacht worden waren, gingen jetzt in räuberische fremde Hände über. Ein Buch, welches in jenen Tagen in Italien erschien, „die Römer in Griechenland“ betitelt, schilderte mit grellen Farben das verrufene Gebaren des römischen Consuls Flaminius in dem eroberten Hellas und legte dadurch den Vergleich mit dem nahe, was jetzt unter französischem Walten in Italien vorging. Buonaparte, der den Stachel dieser Schrift tief empfand, ließ eifrig nach ihrem Verfasser forschen — ein gewisser Barzoni soll es gewesen sein — und alle Exemplare, deren seine Späher habhaft werden konnten, vertilgen.

In den Pfingsttagen veranstaltete Baraguay in Venedig eine besondere Feier. Bei dem Geläute der Glocken, bei dem Donner der Geschütze, bei den Klängen der Militärmusik wurde auf dem festlich geschmückten Marcusplatze der Freiheitsbaum mit der rothen Mütze auf dem Gipfel aufgerichtet und das dreifarbige Banner entfaltet; ein prunkvoller Zug bewegte sich gegen den Freiheitsbaum heran, zu dessen Füßen das berühmte „goldene Buch“ dem Flammentode geweiht wurde — all das unter dem gedankenlosen Zujauchzen einer Menge, die ihre Regierung fürchten, aber nicht ihr Vaterland lieben gelernt hatte.

27.

Oesterreich besetzt Istrien und Dalmatien — Frieden von Campoformio — Der letzte Doge von Venedig.

Von verschiedener Seite her konnte man es nicht begreifen, warum Oesterreich zu Leoben gerade in einem Zeitpuncte Frie-

den schloß, in welchem Buonaparte vernichtet und erdrückt werden zu können schien. Allein wie klug Kaiser Franz daran gethan hatte, das zeigten die Bewegungen der französischen Heere am Rheine, welche bei der damaligen Lage Oesterreichs, bei der Theilnahmslosigkeit Deutschlands und beim Mangel aller Bundesgenossen wohl einen ununterbrochenen Siegeslauf bis Wien gehabt und dort einen Frieden unter den härtesten Bedingungen dictirt haben würden.

Denn an demselben Tage, an welchem der Vorfriede von Leoben dem Kriege im Süden ein Ende machte, entbrannte er am Rhein. Dort war nämlich, nachdem der Kampf seit der Eroberung des Brückenkopfes von Hünningen geruht hatte, endlich wieder, freilich zu spät zur Unterstützung Buonaparte's, von Seite Frankreichs der Streit aufgenommen worden. Der französische General Hoche, welcher die Sambre-Maas-Armee befehligte, war am 18. April bei Neuwied über den Rhein gegangen, hatte den General Wernek auf allen Puncten zurückgeschlagen und rückte bis Frankfurt vor. Zwei Tage darauf bewerkstelligte auch Moreau mit der Rhein-Armee seinen Uebergang bei Straßburg und drang in die Pässe des Schwarzwaldes ein. Doch am 22. April langten die Couriere mit der Nachricht des abgeschlossenen Präliminarfriedens an, und es endete somit der langjährige traurige Krieg.

Schon am 28. April zeigte der Kaiser den Leobner Vertrag dem deutschen Reichstage in Regensburg an, welcher es anerkennen mußte, daß das Reichsoberhaupt für die Ehre und Rettung, für die Sicherheit und Ruhe Deutschlands die größten Opfer gebracht hatte, so daß ihm der Dank Deutschlands gebühre. Für den mit dem Reiche zu schließenden Frieden sollte eine Reichs-Deputation erwählt werden. Es ging jedoch zu Regensburg wie gewöhnlich; die Uneinigkeit und die Unthätigkeit

war so groß, daß der Kaiser mehrmals Vorstellungen machen mußte, bis endlich am 11. August der Beschluß zu Stande kam: Der Kaiser möge den Abschluß des Reichsfriedens übernehmen und nur, wenn er es nicht thun wolle, werde die bereits beschlossene Reichs-Deputation mitwirken. Preußen, der wichtigste Reichsstand, hatte sich den Berathungen fern gehalten, weil es ja seit dem Baseler Frieden entschieden mit dem Reiche gebrochen hatte.

Die Ratification der Leobener Präliminarien war ziemlich schnell ausgetauscht worden. Am 24. Mai übergab zu Montebello in der Nähe von Mailand der Marquis von Gallo die von seinem Hofe unterzeichnete Urkunde und übernahm die des französischen Directoriums aus Buonaparte's Händen.

Den Friedensbedingungen gemäß beeilte sich Oesterreich von seinen neuen Erwerbungen Besitz zu ergreifen. Seine Truppen besetzten von Triest aus die Städte Pirano, Cittanova, Parenzo, Rovigno in Istrien, die Inseln Veglia, Cherso, Arbe, Pago im Quarnero. Der Haß des französischen Regiments, der von lange her in diesen Gebieten herrschte und durch die neuesten Vorgänge jenseits der Adria frische Nahrung erhalten hatte, erleichterte Oesterreich den Gewinn dieser Landschaften. In Dalmatien hatte der Franzosenhaß zu blutigen Auftritten geführt. In den Gebieten von Traù und Sebenico hatte das Gebirgsvolk die Waffen ergriffen, viele Parteigänger der Franzosen ermordet, den französischen Consul, obgleich einen Dalmaten, sammt dessen Familie grausam hingeschlachtet. Als Ende Juni die Oesterreicher unter Rukavina in Zara einrückten, wurden sie als Befreier und Wiederhersteller der durch jene wüsten Vorgänge gefährdeten Sicherheit begrüßt; die Behörden leisteten den Unterthaneneid, 2000 venetianische Soldaten den Fahnenschwur; die Forts wurden besetzt, die kaiserlichen Banner aufgepflanzt. Eben so freudig war der Empfang der österreichi-

schen Truppen in Sebenico, wo sich mit Rukavina eine Truppenabtheilung unter Wartensleben vereinigte und die öffentliche Ordnung rasch herstellte. Selbst die Bewohner der Bocche di Cattaro unterwarfen sich willig; nur in zwei Gemeinden, Perasto und Risano, fand man Widerstand, der aber bald gebrochen wurde, und so war der wichtige Küstenstrich von Dalmatien für den Kaiserstaat gewonnen.

Mittlerweile hatte Buonaparte in Montebello hinsichtlich der Schlichtung der allgemeinen Angelegenheiten andere Entschlüsse gefaßt und suchte den österreichischen Gesandten zu bewegen, die Idee eines allgemeinen Friedens-Congresses aufzugeben und lieber einen Separat-Frieden zu schließen. Er stellte ihm vor, wie England und Rußland kaum in die besprochene Entschädigungsfrage eingehen und dadurch das ganze Friedensgeschäft verzögert, ja vielleicht vereitelt würde. Gallo, obgleich weder beauftragt, noch von den Ansichten seines Hofes in Kenntniß gesetzt, ging darauf ein und schrieb in diesem Sinne nach Wien, indem er sich die nöthigen Vollmachten erbat.

Allein der österreichische Minister Thugut war nicht gewillt, hierauf einzugehen. Oesterreich hatte vielfach Grund, bereits wegen Verletzung der Präliminarien zu klagen und das Vorgehen des französischen Feldherrn mit Mißtrauen zu beobachten. Dieser hatte, ohne Oesterreich zu fragen, das ganze Venetianische erobert und demokratisirt. Genua war zur ligurischen Republik (6. Juni) gemacht worden, die cisalpinische Republik, zum großen Theil aus ehemaligen österreichischen Besitzungen bestehend, hatte am 29. Juni eine französische Einrichtung erhalten, und es ward das Veltlin, Cleven und Bormio dazu geschlagen; der König von Sardinien hatte schon früher ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich abgeschlossen — kurz die ganze

Physiognomie Italiens war verändert. Dazu kam, daß man auf die Dauer der Zustände in Frankreich selbst, wo die Parteien heftiger als je aneinander geriethen, nicht bauen konnte, und immer gerüstet sein mußte, einer neuen Strömung entgegen zu gehen.

Was war deßhalb natürlicher, als daß Thugut die Vorschläge Gallo's zurückwies, und um die Unterhandlungen nicht abzubrechen, den Generalmajor Grafen von Merfeldt nach Montebello sandte, der Buonaparte zur Nachgiebigkeit stimmen sollte. Die Friedenssendung sollte überdies durch kriegerische Rüstungen unterstützt werden, und während man beiderseits emsig bestrebt war, dem Welttheile die langersehnte Ruhe zu geben, scholl Oesterreich wieder von neuem Kriegeslärm. Noch damals wäre es an der Zeit gewesen, für Deutschland Friedensbedingungen der besten Art zu erlangen, wie sie der Kaiser wünschte; allein Preußen gab sich dazu her, den Verrath an Deutschland offen kund zu thun, indem es am 3. Juli zu Pyrmont eine Erklärung abgab, in welcher ganz deutlich der Grundsatz ausgesprochen wurde, daß die deutschen Fürsten für das Abtreten ihrer Länder jenseits des Rheines an Frankreich durch Säcularisation geistlicher Herren entschädigt werden sollten.

Am 19. Juni 1797 langte Merfeldt in Montebello an, um den Congreß zu Bern zu beantragen. Buonaparte beharrte auf seinen Forderungen und es wurde nichts anderes beschlossen, als den Ort der Verhandlungen näher gegen Wien zu, nämlich nach Udine, zu verlegen, was einerseits den französischen Feldherrn glauben machte, Oesterreich füge sich in die Idee eines Separat-Friedens, andererseits dem österreichischen Kaiser noch immer freie Hand ließ. Aber schon die Personen, welche der Kaiser nach Udine sandte, zeigten Buonaparte, daß er nicht nachzugeben willens sei: es waren Gallo und Merfeldt, welche neuerdings den allgemeinen Congreß vorschlugen,

obgleich ihnen Buonaparte nachwies, daß auch England separat unterhandle, indem es den Lord Malmesbury als Friedensunterhändler nach Lille gesendet habe. Dem Drängen des Corsen wurde von Seite Oesterreichs ein Zuwarten entgegengesetzt, das Ersteren fast zur Verzweiflung brachte, besonders da er bei der inneren Lage Frankreichs nicht leicht sich in eine kriegerische Unternehmung einlassen konnte.

Dem unerquicklichen Zustande wurde endlich zu Paris durch den am 4. September erfolgten Staatsstreich ein Ende gemacht. Die republicanische Partei bekam wieder die Oberhand, und das neue Directorium schien die alten, verschwundenen Zeiten der Jacobiner neu heraufbeschwören zu wollen; es rüstete mit aller Macht zum Kriege, brach die Friedensverhandlungen mit England zu Lille rasch ab und gab auch Buonaparte zu verstehen, er möge Oesterreich vernichten. Dieser sah freilich zu gut die Unmöglichkeit einer so lächerlichen Forderung ein, da er die Hilfsquellen des Hauses Habsburg nicht unterschätzte; allein er konnte sich, wenn er den Befehlen der Machthaber in Paris nicht gehorchen wollte, nur durch einen raschen Friedensschluß retten. Er stellte deshalb am 11. September ein Ultimatum an Thugut, indem er erklärte, daß er den Krieg wieder beginnen werde, wenn nicht am 1. October der Friede abgeschlossen wäre.

In Oesterreich hatte so wie in ganz Europa die Wendung der französischen Politik den tiefsten Eindruck hervorgebracht; man wußte, welche Kräfte der Revolution zu Gebote standen, und hatte die Schläge zu tief empfunden, um nicht gleichfalls einen raschen Frieden dem voraussichtlich ungünstigen Kriege vorzuziehen. Von Preußen verrathen, von Deutschland verlassen, mußte sich Kaiser Franz in die von Buonaparte vorgeschlagenen Bedingungen fügen, suchte jedoch soviel als möglich für Deutschland und England zu retten. Er sendete deshalb den in diplo-

matischen Geschäften erfahrenen und gewiegten Grafen Cobenzl nach Udine. Es war dies ein Mann von feinen Sitten, vertraut mit dem Hoftone, nicht leicht in Verlegenheit gesetzt und, theils durch List und Intrigue wirkend, zu einer solchen Sendung geeignet wie nicht leicht ein Anderer.

Am 26. September kam Cobenzl nach Udine; Buonaparte weilte in dem benachbarten Schlosse zu Passeriano. Der französische Feldherr verlangte unbedingt die Anerkennung der Rheingrenze für Frankreich und versprach dafür Entschädigung für Oesterreich. Cobenzl zögerte mit der Annahme dieser Bedingung, obgleich er sicher sein konnte, daß der Kaiser doch in diese Forderung werde willigen müssen. Endlich schien es, als ob Buonaparte, selbst der Zögerung überdrüssig, durch ein brüskes Benehmen ein' Ende herbeiführen wollte; wenigstens rühmte er sich dessen in der Folge noch sehr oft. Er erzählte nämlich auf St. Helena, er sei ungeduldig aufgesprungen und habe zu Cobenzl gesagt: „Sie wollen Krieg, sie sollen ihn haben!" und ein kostbares Glasservice, welches ein Geschenk der Kaiserin von Rußland an Cobenzl war, zertrümmernd, habe er hinzugesetzt: „So wird es ihrer Monarchie ergehen, ehe noch drei Monate verflossen sind".

Sei dem wie immer, am 17. November 1797 fand auf dem Schlosse zu Campoformio die Unterzeichnung des Definitiv-Friedens statt. Der Vertrag enthielt außer einem öffentlichen Theile noch 14 geheime Artikel. Nach dem ersten Theile trat Oesterreich sowohl die Niederlande als auch die Lombardie an Frankreich ab und willigte in die Errichtung der cisalpinischen Republik, welche aus den lombardischen, einigen venetianischen Gebieten, aus Modena, Massa, Carrara, aus den Legationen Bologna, Ferrara und Romagna bestehen sollte; es überließ den Franzosen ferner die jonischen Inseln und den

venetianischen Antheil Albaniens und verpflichtete sich, den Herzog von Modena durch den Breisgau zu entschädigen. Dagegen bekam Oesterreich Istrien und Dalmatien mit den Inseln im adriatischen Meere, die Bocche di Cattaro, die Stadt Venedig und von der früheren Terraferma jenen Theil, der vom Gardasee über Lacise nach S. Giacomo, von der Etsch und dem Po bis zu deren Mündungen sich erstreckte. In Betreff des deutschen Reichs wurde bestimmt, daß ein zu Rastatt abzuhaltender Congreß den Frieden mit Frankreich herstellen sollte.

In den geheimen Artikeln versprach Kaiser Franz seine guten Dienste bezüglich der Abtretung des linken Rheinufers, mit Ausnahme der preußischen Gebiete von Cleve, Meurs und Geldern, an Frankreich; auch trat er das Frickthal und die Grafschaft Falkenstein ab, und erhielt wieder von Frankreich das Versprechen, ihm zu Salzburg und jenem kleinen Theile Bayerns zu verhelfen, der zwischen dem Inn und der Salza liegt und die Verbindung mit Tyrol herstellt. Ueberhaupt ward festgesetzt, daß, wenn bei den Rastätter Verhandlungen eine Macht noch eine weitere Erwerbung bekomme, die andere gleichfalls eine Ausgleichung erhalten sollte. Diejenigen Reichsfürsten, welche Verluste erlitten, so wie der Erbstatthalter von Holland, sollten Entschädigung in Deutschland erhalten, die man gemeinschaftlich ordnen wollte. Endlich wurde bestimmt, daß die Schifffahrt am Rhein und an der Maas von allen Zöllen befreit und daß demnächst ein Handelsvertrag zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen werden sollte. Die Befreiung des noch immer in Olmütz gefangen gehaltenen Lafayette und der zu Munkacs befindlichen Personen, die in die Hebenstreit'sche Verschwörung verwickelt waren, erfolgte nun gleichfalls.

Oesterreich verlor durch den Frieden von Campoformio allerdings nicht viel: was es hergeben mußte, wurde ihm ersetzt;

dabei rundete es durch den Eintausch der fernen Niederlande gegen die venetianischen Landstriche sein Gebiet mehr ab und stand bald wieder in alter Kraft und Macht. da. Der Zerfall des deutschen Reiches aber, das Aufgeben von Ländern deutscher Zunge, das Verändern und Verrücken der politischen Grenzen innerhalb Deutschlands kann unmöglich Oesterreich zur Last gelegt werden. Die Fürsten hatten sich selbst aufgegeben, Preußen als die stärkste Macht voran; sie hatten mit dem Feinde conspirirt und bereits jene Verfügungen verabredet, die nunmehr vom Reichsoberhaupte getroffen wurden oder werden sollten. Lange genug hatte sich Franz II. dagegen gesträubt; er hatte geleistet, was keiner im deutschen Reiche, und mochte mit Ruhe dem Congresse zu Rastatt entgegen sehen. Hatte Frankreich eben so ehrlich wie er den Frieden geschlossen, so mochte noch Manches zu retten sein.

In Oberitalien gingen die Dinge ihrem Abschlusse entgegen. Buonaparte hatte den Auftrag gegeben, bevor Venedig an die Oesterreicher übergeben würde, alles zu vernichten, was ihnen zur Herstellung einer Flotte dienen konnte. So ließ denn Serrurier das Arsenal leeren, die großen Schiffe in die See stechen, die kleineren in den Grund bohren, die noch unvollendeten unter Axtschlägen in Trümmer hauen, und den Bucentoro, das ehrwürdige Andenken der Adriaherrschaft des ehemaligen Venedig, zugleich ein reich ausgestattetes Kunstwerk, in Flammen aufgehen.

Am 18. Jänner 1798 räumten die Franzosen Venedig und rückten die Oesterreicher unter dem Jubel der Bevölkerung ein. Francesco Pesaro nahm in der Eigenschaft eines kaiserlichen Commissärs den Behörden den neuen Unterthaneneid ab. Als Ludovico Manini, der letzte Doge von Venedig, den Schwur leistete, brach er kraftlos zusammen.

28.

Congreß von Rastatt — Bernadotte in Wien — Die zweite Coalition.

Im November 1797 versammelten sich zur endgiltigen Festsetzung des Friedens zwischen Frankreich und dem Reiche die Congreß-Mitglieder, welche aus der zu Regensburg ernannten Reichs-Deputation, den kaiserlichen Gesandten und den französischen Abgeordneten bestand. Außerdem war eine Menge anderer Staaten theils durch ihre Souveraine theils durch Gesandte vertreten. Oesterreich war in dreifacher Weise repräsentirt: einmal durch Graf Metternich, der die Person des Kaisers vertrat; dann durch Graf Lehrbach, als Mitglied der Reichsfriedens - Deputation, und endlich durch Graf Cobenzl für Böhmen und Ungarn. Aus Frankreich waren Bonnier und Treilhard erschienen, von denen dieser als ein geistreicher, jener hingegen als rauher und schroffer Mann bekannt waren. Am 1. December erschien auch Buonaparte, jedoch nicht als Congreß-Mitglied, sondern um die Militärconvention mit Cobenzl zu besprechen, welche in Folge der geheimen Artikel von Campoformio geregelt sein wollte. Er erschien daselbst einsylbig und verschlossen, brachte sein Geschäft rasch ins Reine und verließ dann Rastatt. Es hatte sich dabei um die Räumung der Festungen und den Brückenkopf von Mannheim gehandelt, und die Kaiserlichen versprachen, dem Friedensübereinkommen gemäß, alle ihre Truppen aus Philippsburg, Ehrenbreitstein, Mainz, Ulm, Ingolstadt und Würzburg in die Erblande zurück zu ziehen.

Der Kaiser kündigte diese Convention den Mitgliedern der Friedens-Commission an, und hatte nun bittere Worte über

Verrath des Reichs und Verletzung von dessen Integrität zu hören. Dieselben Staaten, die schon vor Jahren in geheimem Einverständnisse mit Frankreich gewesen waren und längst gegen Entschädigung durch geistliche Güter die Abtretung des linken Rheinufers zugesagt hatten, schrieen nun am ärgsten, namentlich als die Franzosen nach Abmarsch der Oesterreicher eine „armée de Mayence“ bildeten und rundweg erklärten, sie würden Mainz besetzen, was auch am 28. December durch Capitulation geschah. Aergerlicher war der Friedensbruch der Franzosen durch die Erstürmung der Mannheimer Rheinschanze am 25. Jänner 1798 und mochte den Fürsten Deutschlands zeigen, mit welcher Geringschätzung man sie von Seite der Republik behandle. In der That war das Benehmen der Reichsfriedens-Deputation geradezu ekelhaft zu nennen. Statt noch jetzt in Einheit zusammen zu treten und mit Muth und Entschlossenheit den Uebergriffen Frankreichs entgegen zu gehen, haderten sie untereinander und beschuldigten sich gegenseitig des Verraths, und als nun endlich von Frankreich das große Wort der Säcularisation, das schon seit langem in der Luft schwebte, ausgesprochen war, buhlte man um die Gunst der französischen Gesandten, von denen übrigens Treilhard bald zurückgerufen wurde, um einen Posten im Directorium zu übernehmen. An seine Stelle kamen Jean Debry und bald darauf noch Roberjot, von denen nur der letztere ein gebildetes Benehmen besaß, während es Bonnier und Debry darauf anzulegen schienen, durch möglichste Brutalität den deutschen Höfen zu imponiren.

Schon aber zeigten bedeutende Zeichen, daß auf diesem Wege der Congreß wohl nie zum Ziele gelangen werde. Man hatte in die Abtretung des ganzen linken Rheinufers eingewilligt, obgleich in den geheimen Artikeln von Campoformio ausdrücklich das preußische Gebiet ausgenommen worden

war. So fand sich auch Oesterreich verletzt und war mehr als je geneigt, den erzwungenen Frieden, den Frankreich gebrochen hatte, als gelöst anzusehen, wenn es nur bei den deutschen Fürsten Unterstützung fand und hoffen konnte, in dem neuen Kriege mit Frankreich nicht allein zu stehen. Auch mochten die Staaten Deutschlands aus der revolutionären Propaganda, die von Frankreich aus überall verbreitet wurde, ersehen, daß ein dauerhafter Friede unmöglich sei mit einer Macht, die darauf ausging, überall im demokratischen Sinne Umsturz hervorzurufen.

Aber über dem gierigen Drängen und Hasten nach Entschädigung war man in Deutschland blind gegen die Zeichen der Zeit, blind gegen die Wühlereien in den Nachbarstaaten, blind gegen die gewaltsame Umänderung der europäischen Karte. Während Genua in eine ligurische Republik verwandelt, Toscana und Modena der cisalpinischen Republik einverleibt wurden; während selbst der uralte Kirchenstaat verschwand und die römische Republik an seine Stelle gesetzt ward; während die von Frankreich erregten Unruhen in der Schweiz zu einer Aenderung der Verfassung daselbst führten und alle Staaten im Westen mehr und mehr abhängig von Frankreich wurden, trugen die Franzosen mit seltener Kühnheit den Krieg selbst nach Deutschland, mit dem sie doch in Unterhandlung standen. Sie umlagerten Ehrenbreitstein, um diese Festung auszuhungern, blockirten Philippsburg und erpreßten auf dem rechten Rheinufer Geld und Naturalien, indeß sie den revolutionären Brand in die großen Massen zu werfen suchten.

Auch in Wien wurde ein solches Manöver versucht. General Bernadotte, den Frankreich dort als Gesandten aufgestellt hatte, trat mit immer dreisteren Forderungen an den österreichischen Hof heran und wollte sogar, daß die Jahresfeier des

Wiener Aufgebots am 13. April verboten werde. Da diese jedoch trotzdem abgehalten wurde, steckte er am Balcon seiner Wohnung in der Wallnerstraße eine große revolutionäre Tricolore heraus. Das ungewohnte Schauspiel lockte eine Masse Menschen herbei, die entrüstet über diese Verhöhnung des Nationalgefühls die Einziehung der Fahne begehrten. Bernadotte weigerte dies, und bald steigerte sich der Unwille des Volks zu heftigen Drohungen. Von Drohungen ging die Masse zu Thätlichkeiten über, die Fahne wurde herabgerissen, die Fenster eingeworfen und manche Beschädigung von dem Pöbel vorgenommen, der um so wüthender geworden war, da die im Hause befindlichen Franzosen Schüsse, wohl nur blind, auf die Menge abgefeuert hatten. Obgleich nun Bernadotte den Scandal selbst und wohl absichtlich hervorgerufen hatte, stellte er sich dennoch in seiner Eigenschaft als Gesandter verletzt und verlangte seine Pässe, die man ihm, als er jede vernünftige Genugthuung weigerte, endlich ertheilte.

Von österreichischer Seite schien man das Möglichste zu versuchen, um einen Wiederausbruch des kaum geschlossenen Krieges zu verhüten, schon deshalb, weil man doch früher die Stimmung der Höfe wegen einer Bundesgenossenschaft erforschen mußte. Man entfernte darum am 1. Mai den Baron Thugut vom Ministerium des Aeußern, das man an Graf Ludwig Cobenzl übergab, wodurch es möglich wurde, mit Frankreich neuerdings zu unterhandeln. In Selz auf elsassischem Boden wurden deshalb am 30. Mai Conferenzen zwischen dem französischen Bevollmächtigten François aus Neufchateau und dem österreichischen Abgeordneten Cobenzl eröffnet. Die Franzosen verlangten Genugthuung für die dem Bernadotte zugefügte Schmach; Oesterreich hatte massenhaft Beschwerdepuncte, indem es das Benehmen des Directoriums in der Schweiz, in Rom rc. einer Kritik unter-

zog. Daß man zu keinem Ende kommen konnte, war voraus zu sehen, da es eigentlich beiden Theilen an Aufrichtigkeit fehlte, und man gegenseitig mehr die geheimen Pläne erforschen als sich vereinigen wollte.

Auch in Rastatt blieben die Unterhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich erfolglos. Nachdem die deutschen Fürsten endlich den Thalweg des Rheins als Grenze zwischen den beiden Staaten zugegeben hatten, gingen die Franzosen in ihren Forderungen noch weiter. Die gerechten Gründe, mit welchen die Reichs-Deputation derlei Zumuthungen zurückzuweisen suchte, erregten bei den französischen Gesandten nur ein Hohnlächeln, da sie recht gut wußten, was sie jenen Fürsten bieten konnten, die alles Selbstgefühl verloren hatten und, unter sich uneins, mehr auf die Gnade französischer Kammerdiener und Thürsteher speculirten, als daß sie ihrer eigenen Kraft vertrauten.

Nur Oesterreich erkannte aus all diesen Wirren, daß es den Franzosen nie im Ernste zu thun war, den Frieden von Campoformio einzuhalten, und daß es sich auf einen neuen Kampf gefaßt machen müsse. In diesem Sinne hatte es schon am 19. Mai 1798 einen Vertrag mit Neapel abgeschlossen und näherte sich wieder England und Rußland, um eine neue Coalition gegen Frankreich abzuschließen. Auch Preußen sollte gewonnen werden; allein die schwankende Politik dieses Staates, die noch von Frankreichs Zustimmung Vergrößerungen erwartete, machte den Versuch scheitern und man hielt es in Berlin, wo man die Gefahr, die von Paris aus drohte, gar nicht zu ahnen schien, für das Klügste, neutral zu bleiben.

In der That schien der Zeitpunct, gegen Frankreich vorzugehen, glücklich gewählt. Die dortige Republik befand sich wieder in einer von jenen Lagen, wo durch innere Zerwürf-

nisse ihr Dasein in Frage gestellt war. Ihr größter Feldherr Buonaparte, freilich zugleich ihr gefährlichster Gegner, hatte einen abenteuerlichen Zug nach Egypten unternommen, um von dort aus dem englischen Handel den Todesstoß zu versetzen. Es hatte sich in Folge dessen nicht blos die Zahl der Feinde Frankreichs vermehrt — denn die Pforte erklärte nunmehr gleichfalls den Krieg —, sondern es war Buonaparte nach anfangs glücklichem Erfolge durch den Seesieg, den Nelson bei Abukir am 1. August 1798 über die Franzosen erfocht, vollständig von Frankreich abgeschnitten.

Auf allen Puncten schuf sich Frankreich neue Feinde, indem es in Oberitalien den König Karl Emanuel am 9. December 1798 zur Flucht zwang und Sardinien in eine französische Provinz verwandelte, während es Ehrenbreitstein einnahm und dadurch die letzten Spuren von Kur-Trier vertilgte. Fast zu gleicher Zeit hatte Neapel, gedrängt von England, losgeschlagen; aber der österreichische General Mack, den sich der neapolitanische König zum Anführer seiner Truppen erbeten hatte, war nicht der Mann, mit einer eben so feigen als verwahrlosten Armee Siege zu erfechten. Der Einfall, welcher von Neapel aus in die römische Republik gemacht wurde, führte zwar für einige Tage zur Besetzung Roms durch die Neapolitaner; bald wurden dieselben jedoch von Championnet in die Flucht geschlagen und zu einem Waffenstillstand genöthigt, der zu einer Revolution der Lazzaroni in Neapel führte, in Folge welcher Mack sich gezwungen sah, mit seinem ganzen Stabe bei den Feinden Schutz zu suchen, worauf die Franzosen in Neapel einrückten und dieses Land zur parthenopäischen Republik erklärten.

In der Zwischenzeit waren die Russen bereits gerüstet, hatten die österreichischen Grenzen überschritten und standen

schon in Mähren; die österreichischen Truppen waren in Graubündten eingerückt, um dieses Land gegen Frankreichs Eroberungsgelüste zu schirmen; kurz es hatte der Krieg schon begonnen, ehe noch der Friedensbruch erklärt war. In einer Note vom 2. Jänner 1799 gaben die Franzosen kund, daß sie den Marsch der Russen als Kriegserklärung betrachteten, und verlangten bis längstens 15. Februar die Einstellung der weiteren Vorrückung. Der österreichische Hof gab aber keine Antwort und so überschritten am 1. März die französischen Armeen den Rhein. Zwei Tage später rückte Erzherzog Karl über den Lech. Man kämpfte lebhaft bereits in der Schweiz und in Deutschland, als am 12. März die Kriegserklärung des französischen Directoriums an „König Franz von Ungarn und Böhmen" erfolgte. Thugut hatte wieder die Leitung der äußeren Angelegenheiten in Oesterreich übernommen und gegen Frankreich stand jetzt die zweite Coalition unter den Waffen, die aus Oesterreich, England, Rußland, der Pforte und Neapel bestand. Der Plan war, die Franzosen durch ein englisch-russisches Heer aus den Niederlanden, durch ein österreichisch-russisches aus Italien, durch ein österreichisches aus Deutschland und der Schweiz zu vertreiben.

29.

Beginn des Krieges in der Schweiz, in Deutschland und Italien — Gesandtenmord in Rastatt.

Der Krieg begann fast zu gleicher Zeit in Deutschland, Italien und der Schweiz. Die Schweiz deckte Hotze mit 24.000 Mann, indeß im Innthal und Südtyrol unter Feld-

marschall-Lieutenant Bellegarde 44.000 Mann Infanterie und 2600 Pferde standen. Massena, welchem das Directorium den Oberbefehl in der Schweiz übergeben hatte, besaß etwa 30.000 Mann.

Schon am 6. März 1799 schritt dieser zum Angriffe gegen die Oesterreicher, die einerseits noch nicht geordnet genug waren, andererseits die lange Kette von Bregenz nach Reichenau zu besetzen hatten. Hotze, ursprünglich Johann Konrad Hotz genannt, war ein Schweizer von Geburt und dem Umsturze, wie er durch die Franzosen über sein Vaterland heraufbeschworen worden war, entschieden Feind; als Militär hatte er sich bereits in den Kriegen gegen die Türken und Polen ausgezeichnet, war in russischen Diensten Major und dann in österreichischen Feldmarschall-Lieutenant geworden, vermochte aber jetzt nicht dem Ungestüme der Franzosen zu widerstehen. Nachdem es denselben gelungen war, den Rheinübergang bei Azmoos zu erzwingen, mußte der zunächst angegriffene Auffenberg zuerst die Schanze am Luziensteig, bald auch Chur räumen, sich ins Engadin zurückziehen und ganz Graubündten den Feinden überlassen.

Dort standen einzelne Truppenabtheilungen des Grafen Bellegarde, aber, da man keinen Angriff von Seite der Feinde erwartete, in zerstreuten und zersplitterten Stellungen. Da nun Lecourbe und vom Veltlin aus Dessoles am 7. März vordrangen, wurden die Oesterreicher theils zurückgeworfen, theils abgeschnitten und, obgleich ihnen Laudon von Tyrol her zu Hilfe zog, dennoch vertrieben, so daß die Franzosen bis Martinsbruck gelangten, bei Nauders die Oesterreicher besiegten und sowohl die Innstraße als das Etschthal gewannen, um so mehr als auch Dessoles bei Tauffers einen Sieg erfochten hatte. Auf diesem Kriegsschauplatze hielt sich nur Hotze in Feldkirch, von

wo aus er Massena am 23. März eine empfindliche Niederlage beibrachte.

Weitaus glücklicher waren die Oesterreicher in Deutschland und Italien. In ersterem Lande standen dem Erzherzog Karl, der 54.000 Mann Infanterie und 24.000 Reiter unter seinem Befehl hatte, Jourdan mit 46.000 Mann und Bernadotte mit 48.000 Mann gegenüber. Jourdan, der bei Basel und Straßburg den Rhein übersetzte, hatte seine Armee derart postirt, daß er mit dem linken Flügel sich an die Donau, mit dem rechten an den Bodensee lehnte, eine Ausdehnung, die er zu behaupten außer Stande war. Seine Avantgarde, unter Lefebvre stand in Ostrach, einem Dörfchen am gleichnamigen Bache in der Nähe eines Sumpfes. Auf sie richtete Erzherzog Karl am 21. März Morgens seinen Hauptangriff. Nach einem hartnäckigen Kampfe mußten die Franzosen weichen, obgleich Jourdan mit frischen Truppen herbeigeeilt war. Sie zogen sich nach Singen und Tuttlingen zurück, niedergeschlagen und entmuthigt, ohne daß deshalb Jourdan den Plan aufgegeben hätte, nächster Tage wieder angriffsweise zu Werke zu gehen.

Erzherzog Karl hatte eine feste Stellung bei Stockach genommen und den Nellenberg besetzt, wo sich seine Hauptstärke befand; der linke Flügel stand bei Wahlwies und Neunzingen, der rechte auf der Straße nach Liptingen, wo sich große Wälder befanden. Von hier aus wollte er am 25. März eine Auskundschaftung gegen die Stellung der Franzosen unternehmen; es war derselbe Tag, den Jourdan zur Schlacht gegen die Oesterreicher bestimmt hatte. Am frühen Morgen begegnen sich die Armeen auf der Straße von Engen und anfänglich werden die Franzosen zurückgedrängt; allein bald werfen sich dieselben mit großer Stärke auf das österreichische Centrum und den linken Flügel und schlagen denselben bei Stockach und am Nellenberge

zurück. Während sie dort kämpfen, um die Verschanzungen auf der Höhe und den Uebergang über die Stockach zu erzwingen, hatte sich ein noch härterer Kampf auf dem rechten Flügel der Oesterreicher entsponnen. Dort hatten St. Cyr, Hautpoult und Soult die Truppen des Erzherzogs, welche bis Emmingen ob Egg und Liptingen vorgedrungen waren, in ungestümem Angriffe zurückgeworfen und über die Ebene bis in den grauen Wald, der sich nördlich von Stockach ausbreitet, hinein gejagt. Statt nun hier alle Kraft zu vereinen, um die sich sammelnden österreichischen Truppen zu vernichten, befiehlt Jourdan dem St. Cyr mit einer Abtheilung gegen Pfullendorf zu rücken, um den Oesterreichern den Rückzug abzuschneiden. Mit genialem Blicke erkennt der Erzherzog Karl die Gefahr, in welcher die Seinen schweben, und zieht schnell vom Centrum und der Linken Grenadiere und Kürassiere herbei. Im stärksten Kugelregen reitet er vor die Fronte der Truppen, die er mit den Worten: „Denkt daran, daß ihr österreichische Grenadiere seid! Wir müssen siegen oder sterben“, zum Enthusiasmus entflammt, während einige Grenadiere aus dem Glied springen und dem Pferde in die Zügel fallen, um den geliebten Feldherrn nicht länger der Gefahr ausgesetzt zu sehen. Jetzt nimmt die Schlacht eine andere Wendung. Zwar unterhalten die Franzosen ein mörderisches Feuer, das den Kaiserlichen viele Opfer kostet; allein nach langem erbitterten Kampfe gelingt es dem Erzherzoge, die Franzosen von den Stockacher Höhen wegzudrängen. Zwar sendet in dieser Noth Jourdan um St. Cyr und wirft seine letzten vier Cavallerie-Regimenter in den Kampf; allein auch Karl läßt neuerdings Reiterei anrücken und bringt die Franzosen zum Weichen. Die Schlacht war gewonnen, da auch am linken Flügel und am Centrum die Oesterreicher sich tapfer gehalten hatten.

Die Folge davon war, daß die Franzosen das rechte Rheinufer räumen und sich aufs linke zurückziehen mußten. Wenn der Erzherzog seine Siege nicht so verfolgte, wie man wohl hoffen konnte, so war einerseits ein persönliches Unwohlsein daran Schuld, wodurch er gezwungen wurde, den Oberbefehl für einige Zeit dem Grafen Wallis zu überlassen, andererseits ausdrückliche Weisungen des Wiener Hofkriegsrathes, welcher ein einseitiges Vordringen für gefährlich hielt. Auch hemmte die schlechte Heeresverpflegung die Bewegung der Armee.

Indessen hatten auch in Italien die österreichischen Waffen entscheidende Erfolge errungen. Da der ernannte Oberbefehlshaber Melas noch nicht angekommen war und auch die Russen unter Suwarow erst erwartet wurden, commandirte daselbst Kray, ein tüchtiger und tapferer Mann, der von Jugend auf das Kriegshandwerk getrieben hatte und sich auf den Schlachtfeldern besser zurecht fand, als auf den Parquetten der Salons. Er hatte etwa 64.000 Mann Fußvolk und 11.000 Pferde. Ihm gegenüber stand Scherer, der weder eine militärische Capacität, noch überhaupt beim Heere beliebt war. Scherer hatte bei 46.000 Mann, in Rom und Neapel standen 30.000 Mann unter Macdonald, eben so viel in den Festungen, 5000 Mann unter Gauthier im Toscanischen.

Am 25. März griff Scherer die Oesterreicher, die Verona und Legnago besetzt hielten und bei Pastrengo verschanzt waren, an. Es fiel eine Reihe von blutigen Gefechten vor, namentlich wurde San Massimo siebenmal verloren und gewonnen, doch blieb der Kampf ohne Erfolg. Neuerdings soll am 30. März Serrurier zwischen Verona und Legnago sich den Uebergang über die Etsch erzwingen, aber er wird von Kray

mit großem Verluste zurückgeworfen. Nun fühlte sich Kray stark genug, angriffsweise vorzugehen; am 5. April treffen die beiden Armeen südlich von Verona zusammen. Zwar schlagen die Franzosen den linken Flügel der Oesterreicher, vernichten das Regiment Wartensleben, bringen die Division Mercandin in Verwirrung und schneiden die Oesterreicher fast von ihrer Rückzugslinie ab; dagegen wird die französische Hauptmacht, die in der Nähe von Magnano und Butta Pietra sich befindet, von Kray vollständig geschlagen. Er hatte, alle übrigen Puncte des Schlachtfeldes vernachlässigend, seine Truppen rasch zusammengezogen und erfocht dadurch einen vollständigen Sieg, der den Franzosen nur an Gefangenen 4000 Mann und 18 Geschütze kostete und zur Folge hatte, daß Scherer, welcher jetzt ganz den Kopf verlor, über den Mincio, den Oglio und selbst über die Adda mit seinen entmuthigten Truppen sich zurückzog und endlich den Oberbefehl an Moreau abtrat.

Während all dieser kriegerischen Ereignisse tagte der Congreß zu Rastatt fort, als ob ihn der Waffenlärm gar nicht kümmere, da ja eigentlich in der That nur dem Kaiser und nicht dem Reiche der Krieg erklärt worden war. Längst schon war der kaiserliche Bevollmächtigte von Rastatt abberufen worden, längst schon hatte der Kaiser dem Reichstage erklärt, daß er es für eine Schmach halte, der Würde, Freiheit und Unabhängigkeit des deutschen Reiches Hohn sprechen zu lassen durch die übermüthigen Feinde, denen es doch nicht Ernst sei mit dem Frieden; daß bei den eintretenden gewaltsamen Drohungen und Schrecken des Krieges der Congreßort selbst zu einer freien Berathung gar nicht mehr geeignet, und daß bei der gegenwärtigen Sachlage ein längeres geduldiges Ausharren in aller Hinsicht als fruchtlos anzusehen sei.

Dennoch blieben gar manche Fürsten zurück und unterhandelten mit den Franzosen, welche den Bruch zwischen Kaiser und Reich dadurch unheilbar zu machen suchten, daß sie die geheimen Artikel des Friedens von Campo Formio veröffentlichten, ein Act, der die zweideutige Politik Thugut's blosstellen sollte, in der That aber viel mehr die des Directoriums brandmarkte. Erst nachdem durch den Rückzug Jourdan's und das Vordringen der kaiserlichen Truppen das Waffengetöse um Rastatt immer stärker ward, die persönliche Sicherheit der Deputirten schwand und die Bevollmächtigten höchstens als Agenten betrachtet wurden, ja, als der Commandant der österreichischen Vorposten über eine Anfrage den schriftlichen Bescheid gab: „er könne für die Sicherheit des diplomatischen Corps keine Beruhigung geben und Rastatt, das nicht mehr als Congreßort betrachtet werde, müsse sich wie jeder andere Ort den Kriegsgesetzen fügen", erst dann erklärte der Mainzer Directorialminister die Verhandlungen für abgebrochen und die französischen Deputirten setzten, nachdem sie einen Protest gegen das, wie sie es nannten, völkerrechtswidrige Benehmen der österreichischen Truppen erlassen hatten, ihre Abreise auf den 28. April fest. Sie suchten hierauf um freies Geleit an, erhielten aber statt dessen die Antwort, daß sie sich binnen 24 Stunden aus Rastatt zu entfernen hätten, da kein Bürger der französischen Republik im Bereiche der k. k. Armee geduldet werde.

Nach mehreren kleinen Verzögerungen reisten sie endlich zwischen 9 und 10 Uhr Nachts von Rastatt ab. Im Ganzen waren es acht Wagen, denen in der finstern Nacht eine Fackel vorangetragen wurde. Kaum einige hundert Schritte von der Stadt fiel eine Anzahl berittener Leute, die als Szekler-Husaren gekleidet waren, über die Wagen her, fragten in französischer Sprache wer drinnen sitze, hieben die Gesandten nieder

und begannen die Wagen zu plündern. Bonnier und Roberjot blieben todt am Platze, während es Debry dadurch, daß er sich todt stellte, gelang, in der Dunkelheit sich zu retten, obgleich er stark verwundet war. Noch in der Nacht verbreitete sich das dumpfe Gerücht von dem Morde in der Stadt, und obgleich auf der Stelle österreichische und badische Soldaten zur Untersuchung aus Rastatt abgesandt wurden, gelang es doch nicht, sich der Frevler zu bemächtigen.

Dies blutige Ende des Rastätter Congresses gehört noch bis heute zu den unaufgeklärten geschichtlichen Thatsachen; so viel auch darüber gesprochen und geschrieben wurde, liegt die veranlassende Ursache zu diesem Morde vollkommen im Dunkeln. Es hat nicht an Leuten gefehlt, welche die grauenhafte That einfach der österreichischen Regierung in die Schuhe schoben und den Leiter der äußeren Angelegenheiten, Thugut, und den Grafen Lehrbach als Anstifter erklärten, angeblich, damit sich diese der Papiere bemächtigten, welche die französischen Gesandten mit sich führten; und es wurde hinzugefügt, Oesterreich habe seinen Zweck nicht einmal erreicht, weil die französischen Deputirten die wichtigsten Schriften theils verbrannt, theils auf andere Weise in Sicherheit gebracht hätten.

Allein die Unwahrscheinlichkeit dieser Vermuthung liegt auf der Hand. Wozu hätte Thugut nöthig gehabt, sich eines solchen Mittels zu bedienen, um im besten Falle ein paar Correspondenzen aufzufangen, von deren Dasein er ohnehin wußte! Die Verhandlungen der kleinen deutschen Fürsten mit Frankreich konnten ihn kaum interessiren, und wenn es etwa der Fall war, so erfuhr er es gewiß, ohne eine Gewaltthat anwenden zu müssen, auf dem damals allgemein betretenen Wege der Intrigue, worin er ja nach den Aussagen seiner Gegner Meister war.

Man sagte aber, daß er sich jener Papiere habe bemächtigen wollen, die seine zweideutige Politik mit Frankreich bloßstellten; allein nach den Enthüllungen der geheimen Artikel des Friedens von Campo Formio war ein weiteres „Compromittiren" wohl unmöglich und konnte am wenigsten einen Mann geniren, wie nach dem Gemälde seiner Gegner Thugut war, und besonders nicht zu einer Zeit, in welcher Doppelzüngigkeit in der Diplomatie als Weisheit gepriesen wurde.

Wenn endlich das Ergebniß der vom österreichischen Hofe angestellten Untersuchung über das tragische Ereigniß gleich Null war, so ist dies nicht einer absichtlichen Vertuschung und Verheimlichung, sondern dem Umstande zuzuschreiben, daß die darauf folgenden kriegerischen Ereignisse die blutige That ganz in den Hintergrund drängten.

Die wahrscheinlichste Ansicht hierüber hat unstreitig Napoleon selbst auf St. Helena ausgesprochen: daß nämlich der Mord vom französischen Directorium selbst arrangirt worden sei, um den Bruch zwischen Kaiser und Reich unheilbar zu machen und um vielleicht eine Macht, die sich einer schauderhaften Verletzung des Völkerrechts schuldig machte, in den Augen von ganz Europa bloßzustellen und zu isoliren. Das Directorium bedurfte des Krieges, um die Augen der Bewohner Frankreichs von dem Drucke im Innern abzuwenden, allein durch dieses Mittel gelang es ihm nicht, seine Zwecke zu erreichen; im Gegentheile, es schlossen sich die Alliirten immer mehr an einander und der Krieg entbrannte mit immer größerer Heftigkeit, stets weitere Dimensionen einnehmend.

30.

Suwarow's Siege in Italien — Erzherzog Karl in der Schweiz — Suwarow's Uebergang über die Alpen.

Die Unsrigen hatten in Italien seit dem glänzenden Tage von Magnano keine Thätigkeit weiter entwickelt, obgleich mehr als 50.000 Mann Verstärkungen angekommen waren und das russische Hilfscorps von Steiermark heranrückte. Erst am 14. April setzten sie bei Valeggio über den Mincio, wo der russische Feldmarschall Suwarow das Commando übernahm. Schon am 21. April stand er am Oglio, hatte Mantua und Peschiera eingeschlossen, drang bis zur Adda vor und überschritt diesen Fluß am 26. und 27. April. Moreau, der die ausgedehnte Stellung vom Comersee bis zum Po inne hatte, wurde nach einem hartnäckigen Kampfe bei Pozzo und Trezzo nach Gorgonzola zurückgedrängt, wodurch die Oesterreicher sich auch der Brücke bei Cassano am 28. April bemächtigen konnten, indeß sich der linke Flügel der französischen Armee ergeben mußte. Dadurch wurden den Unsern die Straße auf den St. Gotthart und die Eingänge in das Veltlin geöffnet und die Verbindung mit der Tyroler Armee hergestellt. Suwarow hielt am 29. April seinen Einzug in Mailand; die cisalpinische Republik hörte auf zu existiren und die Italiener, längst der französischen Herrschaft überdrüssig, griffen selbst zu den Waffen, um ihre bisherigen Beschützer anzugreifen.

Auch jenseits der Alpen wurde jetzt der Kampf gegen Frankreich mit Glück wieder aufgenommen. Nach den Niederlagen, welche Jourdan durch Erzherzog Karl erhalten hatte, legte er den Oberbefehl über die Rheinarmee nieder, welch

letztere nun unter das Commando Massena's gestellt ward, wodurch eine einheitliche Leitung erzielt wurde, während von Seite Oesterreichs drei Feldherren: Erzherzog Karl, Hotze und Bellegarde aufgestellt waren, die erst weitläufiger Schreibereien bedurften, um ein gemeinsames Handeln zu erzielen.

Massena verstärkte seine Stellung in der Schweiz durch Herbeiziehung der Rheinarmee; aber auch die Oesterreicher hatten ihre Truppen namentlich in Tyrol vermehrt und bald wurden von Bellegarde die am weitesten vorgeschobenen französischen Generale Dessoles und Lecourbe zurückgedrängt und das Engadin von dem Feinde befreit. Nun verabredeten Hotze und Bellegarde einen gemeinsamen Angriff auf den Luziensteig, der den Weg nach Graubündten eröffnete; allein der erste, am 1. Mai begonnene Sturm mißlang und brachte viel Verderben über Schwyz und Uri, wo das Landvolk im Vertrauen auf den österreichischen Sieg die Waffen gegen die Franzosen ergriffen hatte und nun den Kürzeren zog. Desto glänzender aber war ein zweiter combinirter Angriff auf den Luziensteig, der am 14. Mai diesen wichtigen Punct nach einem kurzen und wenig blutigen Kampfe in die Hände Hotze's brachte, indem er den Steig umgangen und die Franzosen im Rücken angegriffen hatte. 3000 Gefangene und 15 Kanonen fielen in seine Hände. Nun wurden die Franzosen aus der ganzen östlichen Schweiz verdrängt, und der Vereinigung des Erzherzogs Karl mit Hotze stand eben so wenig etwas im Wege, wie jener Bellegarde's mit Suwarow. In der That ging der Erzherzog am 22. Mai von Stockach weg, übersetzte am Tage darauf den Rhein und schlug die Straße über Andelfingen nach Zürich ein, um sich mit Hotze zu vereinigen. Schon näherten sich die Vorposten Hotze's, der bei St. Gallen stand, dem Erzherzog, als Massena letzteren angriff und ihn zurückzudrängen trachtete. Zwar waren

die Franzosen im Gefechte des 25. Mai an allen Puncten siegreich, allein schließlich mußten sie, nachdem die Oesterreicher ihre Vereinigung glücklich bewerkstelligt hatten, weichen und die blutigen Kämpfe der nächsten Tage drängten Massena vollends nach Zürich zurück.

Diese Stadt wurde nun der Gegenstand eines Angriffs, der schwierig genug war, da Natur und Kunst alles gethan hatten, um diesen Punct zu befestigen. Die größtentheils steil abfallenden, von tiefen Thälern durchschnittenen Hügel waren gut verschanzt und boten dem Angreifenden unendliche Hindernisse dar. Dennoch beschloß der Erzherzog, sich Zürichs zu bemächtigen und setzte sich am 4. Juni mit etwa 35.000 Mann in Bewegung, nachdem Tags zuvor General Jellachich, der bis in die Vorstädte gedrungen war, zuletzt den Franzosen wieder hatte weichen müssen. Der Erzherzog hatte bestimmt, den Angriff in fünf Colonnen zu machen. Die erste unter Jellachich drang auch diesmal bis zu den Mauern und in die Vorstädte der Stadt vor, wurde aber dreimal zurückgeschlagen. Die zweite unter General Bey nahm zwar Hirslanden, mußte sich jedoch ebenfalls zurückziehen. Eben so geringen Erfolg hatte die dritte Colonne unter dem Prinzen von Lothringen, der den Zürcherberg angreifen sollte; sie gelangte bis zum Verhau bei dem Attigsberg und Topelhof, wurde jedoch von einem so mörderischen Feuer empfangen, daß sie die errungenen Vortheile wieder aufgeben mußte. Auch Hotze, der mit der vierten Colonne über Schwammendingen vordrang, errang keinen Erfolg und die fünfte Colonne unter dem Fürsten Reuß konnte nur ihre Stellung behaupten. Um zwei Uhr Nachmittags ließ der Erzherzog die Reserve unter Feldzeugmeister Wallis zum Sturm auf den Züricherberg beordern, aber das Feuer des Feindes zwang sie zum Weichen.

Obgleich nun der Erfolg für die Oesterreicher gleich Null war, ja der Verlust an Mannschaft, die Verwundungen mehrerer Generäle, wie Wallis, Hotze u. A., sogar entschiedenen Nachtheil mit sich führten, wagte es Massena doch nicht, sich einem zweiten Angriffe auszusetzen, den der Erzherzog auch für die Nacht vom 5. auf den 6. Juni bestimmt hatte. In derselben Nacht räumte Massena seine Stellung und zog sich auf den Rücken des Albis zurück, der ihm eine sichere Stellung versprach, weil er gegen Osten steil abfällt, so daß er fast eine gerade Wand bildet. Der Erzherzog hielt am 6. Juni seinen Einzug in die Stadt Zürich, deren Besitz um so wichtiger war, weil sie die Verbindung mit Vorarlberg und Italien deckte. Dies war der Erfolg der sogenannten ersten Züricher Schlacht. Noch fanden massenhafte Einzelgefechte in den Klüften am Vierwaldstädtersee, auf den steilen Abhängen des Reußthals und den himmelragenden Felsen des Gotthardsberges statt, welche bezüglich ihrer Seltsamkeit und wunderbaren Kühnheit unser Staunen und unsere Bewunderung erregen. Die Schweizer betheiligten sich daran lebhaft gegen die Franzosen; doch griffen sie wenig in den Gang der Ereignisse ein und verschwanden vor den Begebenheiten, die sich in Italien zutrugen.

Nach der Einnahme von Mailand rückte Suwarow dem Feinde an den Po nach und obgleich er zur Belagerung der Mincio-Festungen Truppen zurücklassen mußte, war seine Armee noch immer bedeutend stärker als die Moreau's und er hätte bei kluger Benützung seiner Kräfte die Franzosen vernichten können. Allein Suwarow war nicht der Mann, eine solche Unternehmung durchzuführen. Er war eine Persönlichkeit von entschiedenen militärischen Talenten, die aber niemals eine Ausbildung erfahren hatten. Stets hatte er Feinden gegenüber ge-

standen, wie den Türken, deren Zahl und Stellung nicht berücksichtigt zu werden brauchte, weil sie selten einem kühnen Angriffe widerstehen. Die Siege, welche er über diese Völker gewonnen hatte, waren meist mit dem Bajonnete erfochten worden, einer Waffe, mit der die Russen allerdings meisterhaft umzugehen wußten. So war ihm das Handgemenge die Hauptsache geworden; das Entwerfen und Durchführen eines geordneten Planes verachtete er; sein Instinct lehrte ihn den Feind dort aufzusuchen wo er stand, ohne Berechnung der Zeit, der Kräfte und der Bewegung, ein Verfahren, das wohl materielle, aber keine geistige Entschlossenheit verräth und nur den Schein kräftiger Handlungen verbreitet. So ließ er sich von den Ereignissen leiten und richtete auch jetzt seine Bewegungen, anstatt sie nach einem klug ausgedachten Entwurfe zu regeln, blos nach jenen der Franzosen. Daneben hatte er mit seinem schroffen, übermüthigen Wesen die österreichischen Officiere tief beleidigt und auch die Armee, mit der er in Verbindung trat, dadurch erbittert, daß er die österreichischen Soldaten durch seine Leute im Bajonnetangriffe unterrichten ließ, als ob hierin das ganze Geheimniß der Kriegskunst läge.

Nichts desto weniger verdankte er hauptsächlich dieser österreichischen Armee die glänzenden Erfolge, die er jetzt erreichte. Am 27. Mai nahm er Turin ein, indeß Moreau in die Riviera einmarschirte. Hierauf aber zersplitterte er seine Streitkräfte nach allen Seiten und es war ein Glück, daß ihm jetzt auf seinen ausdrücklichen Wunsch das Corps des Generals Bellegarde zur Verfügung gestellt wurde, welcher die Armee in Italien auf 98.000 Mann brachte. Davon standen 40.000 zwischen dem obern Po und Tanaro; 20.000 unter Bellegarde wurden zur Cernirung der Citadellen von Tortona und Alessandria verwendet; Feldmarschall-Lieutenant Ott stand mit

8500 Mann bei Reggio, um die Appenninen-Ausgänge zu bewachen; mit 32.000 Mann sollte Kray Mantua belagern; eine russisch-türkische Flotte lag vor Ancona.

Moreau's einzige Hoffnung in seiner verzweifelten Lage war die Vereinigung mit Macdonald, der Anfangs Mai aus Neapel, am 14. desselben Monats aus Rom aufgebrochen war, alle Truppen an sich zog und mit Beginn des Juni in Pistoja sein Hauptquartier nahm. Jetzt erst, als die Gefahr einer Vereinigung der französischen Feldherren drohte, brach Suwarow mit 14 Bataillons und 18 Escadrons nach Alessandria auf, wo er am 12. Juni anlangte. Von hier weggehend, kam er, indem er noch Verstärkungen an sich zog, am 17. Juni an der Trebbia an, einem Waldstrome, dessen Sandbett eine italienische Meile breit ist und der damals fast ohne Wasser war. Beide Armeen besaßen fast die gleiche Stärke von 32—34.000 Mann. Schon am 17. Juni Abends begann der Kampf und vom frühen Morgen des 18. Juni wurde in der Mitte des Flusses mit blanker Waffe gefochten. Am 19. begann die Schlacht auf demselben Kampfplatz mit gleicher Hartnäckigkeit. Es waren eigentlich lauter Einzelgefechte ohne geordneten Zusammenhang, wobei von beiden Seiten unsäglich viel Mannschaft zu Grunde ging. In der Nacht vom 19. auf den 20. zog sich Macdonald zurück. Moreau hatte sich, um Macdonald's Bewegungen zu unterstützen, nach Tortona auf den Weg gemacht; allein Macdonald's Rückzug und das Herbeieilen Suwarow's zwangen ihn, wieder in die Bocchetta zurückzukehren.

Jetzt wäre es an der Zeit gewesen, gegen die beiden französischen Armeen vorzudringen, ihre Vereinigung zu hindern und die ganze appenninische Halbinsel zu befreien. Allein der Wiener Hofkriegsrath wollte zuerst die noch von den Franzosen

besetzten Festungen erobert wissen nnd lähmte damit die Thätigkeit Suwarow's, der darin neuen Grund zu einer Unzufriedenheit fand, die er wohl selbst hervorgerufen hatte. Am 22. Juli fiel die Citadelle von Alessandria; Mantua ergab sich am 27. Juli dem General Kray. Nun beschloß Suwarow erst, in die Riviera einzudringen. Aber auch die Franzosen hatten die Unthätigkeit der Alliirten nicht unbenützt vorüberschreiten lassen. Das Directorium, welches früher den Kampf allzusehr vernachläßigt hatte, decretirte jetzt ein Zwangsanlehen von 100 Millionen, führte die Conscription ein und bald brachte es die Armee in der Riviera auf 45.000 Mann, die unter Joubert's Anführung gestellt wurde, indeß eine Alpenarmee von 25.000 Mann unter General Championnet gegen Coni verdringen sollte.

Joubert suchte Tortona, das seit dem 5. August wieder belagert wurde, zu retten und brach gegen Novi auf, wo er auf den Höhen eine günstige Stellung einnahm. Am 15. August bei Tagesanbruch begann die Schlacht; Kray, der den rechten Flügel commandirte, griff die Höhen von Pasturana an, ward jedoch zweimal zurückgeschlagen; erst um 9 Uhr stürmten die Russen im Centrum ohne besseren Erfolg, obgleich bald nach dem Anfang der Schlacht Joubert gefallen war und Moreau, der nur als Freiwilliger bei der Armee geblieben war, auf das Drängen der Generäle den Oberbefehl übernommen hatte. Als aber endlich Melas, der den linken Flügel anführte, dem Feinde in die Flanke fiel, wurde die sechszehnstündige Riesenschlacht entschieden; die Franzosen flohen in wilder Unordnung und nur die Nacht schützte sie vor gänzlicher Vernichtung.

Hierauf versank Suwarow wieder in Unthätigkeit, die aber nicht ihm zur Last gelegt werden darf, sondern die Politik trug die Hauptschuld. Es hatten sich nämlich zwischen den

Alliirten gar manche Mißhelligkeiten eingeschlichen. England, das vermöge der Subsidien, die es bezahlte, auch im Kriegsrathe gehört zu werden verlangte, sah mit Mißtrauen den Fortschritt der Russen auf der appenninischen Halbinsel, indem es fürchtete, daß dieselben sich in irgend einem Hafen Italiens festsetzen wollten; es wünschte daher die Entfernung der russischen Truppen aus diesem Lande. Dieser Wunsch kam Niemanden gelegener als dem österreichischen Minister Thugut, der die Zeit allerdings besser begriff, als Kaiser Paul. Letzterem war es blos um Herstellung aller früheren Verhältnisse zu thun und er hatte das Schwert nur deshalb ergriffen, um die alte Ordnung der Dinge wieder einzuführen. Das ging denn nun freilich kaum mehr an, am wenigsten in jenen Tagen, wo der Krieg noch nicht zu Ende geführt war. Wie konnte man mitten unter dem Kriegsgetöse dem Verlangen Paul's nachgeben, die alten Dynasten Italiens sogleich wieder in ihre Staaten einsetzen und einen Zustand, der vor der Hand nur provisorisch war, dauernd machen! Es mußte das Ende des Kampfes abgewartet und dann erst ein Ausgleich getroffen werden, da man ja doch Venedig nicht auch wieder herausgeben konnte.

Uebrigens war der wankelmüthige Kaiser Paul auch durch einen andern ganz unbedeutenden Vorfall verletzt worden. Bei der Capitulation von Ancona nämlich hatten sich die Franzosen nur dem österreichischen General Fröhlich ergeben, mit dem Beifügen: „sie wollten mit den russischen Barbaren nichts zu thun haben", und Fröhlich rügte diese Bemerkung nicht. Auch die Russen waren mit ihrem Abmarsch aus Italien einverstanden, da die beständigen Reibungen zwischen den beiden Armeen am meisten Suwarow unangenehm waren, der noch dazu vom Hofkriegsrathe in Wien überall beengt und in Schach gehalten ward und sich nach einem selbständigen Commando sehnte.

Die Politiker beschlossen daher, freilich ohne auf das, was der Kriegführung noth that, zu sehen, Italien blos den Oesterreichern zu überlassen. Suwarow sollte mit seinen Russen selbständig in der Schweiz operiren, wohin inzwischen ein zweites russisches Armeecorps unter Korsakow gekommen war, Erzherzog Karl aber mit seiner Armee nach Deutschland gehen und so weit nördlich vorrücken, um eine Bewegung zu unterstützen, welche durch ein englisch-russisches Heer in Holland auszuführen im Plane war.

Sowohl der Erzherzog als auch Suwarow tadelten diese Verschiebung der Armeen, noch dazu in einem Zeitpuncte, wo Frankreich alle Kraft zusammenraffte, um stark gegen den äußeren Feind auftreten zu können; Karl sagte ausdrücklich, „daß immer die Plane von Männern fehlerhaft ausfallen werden, die ohne Kenntniß des Krieges den Umfang und Werth der Operationen nicht zu würdigen wissen, und daß ebenso jene Vorschläge, die entfernt vom Kriegsschauplatz entworfen, den Umständen nicht mehr entsprechen, wenn sie zur Ausführung gelangen“; allein er fügte sich dennoch, weil „es weniger schädlich ist, daß das ganze Triebwerk nach einem fehlerhaften Plane fortgeht, als daß jede einzelne Feder sich mit einer eigenen abgesonderten Schnellkraft bewegt. Das Opfer desjenigen, der in einer solchen Lage seine bessere Ueberzeugung mit dem Gefühle aufgibt, auch seinen Ruhm aufs Spiel zu setzen, ist eins der größten unter den vielen, welche der Feldherr dem öffentlichen Wohle zu bringen verbunden ist“.

Inzwischen hatte die verstärkte Alpenarmee bereits bedeutende Vortheile errungen; die österreichischen Abtheilungen, welche die Alpenübergänge deckten, waren angegriffen und geworfen worden. Die Franzosen hatten sich des Simplon und Gotthard bemächtigt und standen nun zwischen dem Erzherzoge

und Suwarow. Ersterer schickte sich anfangs September an, die Schweiz, wie ihm befohlen war, zu räumen, da Korsakow herbeikam, um die verlassenen Stellungen einzunehmen; doch sollte Hotze mit 25.000 Mann bis zu Suwarow's Ankunft unter Korsakow's Befehl zurückbleiben.

Am 31. August verließ Erzherzog Karl die Schweiz, am 12. September entsetzte er das von den Franzosen berannte Philippsburg, rückte hierauf vor Mannheim und erstürmte es am 18. September, wobei die österreichischen Truppen das glänzendste Zeugniß ihrer Mannszucht gaben, das vielleicht in den Annalen der Kriegsgeschichte zu finden ist: nicht ein Mann verließ die Reihen, nicht die geringste Gewaltthat wurde verübt!

So glänzend aber diese Eroberung war, nützte sie doch wenig, da bald darauf die Dinge in der Schweiz eine für die Verbündeten äußerst ungünstige Wendung nahmen. Korsakow war der Mann nicht, der glückliche Erfolge zu erringen im Stande gewesen wäre. Massena benützte rasch die Fehler seines Gegners, lieferte am 26. September dem russischen Feldherrn eine Schlacht bei Zürich — die zweite in diesem Kriege — und brachte ihm eine entscheidende Niederlage bei, was bei den russischen Truppen eine gänzliche Muthlosigkeit hervorbrachte. Nun war auch die Stellung der in der Schweiz verbliebenen Oesterreicher unhaltbar. Soult, der die im Lynththale stehenden Truppen Hotze's zwischen dem Wallenstädter und Züricher See angreifen sollte, begann den Angriff auf Bilten und Schännis am 25. September. Gleich zu Anfang des Gefechtes fiel der tapfere Hotze, worauf die Oesterreicher bestürzt sich zurückzogen; sie gingen nach St. Gallen und setzten am 27. September bei Rheineck über den Fluß. Aehnlich ging es einer zweiten Colonne der Oesterreicher unter Jellachich, die nach

einigen fruchtlosen Versuchen, gegen das Lynththal vorzudringen, bei Ragatz den Rhein überschritt. Eine dritte Colonne unter General Linken hatte den Auftrag, von Graubündten gegen den oberen Lynth zu operiren, um Suwarow den Weg nach Glarus offen zu halten. Sie bestand mehrere Gefechte mit den Franzosen; da aber Linken noch immer keine Nachricht von der Annäherung Suwarow's erhielt, zog er sich 28. September ebenfalls und zwar in der Richtung nach Chur zurück.

Und doch drangen an eben diesem Tage die Vorposten Suwarow's über den Brockelberg bis an den Klönthalsee vor, ihre Vereinigung mit den Oesterreichern und Korsakow suchend. Suwarow hatte noch bis in die Mitte Septembers in Italien verweilt, wo am 11. d. M. Tortona durch Capitulation in seine Hände gefallen war, hierauf den Oberbefehl an Melas übergeben, und rückte über den St. Gotthartsberg gegen die Schweiz vor. Mit Löwenmuth und kühner Todesverachtung erzwang er sich den vom Feinde besetzten Weg; unter unsäglichen Gefahren gelang es ihm, die im Gebirgskriege ganz unerfahrenen Truppen bis nach Altorf zu bringen. Um aber von da nach Schwyz zu kommen, mußte er, da ihm die Verbindung zu Wasser mangelte, auf Pfaden, die nur Hirten und Jäger passirten, über das Gebirge. Den Zug selbst nennt Erzherzog Karl „schauerlich", und massenhaft gingen Suwarow's Leute zu Grunde. Aber auch der Weg nach Schwyz war unmöglich, da er inzwischen Korsakow's und der Oesterreicher Niederlage erfahren hatte. Er mußte sich deshalb nach Glarus wenden, wo er am 1. October anlangte, nachdem er dem Massena eine, freilich nicht entscheidende Niederlage beigebracht hatte. Hier fand endlich sein zu Tod ermüdetes Heer Verpflegung und er blieb einige Tage daselbst, schwankend, was er nun beginnen solle. Endlich schlug er den Weg über das Sernftthal und den

Panixpaß ein, wo der frischgefallene Schnee und die ganz unwegsamen Pfade abermals massenhaft Leute dahinrafften, und langte nach so viel entsetzlichen Mühseligkeiten zwischen dem 8. und 10. October im vorderen Rheinthale an, wo die Leiden ein Ende hatten. Dies war der Schluß seines Zuges durch die Alpen, der an kühnen Abenteuern und an wunderbarer Tapferkeit kein Seitenstück in der Geschichte findet.

Weitere, vom Erzherzog entworfene Pläne zu einem neuen Angriff in der Schweiz kamen nicht zur Ausführung, da Suwarow erklärte, erst Erholung zu bedürfen; ja er schlug sogar eine persönliche Zusammenkunft mit dem Erzherzog Karl aus. Er glaubte, wie jeder, der seine Fehler nicht eingestehen will, den Grund des Mißlingens seiner Kriegsthaten in einer Verrätherei der Oesterreicher, anstatt in der falschen Anlage eines Zugs und in Korsakow's Mißgriffen zu finden. „Die Stimmung des Feldherrn", schreibt Erzherzog Karl, „verbreitete sich auf den größten Theil der Armee, welche das leichte Mittel hastig ergriff, die vermeintliche Schande von sich zu wälzen und ihren Ruhm unbefleckt zu erhalten. Man schien jene für Verräther anzusehen, für deren Wohl man sich opferte, und auf diese Art ging die Spannung gegen die Oesterreicher bald in Gehässigkeit über. Selbst der russische Hof wurde aufgebracht und der ohnehin reizbare, argwöhnische, veränderliche Kaiser Paul blieb nicht frei von diesen nachtheiligen Eindrücken". Deshalb wurden die Russen abberufen und kehrten in der ersten Hälfte des December in ihr Vaterland zurück.

Die letzten kriegerischen Ereignisse des Jahres 1799 bestanden darin, daß der Erzherzog Karl die zweimal von den Franzosen wieder belagerte kleine Reichsveste Philippsburg zweimal entsetzte und die Franzosen schließlich über den Rhein trieb,

und daß Melas in Italien die Franzosen bei Genola schlug und Coni eroberte.

31.

Schlacht bei Marengo.

Das Ende des Jahres 1799 war nach mehr als einer Richtung hin merkwürdig geworden. Am 28. September, zwei Tage vor der Einnahme Roms durch General Burkard, war Papst Pius VI. als französischer Gefangener in Valence gestorben und die neue Papstwahl sollte statt finden. Oesterreich trat als Schutzherr des katholischen Stuhles auf und berief das Conclave nach Venedig, wo am 14. Mai 1800 der frühere Bischof von Imola, Cardinal Chiaramonti, gewählt wurde, der als Pius VII. einige Monate später seinen Einzug in Rom hielt.

Noch wichtiger war, daß Napoleon Buonaparte von Egypten zurückgekehrt war, freilich allein und ohne Heer, das er dort gelassen hatte, aber ein Mann, geeignet, die Revolution niederzuwerfen, dem unsäglichen Elende, das die Republik über Frankreich gebracht, ein Ende zu machen und den Militärdespotismus an die Stelle einer Freiheit zu setzen, die allerdings nur dem Namen nach bestand. Am 9. und 10. November 1799 hatte er durch einen Staatsstreich die oberste Gewalt an sich gebracht und beherrschte als erster Consul Frankreich, das die Segnungen einer starken und gegliederten Regierung auf Kosten der bisherigen schwankenden Gewalten bald empfand. Am 25. December wurde eine neue Verfassung gegeben und Buonaparte's Stellung befestigt. Dieser richtete nun an den König von England und an den Kaiser Franz Schreiben, worin er scheinbar eine friedliche Gesinnung annahm. „Jedem Ge-

fühle eitlen Ruhmes fremd", hieß es in dem Briefe an den Kaiser, „ist der erste meiner Wünsche, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Der bekannte Charakter Sr. Majestät läßt uns keinen Zweifel über den Wunsch seines Herzens. Wird dieser Wunsch allein gehört, so gewahre ich die Möglichkeit, die Interessen beider Nationen zu vereinen". Daß es ihm übrigens mit dem Frieden nicht Ernst war, sprach er selbst in seinen Memoiren aus, in denen zu lesen ist: „Der Friede in dieser Zeit hätte die Republik verdorben; Krieg war nöthig, um die Kraft und Einheit eines Staates zu erhalten, der schlecht eingerichtet war".

Es war ihm daher sehr angenehm, daß England ablehnend antwortete und es mit Oesterreich trotz der versöhnlichen Stimmung des Kaisers zu keiner Verständigung kam. Zwar rieth Erzherzog Karl zum Frieden, weil nach dem Rücktritt des russischen Zars Oesterreich voraussichtlich am Continente allein stand und dann dem gewaltigen Stoße der Republik nicht gewachsen war; allein Thugut war anderer Ansicht. Er glaubte, der Ausfall an russischen Truppen ließe sich durch Werbungen ersetzen; Neapel, wo die lebensunfähige parthenopäische Republik längst gestürzt war, sei zur Theilnahme bereit, fast ganz Italien übrigens von den Oesterreichern besetzt und kein Zeitpunct günstiger, um die noch geschwächte französische Republik im Verein mit England zu besiegen. Durch englisches Geld war auch Bayern, Württemberg und Mainz bewogen worden, mit zusammen ungefähr 20.000 Mann sich an der Coalition gegen Frankreich zu betheiligen.

Es wurde deshalb von allen Seiten zum Kriege gerüstet. Erzherzog Karl legte am 17. März 1800, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, den Oberbefehl nieder und nahm in einem ergreifenden Generalbefehl Abschied von der Armee. Sein Rück-

tritt brachte einen tiefen Eindruck hervor. Ein Grenadierlied aus jenen Tagen lautet:

Ein weinend Heer — wie groß, wie schön
Für unsern Karl, den Guten!
Das sah kein Friedrich, kein Eugen,
Die sah'n nur Heere bluten.

An seine Stelle trat Feldzeugmeister Kray. Ihm gegenüber commandirte Moreau, welcher die Anführung des vereinten Heeres der Schweiz und des Rheines erhalten hatte. In Italien war die gesammte Macht der Oesterreicher unter Melas vereint, während Massena den Oberbefehl über die daselbst befindlichen Franzosen übernahm. Zu Dijon wurde von dem ersten Consul eine Reservearmee vorbereitet, die beinahe gleich weit von Deutschland wie von Italien entfernt war und über deren Verwendung man nichts wußte.

Am 1. Mai setzte Moreau bei Stein über den Rhein, nahm die Veste Hohentwyl und schlug sich am 3. Mai bei Engen und Stockach, so wie am 5. Mai bei Mößkirch in blutigen Gefechten mit den Oesterreichern herum, die trotz ihrer Tapferkeit, und obgleich sie weniger Leute verloren als die Franzosen, doch nur einen ehrenvollen Rückzug erstritten. Noch wurde bei Biberach und Memmingen hartnäckig gekämpft, bis sich endlich Kray nach Ulm warf, das von Natur und durch die Kunst gut befestiget war und wo er seine, von den Strapazen der letzten Woche äußerst mitgenommenen Truppen ausruhen lassen konnte. Moreau, obgleich vielleicht 10.000 Mann stärker, wagte dennoch keinen Angriff auf Ulm und suchte, nach dem Lech vordringend, den General Kray aus seinen Verschanzungen heraus zu locken. Kray aber warf sich am 16. Mai auf den linken französischen Flügel bei Erbach und hätte diesem wohl eine tüchtige Niederlage bereitet, wenn nicht rasch feindliche Verstärkungen herbeigeeilt wären, um die Schlacht wieder herzustellen, worauf

Kray abermals nach Ulm zurückkehrte. Auch Moreau nahm wieder eine beobachtende Stellung an, besonders um den Erfolg der Reservearmee abzuwarten, zu deren Bewegung er einen Theil seiner Leute nach Italien sendete.

In Italien hatte Melas in den ersten Tagen des April den Feldzug begonnen und es war ihm beim ersten Angriffe gelungen, die ligurische Armee auseinander zu sprengen, den linken Flügel unter Suchet über den Var zu werfen und den rechten Flügel zu zwingen, in Genua Schutz zu suchen, das nun von den Generalen Ott und Hohenzollern zu Lande belagert wurde, indeß eine englische Flotte die Zufuhr der Lebensmittel von der See aus hinderte. Inzwischen hatte Buonaparte ganz heimlich bei Lausanne und Genf Truppen gesammelt, die er in den Tagen vom 16. bis 20. Mai in einem bewunderungswürdigen Zuge über den Bernhard führte, indeß andere Abtheilungen über den Simplon und die Rheintruppen über den Gotthard gingen.

Jetzt erst ging Melas, der bis dahin nichts gethan hatte, um einen Zug aufzuhalten, den er kaum für möglich, am allerwenigsten aber für wahrscheinlich gehalten, auf Turin zurück, um diese Stadt zu decken und eine Bewegung des ersten Consuls zur Befreiung von Genua zu vereiteln. Aber Buonaparte „Alles wagend, um Alles zu gewinnen, das Außerordentliche dem Gewöhnlichen, das Glänzende dem Sicheren, das Vermessene dem Regelmäßigen vorziehend“, wie Erzherzog Karl sagte, überließ Genua seinem Schicksale und warf sich durch einen Marsch über Mailand und Piacenza an die Scrivia auf die Verbindungslinien des Gegners mit Preisgebung der eigenen. Er langte am 2. Juni in Mailand an, stellte sogleich die cisalpinische Republik wieder her, besetzte die Po- und Adda-Linie und hatte die ganze Lombardie mit allen Magazinen und Reserveparks der Oesterreicher in seinen Händen.

Indeß verzagte Melas nicht. Er wollte sich durch Herbeiziehung des am Var zurückgebliebenen Elsnitz'schen Corps, durch Vereinigung der in Piemont stehenden Truppen und durch das Blockadecorps von Genua so weit stärken, daß er bei Alessandria den Feind zu schlagen hoffte. Allein das Elsnitz'sche Corps war durch vielerlei Umstände zusammengeschmolzen. Feldmarschall-Lieutenant Ott, dem sich am 4. Juni Massena in Genua ergeben hatte, nachdem der Hunger in der Stadt die entsetzlichste Höhe erreicht hatte und keine Aussicht auf Entsatz zu hoffen war, stieß am 7. Juni, als er eben Casteggio besetzen wollte, auf die Franzosen unter Lannes und es entspann sich ein hartnäckiges und blutiges Gefecht, das damit endete, daß sich Ott nach großem Verluste am 9. Juni über die Scrivia zurückziehen mußte.

Melas raffte nun zusammen, was er noch an Truppen besaß, um durch einen Sieg sich den Weg zur Verbindung mit den Erbstaaten zu erkämpfen; es war dieser Entschluß um so rascher durchzuführen, als ein Heer von 12.000 Mann unter Suchet über Nizza vordrang und den Rücken der Oesterreicher bedrohte. So begann denn am 14. Juni jene denkwürdige Schlacht, die von dem Dorfe Marengo ihren Namen erhielt und wo zwar die österreichische Armee den alten Ruhm ihrer Tapferkeit bewährte, deren Erfolg aber für sie unglücklich war.

Die Oesterreicher begannen ein paar Stunden nach Tagesanbruch den Angriff, nachdem sie die Bormida überschritten hatten. Ein erster Sturm des österreichischen Centrums auf Marengo verunglückte; der Anführer Haddik ward verwundet, die Truppe zurückgeworfen. Nicht besseres Schicksal schien ein zweites Vordringen unter Kaym zu haben; allein jetzt griff Ott am linken Flügel den General Lannes an und zog ihn vom Kampfe in der Mitte ab. Zugleich gelang es einigen Grenadier-

8500 Mann bei Reggio, um die Appenninen-Ausgänge zu bewachen; mit 32.000 Mann sollte Kray Mantua belagern; eine russisch-türkische Flotte lag vor Ancona.

Moreau's einzige Hoffnung in seiner verzweifelten Lage war die Vereinigung mit Macdonald, der Anfangs Mai aus Neapel, am 14. desselben Monats aus Rom aufgebrochen war, alle Truppen an sich zog und mit Beginn des Juni in Pistoja sein Hauptquartier nahm. Jetzt erst, als die Gefahr einer Vereinigung der französischen Feldherren drohte, brach Suwarow mit 14 Bataillons und 18 Escadrons nach Alessandria auf, wo er am 12. Juni anlangte. Von hier weggehend, kam er, indem er noch Verstärkungen an sich zog, am 17. Juni an der Trebbia an, einem Waldstrome, dessen Sandbett eine italienische Meile breit ist und der damals fast ohne Wasser war. Beide Armeen besaßen fast die gleiche Stärke von 32—34.000 Mann. Schon am 17. Juni Abends begann der Kampf und vom frühen Morgen des 18. Juni wurde in der Mitte des Flusses mit blanker Waffe gefochten. Am 19. begann die Schlacht auf demselben Kampfplatz mit gleicher Hartnäckigkeit. Es waren eigentlich lauter Einzelgefechte ohne geordneten Zusammenhang, wobei von beiden Seiten unsäglich viel Mannschaft zu Grunde ging. In der Nacht vom 19. auf den 20. zog sich Macdonald zurück. Moreau hatte sich, um Macdonald's Bewegungen zu unterstützen, nach Tortona auf den Weg gemacht; allein Macdonald's Rückzug und das Herbeieilen Suwarow's zwangen ihn, wieder in die Bocchetta zurückzukehren.

Jetzt wäre es an der Zeit gewesen, gegen die beiden französischen Armeen vorzudringen, ihre Vereinigung zu hindern und die ganze appenninische Halbinsel zu befreien. Allein der Wiener Hofkriegsrath wollte zuerst die noch von den Franzosen

den Soldaten, die sich kurz vorher als Sieger gesehen hatten, eine solche Muthlosigkeit ein, besonders als auch Zach mit dem Generalstabe in feindliche Gefangenschaft gerathen war, daß die Flucht plötzlich allgemein ward und daß sich alles durcheinander drängte, um nur den Uebergang über die Bormida zu gewinnen.

So endete um 9 Uhr Abends die für die Unsrigen schon gewonnene Schlacht bei Marengo mit einer entschiedenen Niederlage. Von beiden Seiten gab es etwa 15.000 Todte und Verwundete; von den Oesterreichern waren die Feldmarschall-Lieutenants Haddik und Vogelsang, die General-Majore Bellegarde, Lattermann, Gottesheim, La Marseille und viele höhere Officiere verwundet worden.

Nach diesem Schlage hatte Melas nicht mehr den Muth, eine neue Schlacht zu versuchen und schloß mit Buonaparte einen Waffenstillstand, in Folge dessen die Oesterreicher Mantua, Peschiera, Borgoforte, das Toscanische und die Mark Ancona besetzen, alles übrige aber den Franzosen überlassen sollten. So war hier mit einem Schlage die Frucht des vorigen Feldzugs verloren gegangen und das wandelbare Kriegsglück hatte neuerdings seine Launenhaftigkeit bewiesen.

32.

Schlacht von Hohenlinden.

Inzwischen war aber auch Moreau aus seiner zuwartenden Stellung herausgegangen, nachdem er Buonaparte's glücklichen Zug über die Alpen erfahren hatte. Er bewerkstelligte in der Nacht vom 19. auf den 20. den Uebergang über die Donau bei Hochstädt, wo die von Kray zur Vertheidigung ausgesandten Truppen nach einem hartnäckigen Kampfe das kürzere zogen. Jetzt war der österreichische Feldherr in seiner Stellung bei Ulm

ernstlich bedroht und zog, um die Verbindung mit den Erbländern sich nicht abzuschneiden, gegen Nördlingen, wandte sich dann nach Neuburg, wo am 27. Juli abermals ein blutiges Gefecht statt fand, und ging hierauf mit Moreau bei Parsdorf in der Nähe von München einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit ein (15. Juli).

Jetzt sandte Buonaparte abermals ein Schreiben an Kaiser Franz, in welchem er den Frieden anbot. Allein an demselben Tage, an welchem sein Brief, der mehr gleißnerische als wahre Anerbietungen enthielt, zu Wien anlangte (20. Juni), war zwischen Thugut und dem Lord Minto ein neuer Subsidienvertrag mit England verabredet worden, dem gemäß unter der Form eines Anlehens England 2 Millionen Pfund Sterl. zur Completirung der österreichischen Armeen versprach, wogegen sich Oesterreich verpflichtete, vor dem letzten Februar 1801 keinen Sonderfrieden mit Frankreich zu schließen.

Wenn dessen ungeachtet der General-Major Graf von St. Julien mit einem Schreiben des Kaisers an Buonaparte nach Paris abgesandt wurde, so geschah es nur, damit dieser auskundschafte, unter welcher Bedingung Frankreich zu einem Frieden geneigt wäre, den aber Oesterreich nie ohne Zuziehung Englands zu schließen gedachte. St. Julien jedoch ließ sich von dem französischen Minister Talleyrand überreden, einen förmlichen Friedensvertrag zu unterhandeln, obgleich er ausdrücklich eingestehen mußte, hiezu keine Vollmacht zu besitzen. Natürlich wurde dieser Entwurf von Oesterreich verworfen und St. Julien in eine Art von Verbannung nach Siebenbürgen gesendet.

Dennoch gab man in Oesterreich, wo sich bereits große Erschöpfung zeigte und wo besonders im Volke der Ruf nach Frieden immer lauter wurde, die Hoffnung nicht auf, mit Frankreich zu unterhandeln, ohne den Tractat mit England zu ver-

letzen. Thugut schlug deshalb einen Congreß zu Schlettstatt oder Lüneville vor, wobei Frankreich, Oesterreich und England vertreten sein sollten. Buonaparte nahm den Congreß an, weil er von der Eingehung desselben einen Waffenstillstand zur See hoffte, dessen er bedurfte, um seine in Malta und Egypten ausgesetzten Truppen verstärken zu können. In der That traten die Geschäftsträger der drei Mächte zusammen. Aber man konnte voraussehen, daß der Congreß kein Resultat haben werde und er löste sich auch in der That ohne den geringsten Erfolg wieder auf.

Für Oesterreich war er jedoch in sofern bedeutend gewesen, als es dadurch Zeit zu neuen Rüstungen bekommen hatte, zu denen man gezwungen wurde, wenn man überhaupt einen Frieden schließen wollte. Der Kaiser war, um den Muth der Truppen zu beleben, selbst zum Heere abgegangen und erschien am 6. September im Hauptquartiere zu Altötting. Er hatte in Böhmen, Mähren, Ungarn, Steiermark und Kärnten neue Aushebungen veranstaltet; Waffen und Kriegsmaterial wurden herbeigeschafft, Recruten einexercirt, durch österreichische Ingenieure Verschanzungen am Inn von Tyrol bis zur Mündung aufgeworfen; kurz alles gethan, um, während man noch immer nicht ganz am Frieden verzweifelte, den Krieg zu bereiten.

Eine großartige Veränderung im Officiercorps sollte bessere Garantien eines Erfolges geben; untaugliche wurden entfernt, neue rückten in ihre Stellen ein, von denen man bessere Erwartungen hegte. Melas und Kray verloren ihr Obercommando; an die Stelle des ersteren trat Bellegarde, an die des letzteren Erzherzog Johann, ein junger, feuriger Prinz, der aber in der Kriegskunst erst theoretisch gebildet war und vor Begierde brannte, seine Kenntnisse auf praktischem Boden zu verwerthen. Ihm ward der tüchtige Ingenieur-Feldzeugmeister Baron Lauer beigegeben.

Trotz der neuen Anstrengungen seiner Völker jedoch sah der Kaiser deutlich, daß er den ungeheuren feindlichen Armeen gegenüber noch immer nicht genug gerüstet sei und daß er noch mehr Zeit brauche, um sich einen Erfolg versprechen zu können; deshalb wurde am 20. September zu Hohenlinden eine neue Uebereinkunft abgeschlossen und für die Abtretung der drei deutschen Reichsfestungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt eine fünfundvierzigtägige Waffenruhe erkauft, ein theurer Preis für eine kurze Spanne Zeit; denn man bedurfte sicher eines langen Feldzugs, um das wieder zu erwerben, was man jetzt hingab!

Der Krieg wurde in Oesterreich immer unpopulärer und die Klagen gegen Thugut, welcher den schwer lastenden Vertrag mit England abgeschlossen hatte, tönten immer lauter, so daß zuletzt seine Stellung unhaltbar wurde. Er trat am 8. October von seinem Posten zurück; an seine Stelle kam Graf Ludwig Cobenzl und übernahm als Conferenzminister und Vicestaatskanzler die Leitung der geheimen Hof-, Staats- und Cabinetskanzlei, indeß Graf Lehrbach, ein Schüler Thugut's, das Innere erhielt. Ersterer hatte schon den Frieden von Leoben und Campo Formio vermittelt und verfügte sich auch jetzt als eine bei den Franzosen beliebte Persönlichkeit nach Lüneville, um mit dem Bruder des ersten Consuls, Joseph Buonaparte, das Aufhören der Feindseligkeiten zu unterhandeln. Da aber Oesterreich seinem gegebenen Worte treu blieb und ohne England keinen Frieden schließen wollte, führten auch die neuen Besprechungen zu keinem Resultate und der Krieg begann gegen Ende November neuerdings.

Die Oesterreicher verstärkt durch die Besatzungen der drei abgetretenen Reichsfestungen und ein bayrisches Hilfscorps von 12.000 Mann hatten das Centrum hinter dem wohlbefestigten Inn aufgestellt, so daß man hoffen konnte, sich längere Zeit hin-

durch gut vertheidigen zu können. Schon vom 26. November an, wo der Waffenstillstand sein Ende erreicht hatte, rückte Moreau auf der Straße gegen Ampfing vor, und der Erzherzog entschloß sich, die Franzosen anzugreifen und zurückzuwerfen.

Am 1. December stieß man bei Ampfing auf den linken Flügel des Feindes und es entspann sich ein lebhaftes, von beiden Seiten tapfer geführtes Gefecht, wobei sich schließlich die Franzosen zurückziehen mußten. Dieser über die tüchtige Rhein-Armee erfochtene Vortheil sollte nun rasch benützt und der Feind verfolgt werden, da man glaubte, es nur mit der Nachhut zu thun zu haben. Allein Moreau beabsichtigte nichts anderes, als die Unsern in die Wälder von Hohenlinden zu locken, wo er mit seiner ganzen Macht aufgestellt war. In der That näherte sich der Erzherzog diesem Orte und beschloß den Wald zu nehmen. Zu diesem Zwecke theilte er sein Heer in drei Corps. Während er mit der Hauptmasse, bei der sich das bayrische Contingent und der größte Theil des Geschützes befand, auf der großen Straße vordrang, sollte ein zweites Corps unter General Riesch, das den linken Flügel bildete, über Albacking, ein drittes Corps als rechter Flügel unter Kienmayer und Latour über Isenbach den Weg in die Ebene von Hohenlinden nehmen.

Unter dichtem Schneegestöber drang der Erzherzog noch ziemlich rasch vor und sah sich bald bei Mattenbett in ein Gefecht verwickelt. Zweimal wurde auf die Stellung der Franzosen ein wüthender Angriff gemacht, zweimal wurden die Oesterreicher zurückgeschlagen; als nun aber noch durch Richepanse, einen jungen französischen General, Verstärkungen herbeigebracht worden waren, geriethen die Oesterreicher und Bayern, die sich im dichten Walde auszubreiten verhindert waren, in Unordnung; bald sahen sie sich nicht blos in der Fronte, sondern auch in der Flanke angegriffen, ja selbst im Rücken bedroht, und

fühle eitlen Ruhmes fremd", hieß es in dem Briefe an den Kaiser, „ist der erste meiner Wünsche, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Der bekannte Charakter Sr. Majestät läßt uns keinen Zweifel über den Wunsch seines Herzens. Wird dieser Wunsch allein gehört, so gewahre ich die Möglichkeit, die Interessen beider Nationen zu vereinen". Daß es ihm übrigens mit dem Frieden nicht Ernst war, sprach er selbst in seinen Memoiren aus, in denen zu lesen ist: „Der Friede in dieser Zeit hätte die Republik verdorben; Krieg war nöthig, um die Kraft und Einheit eines Staates zu erhalten, der schlecht eingerichtet war".

Es war ihm daher sehr angenehm, daß England ablehnend antwortete und es mit Oesterreich trotz der versöhnlichen Stimmung des Kaisers zu keiner Verständigung kam. Zwar rieth Erzherzog Karl zum Frieden, weil nach dem Rücktritt des russischen Zars Oesterreich voraussichtlich am Continente allein stand und dann dem gewaltigen Stoße der Republik nicht gewachsen war; allein Thugut war anderer Ansicht. Er glaubte, der Ausfall an russischen Truppen ließe sich durch Werbungen ersetzen; Neapel, wo die lebensunfähige parthenopäische Republik längst gestürzt war, sei zur Theilnahme bereit, fast ganz Italien übrigens von den Oesterreichern besetzt und kein Zeitpunct günstiger, um die noch geschwächte französische Republik im Verein mit England zu besiegen. Durch englisches Geld war auch Bayern, Württemberg und Mainz bewogen worden, mit zusammen ungefähr 20.000 Mann sich an der Coalition gegen Frankreich zu betheiligen.

Es wurde deshalb von allen Seiten zum Kriege gerüstet. Erzherzog Karl legte am 17. März 1800, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, den Oberbefehl nieder und nahm in einem ergreifenden Generalbefehl Abschied von der Armee. Sein Rück-

tritt brachte einen tiefen Eindruck hervor. Ein Grenadierlied aus jenen Tagen lautet:

Ein weinend Heer — wie groß, wie schön
Für unsern Karl, den Guten!
Das sah kein Friedrich, kein Eugen,
Die sah'n nur Heere bluten.

An seine Stelle trat Feldzeugmeister Kray. Ihm gegenüber commandirte Moreau, welcher die Anführung des vereinten Heeres der Schweiz und des Rheines erhalten hatte. In Italien war die gesammte Macht der Oesterreicher unter Melas vereint, während Massena den Oberbefehl über die daselbst befindlichen Franzosen übernahm. Zu Dijon wurde von dem ersten Consul eine Reservearmee vorbereitet, die beinahe gleich weit von Deutschland wie von Italien entfernt war und über deren Verwendung man nichts wußte.

Am 1. Mai setzte Moreau bei Stein über den Rhein, nahm die Veste Hohentwyl und schlug sich am 3. Mai bei Engen und Stockach, so wie am 5. Mai bei Möskirch in blutigen Gefechten mit den Oesterreichern herum, die trotz ihrer Tapferkeit, und obgleich sie weniger Leute verloren als die Franzosen, doch nur einen ehrenvollen Rückzug erstritten. Noch wurde bei Biberach und Memmingen hartnäckig gekämpft, bis sich endlich Kray nach Ulm warf, das von Natur und durch die Kunst gut befestiget war und wo er seine, von den Strapazen der letzten Woche äußerst mitgenommenen Truppen ausruhen lassen konnte. Moreau, obgleich vielleicht 10.000 Mann stärker, wagte dennoch keinen Angriff auf Ulm und suchte, nach dem Lech vordringend, den General Kray aus seinen Verschanzungen heraus zu locken. Kray aber warf sich am 16. Mai auf den linken französischen Flügel bei Erbach und hätte diesem wohl eine tüchtige Niederlage bereitet, wenn nicht rasch feindliche Verstärkungen herbeigeeilt wären, um die Schlacht wieder herzustellen, worauf

Kray abermals nach Ulm zurückkehrte. Auch Moreau nahm wieder eine beobachtende Stellung an, besonders um den Erfolg der Reservearmee abzuwarten, zu deren Bewegung er einen Theil seiner Leute nach Italien sendete.

In Italien hatte Melas in den ersten Tagen des April den Feldzug begonnen und es war ihm beim ersten Angriffe gelungen, die ligurische Armee auseinander zu sprengen, den linken Flügel unter Suchet über den Var zu werfen und den rechten Flügel zu zwingen, in Genua Schutz zu suchen, das nun von den Generalen Ott und Hohenzollern zu Lande belagert wurde, indeß eine englische Flotte die Zufuhr der Lebensmittel von der See aus hinderte. Inzwischen hatte Buonaparte ganz heimlich bei Lausanne und Genf Truppen gesammelt, die er in den Tagen vom 16. bis 20. Mai in einem bewunderungswürdigen Zuge über den Bernhard führte, indeß andere Abtheilungen über den Simplon und die Rheintruppen über den Gotthard gingen.

Jetzt erst ging Melas, der bis dahin nichts gethan hatte, um einen Zug aufzuhalten, den er kaum für möglich, am allerwenigsten aber für wahrscheinlich gehalten, auf Turin zurück, um diese Stadt zu decken und eine Bewegung des ersten Consuls zur Befreiung von Genua zu vereiteln. Aber Buonaparte „Alles wagend, um Alles zu gewinnen, das Außerordentliche dem Gewöhnlichen, das Glänzende dem Sicheren, das Vermessene dem Regelmäßigen vorziehend", wie Erzherzog Karl sagte, überließ Genua seinem Schicksale und warf sich durch einen Marsch über Mailand und Piacenza an die Scrivia auf die Verbindungslinien des Gegners mit Preisgebung der eigenen. Er langte am 2. Juni in Mailand an, stellte sogleich die cisalpinische Republik wieder her, besetzte die Po- und Adda-Linie und hatte die ganze Lombardie mit allen Magazinen und Reserveparks der Oesterreicher in seinen Händen.

Indeß verzagte Melas nicht. Er wollte sich durch Herbeiziehung des am Var zurückgebliebenen Elsnitz'schen Corps, durch Vereinigung der in Piemont stehenden Truppen und durch das Blockadecorps von Genua so weit stärken, daß er bei Alessandria den Feind zu schlagen hoffte. Allein das Elsnitz'sche Corps war durch vielerlei Umstände zusammengeschmolzen. Feldmarschall-Lieutenant Ott, dem sich am 4. Juni Massena in Genua ergeben hatte, nachdem der Hunger in der Stadt die entsetzlichste Höhe erreicht hatte und keine Aussicht auf Entsatz zu hoffen war, stieß am 7. Juni, als er eben Casteggio besetzen wollte, auf die Franzosen unter Lannes und es entspann sich ein hartnäckiges und blutiges Gefecht, das damit endete, daß sich Ott nach großem Verluste am 9. Juni über die Scrivia zurückziehen mußte.

Melas raffte nun zusammen, was er noch an Truppen besaß, um durch einen Sieg sich den Weg zur Verbindung mit den Erbstaaten zu erkämpfen; es war dieser Entschluß um so rascher durchzuführen, als ein Heer von 12.000 Mann unter Suchet über Nizza vordrang und den Rücken der Oesterreicher bedrohte. So begann denn am 14. Juni jene denkwürdige Schlacht, die von dem Dorfe Marengo ihren Namen erhielt und wo zwar die österreichische Armee den alten Ruhm ihrer Tapferkeit bewährte, deren Erfolg aber für sie unglücklich war.

Die Oesterreicher begannen ein paar Stunden nach Tagesanbruch den Angriff, nachdem sie die Bormida überschritten hatten. Ein erster Sturm des österreichischen Centrums auf Marengo verunglückte; der Anführer Haddik ward verwundet, die Truppe zurückgeworfen. Nicht besseres Schicksal schien ein zweites Vordringen unter Kaym zu haben; allein jetzt griff Ott am linken Flügel den General Lannes an und zog ihn vom Kampfe in der Mitte ab. Zugleich gelang es einigen Grenadier-

bataillonen, über den Bach zu setzen und das Schlagen der Brücke zu ermöglichen; die ganze Armee rückte hinüber und nach verzweiflungsvollem Kampfe wurden die Franzosen aus Marengo heraus und zurück gedrängt. Es war 2 Uhr Nachmittags und jetzt erst erschien Buonaparte selbst auf dem Schlachtfelde; er brachte frische Truppen mit und der Kampf erneute sich mit besonderer Heftigkeit auf dem linken Flügel, wo Lannes aus seiner eingeschlossenen Stellung befreit werden sollte. Allein Ott entriß dem Feinde die eroberten Posten abermals, der rechte Flügel und das Centrum der Franzosen geriethen ins Wanken. Gegen 6 Uhr Abends waren die Oesterreicher Herren des Terrains, hatten 10 Kanonen und 2 Haubitzen erbeutet und General Melas, dem zwei Pferde unter dem Leibe erschossen worden waren und der eine Wunde erhalten hatte, zog sich nach so vielen Anstrengungen siegesbewußt nach Alessandria zurück, indem er den Oberbefehl an General Zach abtrat.

Nun aber rückte Desaix, der ursprünglich nach Novi abgesandt war, um den Weg gegen Genua zu öffnen und um welchen Buonaparte rasch gesendet hatte, heran und sammelte die Franzosen wieder bei San Giuliano. Ein neuer Kampf entbrannte, bei dessen Beginn zwar Desaix, einer der ausgezeichnetsten Generale, der sich in Egypten seine Lorbeern geholt hatte, fiel, bei dem jedoch durch das von Marmont's Kanonen unterhaltene Feuer das österreichische Geschütz demontirt wurde. Vergebens führte jetzt Zach die drei Bataillone Wallis vor, vergebens ließ er die Grenadiere nachrücken, denn während des furchtbaren Kampfes brach plötzlich die feindliche Reiterei unter dem jüngeren Kellermann den Grenadieren in die Flanken und in den Rücken und bewirkte, daß die österreichische Cavallerie zur Deckung der Brücke über die Bormida rückwärts schwenkte. Dies schien ein Zeichen der Flucht zu sein und nun riß unter

den Soldaten, die sich kurz vorher als Sieger gesehen hatten, eine solche Muthlosigkeit ein, besonders als auch Zach mit dem Generalstabe in feindliche Gefangenschaft gerathen war, daß die Flucht plötzlich allgemein ward und daß sich alles durcheinander drängte, um nur den Uebergang über die Bormida zu gewinnen.

So endete um 9 Uhr Abends die für die Unsrigen schon gewonnene Schlacht bei Marengo mit einer entschiedenen Niederlage. Von beiden Seiten gab es etwa 15.000 Todte und Verwundete; von den Oesterreichern waren die Feldmarschall-Lieutenants Haddik und Vogelsang, die General-Majore Bellegarde, Lattermann, Gottesheim, La Marseille und viele höhere Officiere verwundet worden.

Nach diesem Schlage hatte Melas nicht mehr den Muth, eine neue Schlacht zu versuchen und schloß mit Buonaparte einen Waffenstillstand, in Folge dessen die Oesterreicher Mantua, Peschiera, Borgoforte, das Toscanische und die Mark Ancona besetzen, alles übrige aber den Franzosen überlassen sollten. So war hier mit einem Schlage die Frucht des vorigen Feldzugs verloren gegangen und das wandelbare Kriegsglück hatte neuerdings seine Launenhaftigkeit bewiesen.

32.

Schlacht von Hohenlinden.

Inzwischen war aber auch Moreau aus seiner zuwartenden Stellung herausgegangen, nachdem er Buonaparte's glücklichen Zug über die Alpen erfahren hatte. Er bewerkstelligte in der Nacht vom 19. auf den 20. den Uebergang über die Donau bei Hochstädt, wo die von Kray zur Vertheidigung ausgesandten Truppen nach einem hartnäckigen Kampfe das kürzere zogen. Jetzt war der österreichische Feldherr in seiner Stellung bei Ulm

ernstlich bedroht und zog, um die Verbindung mit den Erbländern sich nicht abzuschneiden, gegen Nördlingen, wandte sich dann nach Neuburg, wo am 27. Juli abermals ein blutiges Gefecht statt fand, und ging hierauf mit Moreau bei Parsdorf in der Nähe von München einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit ein (15. Juli).

Jetzt sandte Buonaparte abermals ein Schreiben an Kaiser Franz, in welchem er den Frieden anbot. Allein an demselben Tage, an welchem sein Brief, der mehr gleißnerische als wahre Anerbiekungen enthielt, zu Wien anlangte (20. Juni), war zwischen Thugut und dem Lord Minto ein neuer Subsidienvertrag mit England verabredet worden, dem gemäß unter der Form eines Anlehens England 2 Millionen Pfund Sterl. zur Completirung der österreichischen Armeen versprach, wogegen sich Oesterreich verpflichtete, vor dem letzten Februar 1801 keinen Sonderfrieden mit Frankreich zu schließen.

Wenn dessen ungeachtet der General-Major Graf von St. Julien mit einem Schreiben des Kaisers an Buonaparte nach Paris abgesandt wurde, so geschah es nur, damit dieser auskundschafte, unter welcher Bedingung Frankreich zu einem Frieden geneigt wäre, den aber Oesterreich nie ohne Zuziehung Englands zu schließen gedachte. St. Julien jedoch ließ sich von dem französischen Minister Talleyrand überreden, einen förmlichen Friedensvertrag zu unterhandeln, obgleich er ausdrücklich eingestehen mußte, hiezu keine Vollmacht zu besitzen. Natürlich wurde dieser Entwurf von Oesterreich verworfen und St. Julien in eine Art von Verbannung nach Siebenbürgen gesendet.

Dennoch gab man in Oesterreich, wo sich bereits große Erschöpfung zeigte und wo besonders im Volke der Ruf nach Frieden immer lauter wurde, die Hoffnung nicht auf, mit Frankreich zu unterhandeln, ohne den Tractat mit England zu ver-

letzen. Thugut schlug deshalb einen Congreß zu Schlettstatt oder Lüneville vor, wobei Frankreich, Oesterreich und England vertreten sein sollten. Buonaparte nahm den Congreß an, weil er von der Eingehung desselben einen Waffenstillstand zur See hoffte, dessen er bedurfte, um seine in Malta und Egypten ausgesetzten Truppen verstärken zu können. In der That traten die Geschäftsträger der drei Mächte zusammen. Aber man konnte voraussehen, daß der Congreß kein Resultat haben werde und er löste sich auch in der That ohne den geringsten Erfolg wieder auf.

Für Oesterreich war er jedoch in sofern bedeutend gewesen, als es dadurch Zeit zu neuen Rüstungen bekommen hatte, zu denen man gezwungen wurde, wenn man überhaupt einen Frieden schließen wollte. Der Kaiser war, um den Muth der Truppen zu beleben, selbst zum Heere abgegangen und erschien am 6. September im Hauptquartiere zu Altötting. Er hatte in Böhmen, Mähren, Ungarn, Steiermark und Kärnten neue Aushebungen veranstaltet; Waffen und Kriegsmaterial wurden herbeigeschafft, Recruten einexercirt, durch österreichische Ingenieure Verschanzungen am Inn von Tyrol bis zur Mündung aufgeworfen; kurz alles gethan, um, während man noch immer nicht ganz am Frieden verzweifelte, den Krieg zu bereiten.

Eine großartige Veränderung im Officiercorps sollte bessere Garantien eines Erfolges geben; untaugliche wurden entfernt, neue rückten in ihre Stellen ein, von denen man bessere Erwartungen hegte. Melas und Kray verloren ihr Obercommando; an die Stelle des ersteren trat Bellegarde, an die des letzteren Erzherzog Johann, ein junger, feuriger Prinz, der aber in der Kriegskunst erst theoretisch gebildet war und vor Begierde brannte, seine Kenntnisse auf praktischem Boden zu verwerthen. Ihm ward der tüchtige Ingenieur-Feldzeugmeister Baron Lauer beigegeben.

Trotz der neuen Anstrengungen seiner Völker jedoch sah der Kaiser deutlich, daß er den ungeheuren feindlichen Armeen gegenüber noch immer nicht genug gerüstet sei und daß er noch mehr Zeit brauche, um sich einen Erfolg versprechen zu können; deshalb wurde am 20. September zu Hohenlinden eine neue Uebereinkunft abgeschlossen und für die Abtretung der drei deutschen Reichsfestungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt eine fünfundvierzigtägige Waffenruhe erkauft, ein theurer Preis für eine kurze Spanne Zeit; denn man bedurfte sicher eines langen Feldzugs, um das wieder zu erwerben, was man jetzt hingab!

Der Krieg wurde in Oesterreich immer unpopulärer und die Klagen gegen Thugut, welcher den schwer lastenden Vertrag mit England abgeschlossen hatte, tönten immer lauter, so daß zuletzt seine Stellung unhaltbar wurde. Er trat am 8. October von seinem Posten zurück; an seine Stelle kam Graf Ludwig Cobenzl und übernahm als Conferenzminister und Vicestaatskanzler die Leitung der geheimen Hof-, Staats- und Cabinetskanzlei, indeß Graf Lehrbach, ein Schüler Thugut's, das Innere erhielt. Ersterer hatte schon den Frieden von Leoben und Campo Formio vermittelt und verfügte sich auch jetzt als eine bei den Franzosen beliebte Persönlichkeit nach Lüneville, um mit dem Bruder des ersten Consuls, Joseph Buonaparte, das Aufhören der Feindseligkeiten zu unterhandeln. Da aber Oesterreich seinem gegebenen Worte treu blieb und ohne England keinen Frieden schließen wollte, führten auch die neuen Besprechungen zu keinem Resultate und der Krieg begann gegen Ende November neuerdings.

Die Oesterreicher verstärkt durch die Besatzungen der drei abgetretenen Reichsfestungen und ein bayrisches Hilfscorps von 12.000 Mann hatten das Centrum hinter dem wohlbefestigten Inn aufgestellt, so daß man hoffen konnte, sich längere Zeit hin-

durch gut vertheidigen zu können. Schon vom 26. November an, wo der Waffenstillstand sein Ende erreicht hatte, rückte Moreau auf der Straße gegen Ampfing vor, und der Erzherzog entschloß sich, die Franzosen anzugreifen und zurückzuwerfen.

Am 1. December stieß man bei Ampfing auf den linken Flügel des Feindes und es entspann sich ein lebhaftes, von beiden Seiten tapfer geführtes Gefecht, wobei sich schließlich die Franzosen zurückziehen mußten. Dieser über die tüchtige Rhein-Armee erfochtene Vortheil sollte nun rasch benützt und der Feind verfolgt werden, da man glaubte, es nur mit der Nachhut zu thun zu haben. Allein Moreau beabsichtigte nichts anderes, als die Unsern in die Wälder von Hohenlinden zu locken, wo er mit seiner ganzen Macht aufgestellt war. In der That näherte sich der Erzherzog diesem Orte und beschloß den Wald zu nehmen. Zu diesem Zwecke theilte er sein Heer in drei Corps. Während er mit der Hauptmasse, bei der sich das bayrische Contingent und der größte Theil des Geschützes befand, auf der großen Straße vordrang, sollte ein zweites Corps unter General Riesch, das den linken Flügel bildete, über Albacking, ein drittes Corps als rechter Flügel unter Kienmayer und Latour über Isenbach den Weg in die Ebene von Hohenlinden nehmen.

Unter dichtem Schneegestöber drang der Erzherzog noch ziemlich rasch vor und sah sich bald bei Mattenbett in ein Gefecht verwickelt. Zweimal wurde auf die Stellung der Franzosen ein wüthender Angriff gemacht, zweimal wurden die Oesterreicher zurückgeschlagen; als nun aber noch durch Richepanse, einen jungen französischen General, Verstärkungen herbeigebracht worden waren, geriethen die Oesterreicher und Bayern, die sich im dichten Walde auszubreiten verhindert waren, in Unordnung; bald sahen sie sich nicht blos in der Fronte, sondern auch in der Flanke angegriffen, ja selbst im Rücken bedroht, und

nun begann die entsetzlichste Verwirrung, die bald in eine Flucht ausartete, bei welcher die Geschlagenen durch ihr eigenes Geschütz und ihren Troß noch gehindert wurden.

Glücklicher waren die beiden Flügel gewesen. Sie hatten zwar bei den durch das gräuliche Wetter der letzten Tage verdorbenen grundlosen Wegen nicht in gleicher Höhe mit dem Centrum vorrücken können und fanden sich auch durch feindliche Truppen aufgehalten; dennoch hatten Kienmayer und Latour gegen Mittag am Saume des Waldes die Dörfer gegenüber von Hohenlinden besetzt und begannen ihren Angriff auf die Franzosen bei Hohenlinden mit ziemlichem Erfolge. Auch Riesch hatte sich tapfer und mit der Hoffnung auf Sieg gegen einen Theil der Division Richepanse geschlagen und hielt sich, obgleich zahlreiche Verstärkungen der Franzosen ihn hart bedrängten. Aber das Unglück des Centrums bei Mattenbett ermöglichte es dem Feind, die ganze Macht gegen diese Flügel zu wenden, die nun auch zurückweichen mußten und große Verluste erlitten.

Es war die blutigste und furchtbarste Niederlage, welche die Oesterreicher in den Revolutions-Kriegen erlitten hatten; sie verloren 4700 Todte und Verwundete, über 7000 Gefangene und 50 Geschütze; das bayrische Hilfs-Corps hatte etwa 5000 Mann und 24 Geschütze eingebüßt; was aber mehr als Alles war: die moralische Kraft des österreichischen Heeres war gebrochen, Hoffnungslosigkeit an die Stelle des früheren Muthes getreten. Auch die Franzosen hatten große Verluste erlitten; allein ihr Siegesbewußtsein war gehoben, ihre Zuversicht aufs Höchste gespannt worden.

33.

Friede zu Luneville — Reichs-Deputations-Hauptschluß.

Mit dem Schlage von Hohenlinden war Oesterreich wehrlos geworden. Das geschlagene Heer ging am 4. und 5. December über den Inn und hoffte in Salzburg Ruhe zu finden; allein der Feind drängte überall nach und die vielen Gefechte, die an der Salza und an der Traun vorfielen, bewiesen nur die gänzliche Auflösung der österreichischen Truppen. Klenau, der am 28. November dem Befehle gemäß über die Donau gegangen war, um das kaiserliche Hauptheer bei Landshut zu erwarten, zog sich auf die Nachricht der Schlacht von Hohenlinden zurück. Auch in Italien waren die Franzosen siegreich gewesen; die blutigen Gefechte, welche sich am 25. und 26. December um Pozzolo und Valeggio entsponnen hatten, erfochten ihnen die Mincio-Linie.

Nun wurde vom Hofkriegsrathe Erzherzog Karl, der seit seinem Rücktritt vom Oberbefehl in Böhmen geweilt und dort durch eine begeisternde Proclamation binnen wenigen Wochen ein Freiwilligen-Corps von 25.000 Mann unter Waffen gebracht hatte, an die Spitze der Armee gestellt. Er fand nur mehr die Trümmer eines Heeres vor, mit dem er so viele Siege erfochten hatte, und ertheilte daher den einzigen Rath, Frieden zu schließen, da jeder Kampf unmöglich sei und nur Niederlagen mehr in Aussicht stünden. Es wurde nun am 25. December ein Waffenstillstand zu Steier abgeschlossen, der wenigstens den Vortheil brachte, daß die Franzosen, die nur mehr 20 Stunden vor Wien standen, in ihrem Vordringen aufgehalten wurden. Man mußte Würzburg, Braunau, Kufstein, Peschiera, Legnago, Verona, Ferrara, Ancona und Mantua abtreten und

eine Demarcationslinie ziehen, welche ganz Tyrol, einen Theil vom Erzherzogthum Oesterreich, Steiermark und Illyrien in die Hände der Franzosen gab. Zugleich versprach das wehrlose Oesterreich, bald möglichst seinen Frieden mit der Republik zu machen, „was immer auch die Entscheidungen seiner Alliirten sein möchten". Ein ähnlicher, zwischen Brüne und Bellegarde am 16. Jänner 1801 zu Treviso abgeschlossener Waffenstillstand machte in Italien dem Kriege ein Ende.

Cobenzl, der noch immer mit Joseph Buonaparte in Luneville sich befand, erhielt nun die Ermächtigung, die Friedensartikel auch ohne England festzustellen. Eine neue Schwierigkeit, die dem Abschlusse des Friedens entgegentrat, bestand darin, daß Frankreich darauf bestand, Kaiser Franz solle nicht nur für Oesterreich, sondern in seiner Eigenschaft als Reichsoberhaupt auch für Deutschland Frieden schließen, und wie man für die Erblande die Bestimmungen des Friedens von Campo Formio zu Grunde legte, so sollten für die Reichsversammlung die Arbeiten des unglücklichen Rastätter Congreßes maßgebend sein. Lange weigerte sich Cobenzl, auf dieses Ansinnen einzugehen, da ja der Kaiser kein Recht dazu habe; allein als man ihm vorstellte, daß ja einst 1714 zu Rastatt und Baden Kaiser Karl VI. auch ohne Zustimmung des Reichs den Frieden für dasselbe durch Eugen von Savoyen abschließen ließ, gab er endlich, um das Friedenswerk nicht unmöglich zu machen, nach und so kam am 9. Februar 1801 der Friede von Luneville zu Stande, der am 9. März zu Wien und am 11. März zu Paris ratificirt wurde und dem erschöpften Continente endlich die gewünschte Ruhe brachte.

Oesterreich trat, wie im Frieden zu Campo Formio, auch jetzt wieder förmlich Belgien, das Frickthal, die Grafschaft Falkenstein und Oberitalien westlich von der Etsch ab, so daß nur

der Thalweg dieses Flusses von Tyrol bis zur Mündung die Grenze bildete; dafür wurde ihm der Besitz Venedigs, Istriens, Dalmatiens und der dazu gehörigen Inseln gewährleistet. Dagegen mußten der Herzog von Modena und der Großherzog von Toscana ihre Länder räumen, und sollte der Erstere durch den Breisgau, der Zweite, einem geheimen Artikel zufolge, durch Salzburg und Berchtesgaden entschädigt werden. Toscana und Elba kamen an den Herzog von Parma, die batavische, cisalpinische, helvetische und ligurische Republik wurden förmlich anerkannt.

In seiner Eigenschaft als deutscher Kaiser mußte Franz II. in die Abtretung des linken Rheinufers willigen, wogegen die französische Republik auf alle Besitzungen am rechten Ufer dieses Flusses verzichtete, deshalb Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Philippsburg, Cassel, Kehl und Breisach unter der Bedingung zurückstellte, daß sie in dem Stande verbleiben sollten, in welchem sie von den Franzosen verlassen würden. Die erblichen Fürsten, welche durch das Uebergeben der Länder westlich vom Rhein verloren hatten, sollten vom Reiche entschädigt werden.

So hatte denn jenes Princip der Revolution, gegen welches Oesterreich nun seit beinahe einem Jahrzehent in Waffen stand, gesiegt; die Integrität des deutschen Reiches, für welche Kaiser Franz so lange aufopfernd eingestanden war, mußte preisgegeben werden; die blutigen, anstrengenden Kämpfe hatten jenen Erfolg nicht gehabt, den man sich versprochen hatte! Oesterreich konnte jetzt nur mehr eine Aufgabe haben: Deutschlands Bestehen wenigstens innerhalb seiner neuen Grenzen zu ermöglichen; denn nur ein starkes Mitteleuropa konnte dem Vordringen des französischen Volkes entgegentreten. Europa's Freiheit, Europa's Rettung lag in der Lösung dieser Aufgabe!

Es schien auch in der That, als ob jetzt die deutschen Fürsten selbst aus der unangenehmen Lage heraus kommen wollten; mit seltener Einmüthigkeit traten sie dem vom Kaiser geschlossenen Reichsfrieden bei und erledigten diese hochwichtige Angelegenheit in einer Sitzung (7. März), ein staunenswerther Vorfall, wenn man die bisherige Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Verhandlungen zu Regensburg kannte. Man gab das linke Rheinufer preis und bereitete sich für spätere Zeit vor, die Entschädigung für die Verluste, die das Reich in seiner Gesammtheit tragen sollte, nach den Grundlagen von Rastatt zu bestimmen.

Allein nun gingen die Schwierigkeiten und Verzögerungen von Neuem an. Fast zwei Monate berieth die Reichsversammlung in Regensburg über die Art und Weise der Mitwirkung am Friedensgeschäfte. Man bat schließlich den Kaiser, er möge die Einleitung zum Friedensgeschäfte übernehmen und einen Vorschlag dem Reichstage zur weiteren Verhandlung übergeben. Dies hieß mit anderen Worten: der Kaiser solle die Mühe auf sich nehmen, den Ausgleich zu treffen, damit dann die Reichsversammlung alles Gehässige auf das Reichsoberhaupt schieben und in aller Bequemlichkeit etwas neues an die Stelle des vorgeschlagenen setzen könne. Darum lehnte Kaiser Franz den Antrag ab, indem er nicht ohne einige Bitterkeit in Erinnerung auf den Congreß zu Rastatt meinte, „daß die französische Regierung kaum geneigt sein dürfte, an dieser Einleitung Theil zu nehmen oder in das Materiale der Geschäfte tief genug einzugehen“.

Hierauf verfloß wieder einige Zeit mit neuen Plänen und Vorschlägen, als plötzlich 27. Juli 1801 Erzherzog Maximilian, Kurfürst von Köln und Bischof von Münster starb, und nun die Frage über die Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer zur unmittelbaren Entscheidung drängte. Sollte man neuerdings

wählen lassen oder nicht? Das erstere mochte die Erhaltung der geistlichen Kurwürde bedeuten und schien dem Entschädigungsprincipe zu widersprechen. Das letztere hieß den Ereignissen vorgreifen und die Existenz eines Fürstenthums vernichten, das ja doch noch vorhanden war. Die Dom-Capitel, die dabei nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen hatten, wählten und ihre Wahl traf den Erzherzog Anton, einen Bruder des Kaisers. Da jedoch sowohl Preußen als auch Buonaparte eröffneten, sie würden eine Neuwahl unter den jetzigen Umständen für mißlich halten, gab Erzherzog Anton nach und nahm trotz der Aufforderung des Capitels von Münster nicht Besitz von der neuen Würde, nur damit dadurch kein Einfluß auf den Gang der Säcularisation ausgeübt werde.

Nach langem Debattiren kam man endlich am 2. October zu einem Ende: Es sollte eine außerordentliche Reichs-Deputation ernannt, mit unbeschränkter Vollmacht ausgerüstet und bei der Entschädigung durch Säcularisation nur auf die Constitution des deutschen Volkes Rücksicht genommen werden. Die Deputation aber bestand aus Mainz, Böhmen, Brandenburg, Pfalzbayern und Sachsen für die Kurfürsten, dann dem Hoch- und Deutschmeister, Württemberg und Hessen-Cassel für die Fürstengruppe.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als die Zusammensetzung der Reichs-Deputation beschlossen ward, hatte der erste Consul fast mit allen Mächten Frieden geschlossen und bekam dadurch vollkommen freie Hand zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten. Dem Luneviller Frieden war eine Reihe anderer Friedensschlüsse gefolgt, nämlich der Frieden zwischen Spanien und Portugal am 6. Juni 1801 zu Badajoz, der zwischen Frankreich und Portugal am 29. September zu Madrid; ein dritter zwischen Rußland und Frankreich am 4. October und ein glei-

cher zwischen Rußland und Spanien am 6. October zu Paris; ebendaselbst der Frieden zwischen Frankreich und der Pforte am 9. October und mit Algier am 17. December. Ferner hatte sich Frankreich mit England ausgesöhnt, es waren am 1. October die Präliminarien in London unterzeichnet worden, die am 27. März 1802 zum Definitivfrieden von Amiens führten.

Hierdurch nun war Frankreich die herrschende Macht in Europa geworden; es hatte nur mehr zwei Rivalen, nämlich zur See England und auf dem Continente Rußland, dessen Thron, nachdem der launenhafte Kaiser Paul I. am 24. März 1801 ermordet worden war, Alexander I. bestiegen hatte. Mit diesem hatte Buonaparte Verständnisse der intimsten Art eingegangen und jenes deutsche Mitteleuropa, für dessen Existenz Oesterreich seinen letzten Blutstropfen geopfert hatte, war nur mehr der Spielball in den Händen des ersten Consuls und des russischen Kaisers, die in einem geheimen Tractate übereingekommen waren, im gemeinsamen Einverständnisse die deutschen Angelegenheiten zu regeln und das richtige Gleichgewicht zwischen Oesterreich und Preußen herzustellen!

In der That überboten sich die deutschen Fürsten auch diesmal, so wie einst auf dem Congreß zu Rastatt, in undeutscher Gesinnung und wendeten sich mit Bestechungen und Demüthigungen aller Art nach Paris, um dort jene Entschädigungen zu erlangen, die sie eigentlich von ihrer selbstgewählten Reichs-Deputation erwarten sollten. Ja Mitglieder dieser Deputation selbst vergaßen sich so weit, ihr Abkommen mit Buonaparte und dessen Minister Talleyrand zu treffen, ehe noch die Entschädigungsfrage im Schoße der Deputation selbst zur Erörterung kam. Allen voran ging Preußen, das mit Frankreich am 23. Mai 1802 einen Vertrag abschloß, worin es sich von Frankreich ermächtigen ließ, die ihm gewährten neuen Erwerbungen

in Besitz zu nehmen, bevor noch der Reichstag darüber entschieden hätte. Aehnliche Uebereinkünfte wurden zu Paris mit Bayern, Baden, Württemberg und Hessen geschlossen, so daß sich Buonaparte mit vier von den acht Gliedern der Reichs-Deputation heimlich verständigt hatte, ehe noch diese Deputation auch nur zu einer Sitzung zusammengekommen war. Den geheimen Verabredungen folgte sogleich die That: Friedrich Wilhelm III. erklärte in einem Manifeste aus Königsberg vom 6. Juni das Stift Hildesheim und die freie Reichsstadt Goslar besetzen zu wollen; die Bayern zogen Truppen zusammen und rückten in die Grenzstädte am Lech, später auch in das Gebiet von Salzburg, französische Truppen näherten sich dem Rhein.

Da erschien am 14. Juli eine kaiserliche Erklärung, worin nachdrücklich betont wurde, daß die Entschädigungsfrage nur im gesetzmäßigen Wege durch die demnächst einzuberufende Reichs-Deputation mit Beistimmung Rußlands und Frankreichs gelöst werden dürfe und daß alle eigennützigen Schritte und Gewaltthätigkeiten fern zu halten seien, die sonst selbst den Mäßigsten zu gleichen Schritten zwingen würden. Obgleich nun Preußen behauptete, seine Schritte seien nur vorläufige Maßregeln, so fuhr es doch nicht blos in den Besetzungen fort, sondern ließ sich sogar zu Münster, Hildesheim rc. huldigen. Nach solchen Beweisen der Selbsthilfe blieb dem Kaiser Franz nichts anderes übrig, als zu Truppenaufstellungen seine Zuflucht zu nehmen; er besetzte, um nicht noch etwa jene Theile zu verlieren, die für den Großherzog von Toscana im Luneviller Frieden festgesetzt waren, Salzburg und, vom Fürstbischofe zu Hilfe gegen die Bayern gerufen, auch die Stadt Passau, und wenig fehlte, so hätte die Abwicklung des Friedensgeschäftes zu einem Kampfe der Deutschen unter einander geführt!

Während dieser Vorgänge kündeten sich Frankreich und Rußland als förmliche Vermittler an und verlangten die schleunige Eröffnung der Reichs-Deputation. Der Kaiser willigte ein und am 24. August 1802 hielt die Deputation ihre erste Sitzung. Sechs Tage zuvor hatte Laforest, der französische Deputirte, den von Rußland und Frankreich bestimmten Entschädigungs-Plan übergeben und dem Collegium einen Termin von zwei Monaten zur völligen Beendigung ihres Geschäftes vorgeschrieben. Man war jedoch gleich über die Principien uneinig. Während der Kaiser, um die Würde des Reiches zu wahren, den ganzen Entschädigungs-Plan nur als Vorschlag und Rath betrachtet wissen wollte und die deutschen Fürsten aufforderte, bei der Verlustentschädigung nicht nach dem Grundsatze des Gleichgewichts der deutschen Staaten, sondern nach der Gerechtigkeit vorzugehen, ging der Antrag Brandenburgs und der mit ihm verbundenen Länder Bayern, Württemberg und Hessen-Cassel dahin, den Plan im Allgemeinen anzunehmen.

Inzwischen hatten sich Bayern, Preußen und Frankreich am 5. September geeinigt, mit Gewalt gegen Oesterreich aufzutreten, wenn es nicht binnen 60 Tagen Passau räumen würde. Da Oesterreich noch immer hoffte, Passau für den Großherzog von Toscana, der durch seine „Entschädigung" in der That sehr verkürzt war, retten zu können, so mußte es Unterhandlungen in Paris und Petersburg anknüpfen und hielt deshalb eine Entschließung zurück.

Die Reichs-Deputation tagte übrigens fort. Die russischen und französischen Minister legten am 9. October der Deputation einen zweiten, etwas geänderten Entschädigungs-Plan vor. Preußen, welches inzwischen die ihm zukommenden Ländereien besetzt hatte, ein Beispiel, das bei allen Betheiligten rasch Nachahmung fand, rieth, diesen zweiten Plan anzunehmen und

drang durch. Am 23. November wurde durch den sogenannten ersten Deputations-Hauptschluß der Plan im Ganzen gutgeheißen, doch sollten noch mehrere Zusätze gemacht werden, so daß dieser modificirte Entwurf eigentlich der dritte Vorschlag genannt werden muß. Da nun schließlich Oesterreich sich Toscanas halber mit Frankreich und Rußland ausgeglichen hatte, so mußte auch diese Uebereinkunft wieder abgeändert werden, und so kam denn in der 46. Sitzung am 25. Februar 1803 der vierte Plan als der zweite Deputations-Hauptschluß oder der eigentliche Deputationsreceß zu Stande, der vom Reichstag am 24. März und vom Kaiser am 29. April ratificirt wurde.

Die Ländervertheilung, welche wir hier nur in den allgemeinsten Umrissen geben, geschah in folgender Weise: Dem Herzog von Modena wurden in Schwaben von Oesterreich der Breisgau und die Ortenau abgetreten; dafür kamen den Erblanden die Bisthümer Trient und Brixen als Entschädigung zu, die freilich schon lange nur eine sehr beschränkte Souveränetät besaßen und so zu sagen als Bestandtheile des österreichischen Länderbesitzes anzusehen waren. Der Großherzog von Toscana erhielt Salzburg und Berchtesgaden und theilte Passau und Eichstädt mit Bayern. Letzteres erhielt außer diesen Erwerbungen den größten Theil des Hochstiftes Würzburg, Bamberg, Freisingen und Augsburg mit den meisten dazwischen liegenden Prälaturen und Reichsstädten in Franken und Schwaben. Dafür kam die Rheinpfalz an Baden, das man überdies Rußland zu Liebe mit dem Bisthume Constanz, den Rechten der Bisthümer Speier, Basel und Straßburg, zwei Darmstädtischen Aemtern und einigen Reichsstädten und Abteien ausstattete. Württemberg erhielt mehrere Abteien, Klöster und Reichsstädte in Schwaben. An Preußen kamen die Hochstifte Paderborn, Hildesheim, das mainzische Thüringen, ein Theil

von Münster, die Abteien Herford, Quedlinburg, Elten, Essen, Werdenberg und Kappenberg mit den Reichsstädten Mühlhausen, Nordhausen und Goslar; der übrige Theil von Münster wurde zur Entschädigung der Häuser Salm, Arenberg, Croy und Looz verwendet, bis auf die Aemter Vechte und Kloppenberg, die der Herzog von Oldenburg erhielt. Ueberdies bekam letzterer gegen Abtretung des Weserzolls zu Elsfleth noch das Bisthum Lübeck und das hannoverische Amt Wildhausen; Hannover aber das Bisthum Osnabrück. In die Ueberreste von Cöln, Trier und Mainz theilten sich die Häuser Hessen und Nassau; das Herzogthum Westphalen kam an Darmstadt. Für Nassau-Oranien sollten die Bisthümer Fulda und Corvey, die Reichsstadt Dortmund und einige Abteien bestimmt werden. Cöln und Trier verschwanden ganz; der Kurfürst von Mainz wurde mit Regensburg, Aschaffenburg und Wetzlar bedacht und sollte Erzkanzler des Reiches werden; er und der Hoch- und Deutschmeister waren nun die einzigen geistlichen Fürsten Deutschlands. Aus Salzburg, Württemberg, Baden und Hessen-Kassel wurden Kurfürstenthümer gebildet.

So ging mit der Aenderung der Besitzverhältnisse auch eine vollständige Umstaltung der Reichsverfassung Hand in Hand, eine Umstaltung, die das ganze Bestehen des heiligen römisch-deutschen Reiches in Frage stellte. Tief erschüttert waren die Verhältnisse, die meisten deutschen Fürsten neigten zu Frankreich oder Rußland und fanden dort ihren Halt; Fremde dictirten statt des Kaisers, die Tage des Reiches waren gezählt!



V.

Innere Verhältnisse.

34.

Staatsverwaltung im Allgemeinen.

Die ersten zehn Jahre der Regierung des Kaisers Franz waren Kriegsjahre. Nicht Lust nach Ruhm oder eitle Ländersucht hatten ihn bewogen das Schwert zu ziehen, sondern die Liebe zur Ordnung, der Drang nach Gerechtigkeit hießen ihn einen Kampf gegen jenes Volk eingehen, welches das bisherige Weltsystem zertrümmern und ein neues an dessen Stelle setzen wollte. Mochten auch die Lande reformbedürftig sein, so durfte das Werk der Umstaltung und Verbesserung doch nicht auf jenem Wege durchgesetzt werden, den man in Frankreich einschlug. Dies war die Ansicht des Kaisers, dies war die Ansicht seiner Völker, und durchglüht von heiligem Eifer hatten die Länder, die bei Joseph's Tode auseinander zu fallen drohten, mit Begeisterung die Waffen gegen die Franzosen ergriffen.

Der lange Kampf konnte freilich auf die innere Entwicklung der Länder der österreichischen Monarchie nur ungünstig einwirken. Das Hauptaugenmerk mußte der Armee, der

Herbeischaffung von Kriegsbedürfnissen, der Aushebung von Mannschaft, der Sorge um Geld u. s. f. gewidmet sein; alle anderen Dinge traten vor dieser wichtigen Angelegenheit in den Hintergrund zurück. Wir können uns deshalb nicht wundern, daß der Geschichtschreiber von dem Gange der Staatsverwaltung in den ersten zehn Jahren der Regierung des Kaisers Franz wenig aufzuweisen vermag.

Dennoch zeigten sich bereits jetzt die Principien, die in der Folge maßgebend wurden und die in der Zeit selbst ihren ganz natürlichen Erklärungsgrund fanden. Bekanntlich hatte Kaiser Leopold manche Neuerungen Joseph's, z. B. die Aufhebung des Feudalsystems nicht durchführen können oder sogar zurücknehmen müssen, ohne daß die Grundsätze wissenschaftlich gehörig untersucht, das Für und Wider vollständig abgewogen worden wären. Der Werth dieser Grundsätze wurde deshalb verschieden beurtheilt und bald bildeten sich zwei große Parteien, von denen die eine die Josephinischen Ideen hochhielt und pries und sich der Hoffnung hingab, sie über kurz oder lang doch verwirklicht zu sehen, während die zweite, die besonders bei den höheren Ständen stark verbreitet war, diese Principien, wo nicht als irrig, so doch als verderblich betrachten und am wenigsten in einer Zeit ins Leben rufen lassen wollte, wo dieselben auch von den Demokraten Frankreichs auf ihre Fahne geschrieben wurden. Der ausbrechende Krieg ließ es indeß zwischen den Parteien um so weniger zu einer eigentlichen Entscheidung kommen, als man den durch das Schwert herbeigeführten Ereignissen die ganze Aufmerksamkeit schenken mußte.

Wenn demnach in dieser Zeit Veränderungen vorkamen, so betrafen sie entweder untergeordnete Gegenstände, oder man ging bei Hauptangelegenheiten nur im Interesse der Sparsamkeit und Geschäftsvereinfachung vor. Es läßt sich nur hier-

durch der häufige Wechsel der Behörden, ihrer Namen und Befugnisse, ja selbst das Schwanken nach mehr als einer Richtung hin erklären.

Da wir hier nicht allen Veränderungen ins Einzelne folgen können, so genügt es, Bruchstücke aus einer Staatsschrift des Grafen Rudolph Chotek, des späteren Staats- und Conferenz-Ministers mitzutheilen, in welcher er helle Streiflichter über diese ganze Zeit wirft. Nachdem er die vielfachen, unter Leopold geschehenen Organisirungen durchgegangen, fährt er fort: „Eine ähnliche Reihe theilweiser Aenderungen bietet die Regierungsgeschichte Eurer Majestät dar. Die Polizeistelle wurde zu einer unabhängigen Hofstelle erhoben. Die Hofkammer, welche unter Maria Theresia getrennt, unter Joseph II. vereinigt, unter Leopold wieder getrennt war, wurde aufs Neue wieder mit der politischen Hofstelle vereinigt, die 1761 gegründete und seit 1782 ganz unabhängige Rechenkammer aufgelöst; die Geschäfte wurden wieder nach Ländern behandelt, die Buchhalterei zuerst der politischen Hofstelle untergeordnet, dann unter dem Titel der Staatscontrole neu creirt, eine neue Studien-Hof-Commission niedergesetzt, zwei für die Gesetzgebung bestehende Commissionen in eine verschmolzen“.

„Noch fruchtbarer war die Periode nach dem Frieden von Campo Formio an raschen Veränderungen. Die Finanzgegenstände wurden von der vereinigten Hofstelle getrennt und der Graf Saurau zum Hofkammerpräsidenten und Finanzminister ernannt. Die oberste Justizstelle wurde mit der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei vereinigt und für Galizien eine eigene Hofstelle creirt, welche ebenfalls die Justiz und die politischen Geschäfte besorgte. Zwei wesentlich zweckwidrige Veränderungen, da einerseits die Erschaffung neuer besonderer Hofstellen für Provinzen von ganz gleicher Verfassung Widersprüche in den

Elementarprincipien der Verwaltung erzeugen, andererseits die Vereinigung der Justiz- und politischen Gegenstände die Stelle und besonders den Chef mit den heterogensten Gegenständen überhäufen mußte. Diese letzte Unzukömmlichkeit stieg noch höher, als 1801 nach der anderweitigen Verwendung des Grafen Saurau eine Ministerial-Banco- und eine geheime Creditsdirection eingeführt und das Camerale wieder mit der politischen Hofstelle vereinigt wurde. Der nämliche Mann vereinte nun in seiner Person die Leitung der Justiz und der politischen Geschäfte als Chef der Stelle und einen Theil der Finanzgegenstände als Minister, ein Aggregat von Geschäften, welches menschliche Kräfte übersteigt und bei dem besten Willen und den größten intellectuellen Fähigkeiten dem Manne nicht physische Zeit übrig läßt, um den Geschäften jene angestrengte Thätigkeit zu widmen, welche besonders in so kritischen Umständen nothwendig war. Eins der größten Gebrechen war, daß die Finanzverwaltung noch immer getrennt blieb, während der zerrüttete Zustand der Finanzen dringender als jemals eine allumfassende, zusammenhängende Administration erforderte."

„Sobald der Friede hergestellt war, begannen Eure Majestät den entscheidenden Schritt zu einer dauernden Organisation. Allerhöchstdieselben errichteten das Conferenz-Ministerium als einen Vereinigungspunct, in welchem sich alle Zweige der Staatsverwaltung concentriren, von welchem Alles übersehen und allen Mängeln auf dem kürzesten und sichersten Wege abgeholfen werden sollte. Der große Vorzug dieser Einrichtung vor dem bis dahin bestandenen Staatsrathe war, daß jetzt von einem Standpunct nicht mehr blos die inneren politischen Angelegenheiten der Monarchie, sondern auch die militärischen und selbst auswärtige Verhältnisse übersehen werden konnten. Durch eine Instruction für den Kriegsminister wurden die Ge-

schäfte gesondert, welche er zur Kenntniß der Conferenz bringen, welche er außer der Conferenz der Entscheidung Ew. Majestät zu unterlegen hätte, welche von ihm selbst, vom Hofkriegsrathe oder den untergeordneten Behörden erledigt werden könnten. Um die innere Civil-Administration zweckmäßig zu organisiren, war es nothwendig, mit einer bis ins Kleinste gehenden Instruction alle zur Verwaltung des Innern errichteten Stellen in eine solche Verbindung zu setzen, daß jede von der ihr unmittelbar vorgesetzten und alle von dem betreffenden Minister leicht übersehen, controlirt und geleitet werden könnten; die Sphäre der Geschäfte und den Umfang der Gewalt einer jeden Stelle von dem Ortsrichter aufwärts bis zum Minister genau so zu bestimmen, daß einerseits den untergeordneten Stellen alle Einmengung in Gegenstände, welche außer ihrem Wirkungskreise liegen, unmöglich gemacht würde, andererseits nicht die höheren Behörden durch Abforderung geringfügiger Dinge sich die Zeit für umfassende Gegenstände rauben könnten; daß jeder Stelle und selbst dem Minister genau bekannt ist, was der eigenen Entscheidung unterliege, was höheren Orts müsse vorgetragen werden; daß endlich Ew. Majestät immer in der Uebersicht der Geschäfte, in Verbindung und in der Kenntniß der wichtigen Gegenstände bleiben, ohne mit Details überladen zu werden."

„Der große erhabene und von der ganzen innern und äußern Welt mit so viel Beifall laut anerkannte Zweck wurde nicht erreicht, weil nichts in Absicht auf eine zweckmäßige Organisation des Innern geschah. Man ging gar nicht von der Gewohnheit ab, die unbedeutendsten Gegenstände vor Ew. Majestät und vor die Conferenz zu bringen. Die Vorträge beschränkten sich auf einige fragmentarische Untersuchungen aus dem Gebiete der Gesetzgebung, auf einige vorübergehende Maßregeln in Betreff der Finanzen und andere noch minder umfassende Ge-

genstände; von der so nothwendigen Organisirung der Stellen, von einer allgemeinen Uebersicht über die Bedürfnisse des Staates und über die Mittel, diese zu decken, von der Erhöhung des Nationalwohlstandes durch Industrie und Commerz, von gemeinnützigen Lehranstalten, von Aufstellung großer Grundprincipien für alle Zweige der Verwaltung, mit einem Worte, von Plänen und Organisationen im Großen, wozu eigentlich das über alle Stellen erhabene Conferenz-Ministerium errichtet ist, war nie eine Sprache. Die Eintheilung der Conferenzen für blos innere Angelegenheiten und in größere Conferenzen widerspricht der Absicht Ew. Majestät, alle Zweige der Staatsverwaltung in einen Centralpunct zu vereinigen, und führt zu Collisionen der Anstalten der übrigen Departements mit den Beschlüssen der Separatconferenzen."

Nachdem Graf Chotek auf solche Weise mit ziemlicher Schärfe das bisherige Verwaltungssystem tadelte, stellt er die Grundsätze seiner Organisation auf, die später fast durchwegs ihre Verwirklichung fanden. Darnach sollte der Kaiser der Mittelpunct der Verwaltung sein, welche auf drei Conferenz-Ministern, dem Justizminister, dem Minister des Innern, dem Finanzminister, und den Chefs der entsprechenden Hofstellen beruhen sollte. Von den bisherigen Hofstellen sollten blos die ungarische, siebenbürgische und Polizeihofstelle beibehalten, dagegen die galizische, böhmisch-österreichische und italienische aufgelöst und in eine politische Hofstelle zusammengezogen werden, nachdem die Justiz davon getrennt war; die Hofkammer im Münz- und Bergwesen, so wie die Banco-Hof-Deputation sollten dem Finanzministerium untergeordnet, endlich von den Hof-Commissionen die Commission in Gesetz- und die in Studien-Sachen beibehalten werden, bis sie ihre Arbeiten vollendet hätten.

35.

Finanzen — Handel, Industrie und Volkswirthschaft — Wohlthätige Anstalten.

Bei allen Regierungshandlungen des Kaisers Franz während der ersten zehn Jahre waren es Ersparungsrücksichten, welche eine der größten Rollen spielten. Und in der That waren diese Rücksichten die allerdringendsten; denn bei den fortgesetzten Kriegen wurden furchtbare Ansprüche an die Finanzen gemacht. Zwar hielt Kaiser Franz das Wort, welches er gleich zu Anfang seiner Regierung gegeben hatte, nämlich die Kräfte des Landes möglichst zu schonen und nur dadurch, daß er sein Privatvermögen zu Kriegszwecken widmete, und durch die freiwilligen Beiträge der Unterthanen war es möglich, den Kampf zwei Jahre lang ohne neue Belastung des Volkes zu führen. Dieses wetteiferte übrigens mit dem Monarchen in Beweisen der Liebe zum Vaterlande. Nicht blos die Stände der einzelnen Provinzen, auch einzelne Innungen und Zünfte, ja sogar Private steuerten freiwillig bei, die Noth des Staates zu lindern. Der Kaiser tadelte den Wiener Magistrat, der Aufforderungen zur Beitragsleistung erlassen hatte, dieses Eifers halber, da „er nicht leiden könne, daß man eine Art von Zwang, sie mag noch so gelind sein, anwende“. Er betrachtete die Opferwilligkeit des Volkes als einen Beweis der Hingebung desselben zu seiner Person und sprach dies durch das Geschenk eines großen, silbernen, stark vergoldeten Bechers aus, der die Inschrift trug: „Zum ewigen Andenken der besonderen Liebe aller bürgerlichen Innungen, Meister und Gesellen in Wien für ihn und ihr Vaterland und zum Beweise seiner Gegenliebe und Erkenntlichkeit widmet Franz II. diesen Becher allen seinen lieben Bürgern“.

Trotz aller dieser Opfer aber konnte der lange dauernde Krieg ohne weitere Anstrengungen nicht durchgeführt werden. Vielleicht hätte ein glücklich durchdachtes Finanzsystem, vielleicht ein zweckmäßiges Ausbeuten der Hilfsquellen des Staates, ein geordnetes Benützen des Credits die Fortsetzung des Kampfes ermöglicht. Allein das Bedürfniß des Augenblicks drängte; man konnte keine Zeit zu Aufstellung von Finanzprincipien verwenden und griff zu den nächstbesten Mitteln: zur Vermehrung des Papiergeldes, dessen Realisirung aber schon 1797 eingestellt werden mußte, obgleich es noch bis 1799 seinen Werth behielt und erst von da an sank, und zu Zwangsanleihen, die sich von 1794 bis 1797 jährlich wiederholten und den Wohlstand und die Industrie auf das Aeußerste gefährdeten. Der mit 8. Jänner 1798 errichtete Staatsschuldentilgungs-Fond konnte unter solchen Umständen keine Wirksamkeit äußern. Es konnte bei solchen Finanzcalamitäten kaum wundern, daß auch die Besteuerung eines consequenten und durchgreifenden Systems entbehrte; daß man an den als unzulänglich erkannten Steuerarten stehen blieb; daß man bei den indirecten Steuern Zuschläge ausschrieb oder zur Vermögens- und Kopfsteuer zurückkehrte. Auch auf dem Gebiete der Zollgesetzgebung blieb man bei dem System der Prohibitionen, obgleich man fühlen mußte, daß dadurch der Staatsschatz leide, indem nur bei mäßigen Zöllen die Zollcassa gewinnt; man gab in dieser Richtung eine ganze Menge von Verordnungen und Gesetzen heraus, ohne doch etwas Nachhaltiges zu schaffen. Kaum beschwerte sich das eine oder das andere Gewerbe, daß es durch Concurrenz von außen bedroht sei, so erhielt es Schutz; kaum fürchtete man irgendwo den Mangel an Rohstoff, so wurde dessen Ausfuhr verboten.

Dazu kamen noch die verschiedenen verworrenen Zolleinrichtungen im Innern der Monarchie selbst. Die von Kaiser Joseph ins Leben gerufene Zolleinigung Oesterreichs fiel; am 1. Juni 1793 ward die Zwischenzoll-Linie gegen Ungarn wieder eingeführt, und wenn auch am 1. November 1795 ein neuer Dreißigsttarif ins Leben trat, dessen innere Einrichtung und Nomenclatur dem deutschen Zollvereine nachgebildet war, so blieb die principielle Trennung nichtsdestoweniger aufrecht erhalten. Aber auch Aufschläge auf Consumtionsartikel beim Uebergang aus einer deutschen Provinz in die andere wurden am 6. November 1798 eingeführt; die Salz- und Tabakpreise waren gleichfalls verschieden und forderten Ueberwachung.

Dagegen geschah viel und Umsichtiges, um den Handel zu heben, wenn wir die bereits früher erwähnten Zollsysteme ausnehmen. Vor allem andern erkannte man in der Herstellung einer gesicherten Communication den Haupthebel, sowohl den Handel als auch die Bewegung der Armeen besser zu leiten, und traf deshalb hierfür die nöthigen Anstalten. Zwar mußte ein am 22. Juni 1793 gegebenes neues Straßensystem wieder aufgehoben werden, da es sich als zu beschwerlich für die Gemeinden erwies; doch wurde am 21. Mai 1796 ein neues eingeführt, nach welchem die eine Hälfte der Bau- und Erhaltungskosten auf den Wegfond, die andere Hälfte aber mit zwei Drittel auf die Grundobrigkeiten und mit dem letzten Drittel auf die Gemeinden der Durchfahrtsorte entfiel. Nun entstanden eine Reihe von Straßen, besonders in Krain, Croatien, Böhmen und Mähren, welche die Anfänge des großen Netzes bildeten, das sich bald über alle Länder erstrecken sollte. Auch in Bezug auf Wasserbauten geschah in diesen Jahren theils durch die Regierung, theils durch Private Manches. So wurde 1793 der Bacser Canal zur Verbindung zwischen der

Donau und Theiß begonnen, 1801 vollendet und im Mai 1802 dem öffentlichen Verkehr übergeben; er war 14½ Meile lang, 10 Klafter breit und 6 Schuh tief. Seine Anlage kostete 3 Millionen und er wurde dem Kaiser zu Ehren „Franzens-canal“ genannt. Auch der Karasica-Entwässerungs-Canal wurde 1793 vom Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen und seiner Gemalin, der Erzherzogin Christine, zu bauen begonnen. Der Wiener-Neustädter Canal, gebaut, um Kohle und Holz billiger nach Wien zu liefern, wurde 1797 unternommen und 1803 vollendet. Die weitere Ausführung desselben nach Triest scheiterte an Schwierigkeiten, welche die Natur legte. Ferner ward 1799 ein Canal zur Vereinigung der Donau und Mur begonnen, im selben Jahre die Sau von Sissek bis Agram zu räumen, die March zu reguliren versucht, bei welcher Gelegenheit 10 Geviertmeilen Landes zwischen Hohenstadt und Theben gewonnen wurden.

Dies würde ohne Zweifel günstig auf die heimische Industrie, welche zu heben vorzüglich in der Absicht der Regierung lag, eingewirkt haben, wenn ihr nicht andere Maßregeln wieder Fesseln gelegt hätten. Wenn schon das Prohibitivsystem und die Zwischenzollschranken ihr Bedenkliches hatten, so war die Wiedereinführung des unter Leopold abgeschafften Commercialwaarenstempels, wodurch der Schleichhandel vermieden werden sollte, eine noch weniger zum Ziele führende Maßregel. Dagegen wurde schon 1792 zur Beaufsichtigung des ganzen industriellen und commerciellen Lebens die Ausarbeitung eines Commercial- und Manufacturschemas befohlen, wodurch die obersten Behörden Einsicht in alle Zweige erhalten sollten, um hilfreich den Handel und die Industrie unterstützen oder Hindernisse wegräumen zu können. In Folge dieser Einsicht wurden durch Preise und Privilegien neue Versuche hervorgerufen und hiedurch die

Mannigfaltigkeit der industriellen Productivität erhöht. Freilich ward auch hier nichts Durchgreifendes zu Stande gebracht und durch den Krieg die heimische Industrie noch tiefer gedrückt; allein es ließ sich unter den erwähnten Umständen eben nicht mehr und nichts Nachhaltigeres thun.

Mehr geschah für die Landwirthschaft, für welche der Kaiser eine besondere Vorliebe hatte. Nicht blos durch Bildung von Vereinen und Errichtung von Anstalten, wie der Szarvaser landwirthschaftlichen Schule 1794, des 1797 zu Keßthely gestifteten Georgicon, des ökonomischen Instituts zu Krumau &c., sondern auch durch Ermunterung, Preise und Gesetze beförderte man die Landwirthschaft. So wurde namentlich, um das in der Cultur weit zurückgebliebene Galizien zu heben, angeordnet, daß jeder Unterthan, der 200 Obstbäume gepflanzt und bis zum Fruchttragen gebracht hätte, ferner jeder, der 50—100 Bienenstöcke hielte, einen Preis bekommen sollte. Für die Forstcultur wurde durch die Organisation neuer Forstämter und Aufstellung eines Waldaufsichtspersonals mächtig gesorgt. Die Leibeigenschaft, dieses größte Hemmniß der Bodencultur, wurde 1799 auch in Galizien aufgehoben. Um dem Landwirthe und den Gewerbetreibenden leichter Geld zu verschaffen, regelte Kaiser Franz mit Patent vom 18. October 1792 die Art, wie die unter der Verwaltung des Staates stehenden Capitalien der Kirchen, Stiftungen, Bruderschaften, des Religions- und Studienfonds, so wie die Waisen- und Fideicommiß-Capitalien wieder bei Privatpersonen angelegt werden könnten.

Für das leibliche Wohl seiner Unterthanen sorgte der Kaiser durch die Verordnung vom 31. August 1793, daß in allen Landstädten Wundärzte anzustellen, daß diese graduirt seien, daß überall zweckmäßige Todtenkammern eingerichtet und die Todtenbeschau gehörig vorgenommen werde. Massenhaft ent-

standen unter seiner Regierung Kranken- und Siechenhäuser, so 1796 zu Krumau, 1797 zu Skalic, 1798 zu Pest, 1799 zu Marburg, 1801 zu Tabor, zu Baden, 1802 zu Troppau u. s. f.; ferner Bäder, worunter vor Allem das 1799 nächst der Taborbrücke zu Wien errichtete unentgeltliche Donaubad für die ärmere Bevölkerung der Hauptstadt wichtig wurde; ebenso Versorgungs-Institute für Witwen und Waisen, Verpflegs-Institute für dienstuntauglich gewordene Arbeiter, Vereine zur Unterstützung von Kranken oder Armen, Aushilfs-Cassen in Unglücksfällen, endlich Assecuranzen für Feuerschäden, Versatzämter, um den armen Geldbedürftigen nicht in die Hände von Wucherern fallen zu lassen, Leihämter, Versorgungsanstalten u. dgl.

So traurig demnach die Zeiten waren, wurde doch nichts verabsäumt, um das materielle Wohl der Unterthanen so viel als möglich zu befördern.

36.

Rechtspflege — Kirche und Schule.

Auf die Rechtspflege wurde von Kaiser Franz ein Hauptaugenmerk gerichtet. Er hatte selbst umfassende Studien gemacht und kannte als tüchtiger Jurist vom Fache alle Theile der so verschiedenartigen Gesetzgebungen seines weiten Reiches. Daß es ihm demnach vor allem anderen darum zu thun sein mußte, namentlich die Justizreformen, die schon von den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia her datirten, zu einem gedeihlichen Ende zu bringen, war natürlich.

Unter Kaiser Leopold II. war eine eigene „Hof-Commission in Gesetzsachen“ errichtet worden, um einen Entwurf zum allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche zu verfassen; allein das System,

welches dieser Kaiser einschlug, konnte zu keinem gedeihlichen Erfolge führen. Sein Entschluß war gewesen, die Justiz-Verfassung mit dem Beirathe der Landstände zu reformiren, und als er starb, war nicht einmal die Frage beantwortet: welche politische Tendenzen man bei der Justiz-Gesetzgebung verfolgen müsse. So lange aber dies nicht entschieden war, baute man, wenn auch in Hinsicht auf Sprache, Ordnung und einzelne Bestimmungen das höchste geleistet wurde, dennoch ohne dauerhafte Grundlagen.

Wenn trotzdem 1794 der I., 1795 und 1796 der II. und III. Theil unseres vorzüglichen Gesetzbuches vollendet wurden, so beweist dies eine seltene Kraft und außerordentliche Tüchtigkeit. Die Prüfung dieses Entwurfes wurde Provinzialversammlungen übertragen, die aus Landständen und Beamten aller Branchen zusammengesetzt waren; es wurden die Lehrkörper aller Facultäten zur Beurtheilung aufgefordet und in Galizien dieser Entwurf als „galizisches Gesetzbuch" probeweise eingeführt.

Auch nach anderer Richtung geschah für die Rechtspflege viel. So ward 1792 in Oberösterreich ein Grundbuchspatent, 1794 in Böhmen das, durch seinen Umfang, seine Genauigkeit und seine Detailnachweisungen berühmte Landtafelpatent, in Galizien endlich 1796 und 1797 außer dem bürgerlichen Gesetzbuche noch ein Strafgesetz, eine Gerichtsordnung, das Taxpatent und die Wechselordnung eingeführt, wodurch dieser Theil des ehemaligen Königreiches Polen aus alten verwirrten Zuständen plötzlich in geordnete Rechtskreise übertrat.

Dagegen wurde nach einer anderen Seite hin die geistige Entwicklung der österreichischen Staatsbürger nicht in gleicher Weise gefördert. Daran trugen nun freilich die kriegerischen

Zeiten und jene Verhältnisse, welche sie ins Leben gerufen hatten, die Hauptschuld. „Unter Waffenlärm schweigen die Wissenschaften", ist ein altes Sprichwort. Wer hätte damals, als im fernen Westen der Krieg tobte und seine verderbenbringenden Folgen in Oesterreich immer fühlbarer wurden, an Kunst und Wissenschaft gedacht? Als alles nach dem Degen und dem Gewehre griff, als die Hörsäle und Schulen leer waren, weil Schüler und Lehrer in den Reihen der Krieger standen, wer hätte damals Lust gehabt, in das Reich der Gelehrsamkeit sich zu versenken? Wie hätte der einsame Denker im stillen Kämmerlein Muße und Lust gehabt, seine Stunden den tiefsten Forschungen zuzuwenden, wenn draußen Kanonendonner die Luft erbeben machte und Hunderttausende singend und jubelnd in den Kampf zogen, in den heiligen, der für Kaiser und Vaterland geführt wurde?

Aber auch andere Umstände lassen das Haupthinderniß der geistigen Entwicklung, nämlich die strengere Ueberwachung der Presse, begreiflich finden. Viele von den in Frankreich durch die Nationalversammlung gegebenen Rechte waren in Oesterreich von Kaiser Joseph eingeführt und damals von den Völkern mit Murren und Unwillen empfangen worden, so daß sie unter Leopold wieder abgeschafft werden mußten. Man hatte also kaum die Unterthanen beruhigt, als man fürchten mußte, daß jetzt neuerdings dieselben aufgeregt würden, um so mehr, als noch eine starke Partei an den liberalen Ideen Joseph's festhielt. Die Hebenstreit'sche und Martinovicz'sche Verschwörung, so wenig sie an und für sich bedeuten mochten, gaben doch von der Möglichkeit Kunde, einige exaltirte Köpfe für die blutige Freiheit Frankreichs zu begeistern. Auch war es kein Wunder, daß man das Eindringen von Freiheitsgelüsten abhalten wollte, das zum Königsmorde führte. Aus allen diesen Beweggründen wird es

denn erklärlich, wie die Regierung des Kaisers Franz immer weiter ging in dem Bestreben, die Censur zu verschärfen und sie schließlich aus den Händen der Professoren in jene der Polizei zu übertragen, den Zeitungsstempel einzuführen und dadurch diesen ohnehin fast brachliegenden Zweig der Literatur noch mehr zu beschränken u. dgl.

Zugleich glaubte aber Kaiser Franz auf Erhaltung und Wiederherstellung der Religiosität um so mehr bedacht sein zu müssen, als ja der Umsturz aller religiösen Verhältnisse in Frankreich eine Barbarei, Entsittlichung und Verwilderung hervorgerufen hatte, die entsetzlich war. Auch in Oesterreich schien durch die Reformen Kaiser Joseph's und die Klosteraufhebungen der Glaube gelockert und dem Atheismus Thür und Thor geöffnet zu sein. Es mußte daher die Stellung der Geistlichkeit gebessert, ihr Ansehen gehoben und die Unzufriedenheit des Clerus so viel als möglich beseitigt werden.

Zwar hatte schon Kaiser Leopold manche Josephinische Einrichtung beseitigt, allein Kaiser Franz that noch mehr, um einen Stand wieder zu heben, von dem er sich die beste Einwirkung auf den Glauben und die Moral des Volkes versprach. Er hebt den Pflichteifer des Säcularclerus dadurch, daß er für die zur Seelsorge untauglich gewordenen Priester Sorge trägt. Um den wiederholten Beschwerden der Bischöfe über den Mangel und Verfall des Clerus abzuhelfen, befiehlt ein Decret von 6. Mai 1799, wie die Stifter und Klöster zum Besten des Staates benutzt und wie sie zur Heranbildung von Geistlichen herbeigezogen, ja, wie sie überhaupt auf eine ihrer ursprünglichen Bestimmung mehr angemessene Verfassung und Ordnung zurückgeführt werden könnten. Dies führte hierauf zu der im April 1802 erfolgten Regulirung der Säcular- und Regular-Geist-

lichkeit und der Studienanstalten. Er befreite alle Domcapitel, Pfründen und Bisthümer von der Religionsfondsteuer, ja er nahm sogar den Magistraten die bisherige Gerichtsbarkeit über den gesammten unadeligen katholischen Clerus ab, übertrug dieselbe an die Landrechte und regelte die Zahlung bezüglich der Patronatsangelegenheiten.

Dennoch konnte sich Kaiser Franz nicht entschließen, in allen Dingen von den durch Joseph II. angebahnten, vielfach heilsamen Reformen abzuweichen. Er bewies dies sogleich durch die Aufrechthaltung der Gottesdienst-Ordnung, gegen welche vielfach geeifert ward. Es durften keine neuen Andachten und Bittgänge eingeführt und überhaupt von den Consistorien die weltlichen Behörden und Landesstellen nicht umgangen werden. Auch hielt der Kaiser trotz seines Wunsches, die katholische Religion in seinen Staaten verbreitet zu sehen, an den Grundsätzen der Toleranz fest, indem er nicht blos den Protestanten große Gnaden bezeigte, sondern im Judenpatente für Böhmen vom 11. October 1797 auch diese Religionsgenossen bald mit den übrigen in bürgerlichen und religiösen Rechten möglichst gleichzustellen suchte. Auch liebte er es nicht, wenn sich die Geistlichkeit in Staatssachen mischte. „Ihm sei", sprach er, „jener Geistliche der liebste, der sich am wenigsten um Politik kümmere". Diese Abneigung war namentlich wichtig für Ungarn, wo die Geistlichkeit gesetzlich als erster Stand anerkannt war, wo sie durch ihren Reichthum großen Einfluß hatte und auf dem Landtage bei der Ständetafel durch Deputirte, an der Magnatentafel durch die Bischöfe vertreten war. Jetzt trat sie allmälig vom politischen Schauplatze zurück, aber machte dadurch leider in den Comitaten einem anderen Elemente Platz, das später große Verwirrung hervorrufen sollte: dem kleinen, gering oder gar nicht begüterten Landadel.

Als ein zweites Mittel, den revolutionären Geist zu bannen, sollte die Regelung der Volksbildung dienen. Manche Klagen hatten sich gegen die Josephinischen und Leopoldinischen Schulreformen erhoben und Kaiser Franz forderte deshalb vom Kanzler Heinrich Franz Grafen von Rottenhann ein Gutachten über die neue Organisirung ab. Dieser Mann, wissenschaftlich gebildet und durch das Vertrauen Joseph's II. rasch im Staatsdienste befördert, galt gleichwohl als Gegner dieses Kaisers in Fragen des Unterrichts und Cultus, weil er die getroffenen Reformen als zu weit gehend und überstürzt bezeichnete. Er sprach sich in seinem Gutachten gegen jede Autonomie des Lehrerstandes aus und wollte selbst in didaktisch-pädagogischen Fragen die Entscheidung ausschließlich der Regierung vorbehalten wissen, indem „über die kluge Ausspendung der Reichthümer des Geistes eben so, wie über jeden anderen Genuß des gesellschaftlichen Lebens eine Art Staatspolizei walten müsse". Er stellte deshalb den Grundsatz auf, daß in den Volksschulen „die arbeitenden Volksclassen zu recht herzlich guten, lenksamen und geschäftigen Menschen gemacht" werden müßten und demnach das Landschulwesen in „seine gehörigen Schranken" zurückzuführen sei. Bezüglich der Mittel- und höheren Schulen meinte er, „daß selbst die leitende Menschenclasse nicht mit Kenntnissen luxuriren solle, da eine schiefe Gelehrsamkeit gefährlich in Anwendung auf das gemeine Leben ist und wahre Gründlichkeit doch nur das Los weniger Menschen sein kann".

Nach diesem Gutachten wurde 1795 eine eigene Studienrevisions-Hof-Commission ins Leben gerufen, in deren Schoß übrigens bald ein heftiger Kampf über die Frage entbrannte: ob den durch Erziehung und Umstände zu untergeordneten Stellungen bestimmten Menschen ein höherer wissenschaftlicher Unterricht gefährlich sei? oder ob, wie besonders

Sonnenfels behauptete, der Staat möglichst viele Mittel zur Erweiterung menschlicher Kenntnisse bereit halten und das Maß des Gebrauchs jedem anheim geben solle? Der Kampf ward übrigens schließlich fallen gelassen, weil man überhaupt zu einer Organisirung schreiten mußte, die aber erst 1805 erfolgte. Daß übrigens die Rottenhann'schen Ideen nicht geeignet waren, das wissenschaftliche Leben in Oesterreich zu kräftigen, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden.

37.

Die Armee — Aeußere Politik — Familiennachrichten.

Es hätte wohl Niemanden Wunder nehmen können, wenn sich in einer Zeit, wo nur Kampf das Losungswort war, die Hauptsorge des Monarchen vorzugsweise jener Kraft zugewendet hätte, die zunächst geeignet schien, das Reich nach außen hin groß und mächtig zu machen oder mindestens die Vertheidigung des Vaterlandes zu übernehmen. Allein obgleich in Bezug auf die Armee so manches Bedeutende geschah oder vorbereitet wurde, so rüttelte man doch niemals an der eigentlichen Stellung des Heeres zum Staate, und auch das Heer selbst, obwol es namentlich in diesen Tagen seine Wichtigkeit fühlte, verlangte nie eine privilegirte Stellung, forderte nie, der bürgerlichen Gesellschaft als eigene Kaste gegenüber zu stehen. Es war dies um so anerkennenswerther, als gewöhnlich eine lange Dienstzeit den Soldaten allmälig von seinem Volke trennt und als in Oesterreich sogar lebenslängliche Dienstzeit herrschte. Dennoch fühlte sich jeder Einzelne so unmittelbar aus dem Volke, dem er angehörte, herausgewachsen und durch tausend Bande an dasselbe geknüpft, die Officiere waren so bürgerfreundlich gesinnt, daß

die österreichische Armee stets ein Heer des Landes genannt werden konnte und niemals ein eigentliches Cabinetsheer bildete. Schon die mannigfachen Nationalitäten, aus denen es zusammengesetzt war, verhinderten eine Ausschließlichkeit, wie sie etwa in Preußen sich herausstellte. Ein wesentlicher Theil der Wehrkraft Oesterreichs bestand von jeher in der Miliz, ja im Landsturm, und es war somit das Heer in lebenskräftiger Weise mit dem Volke in steter Verbindung.

Wo Noth am Mann war, zeigten sich auch sämmtliche österreichische Völker bereit, ihr Leben für das Vaterland einzusetzen, und niemals sah man dies deutlicher, als in der ersten zehnjährigen Periode der französischen Kriege. Die Ungarn boten zweimal die Insurrection auf; die Tyroler, die Niederösterreicher stellten sich 1796 und 1797 allgemein unter die Waffen; in Böhmen stand 1796 die Landmiliz, in Mähren und Schlesien 1800 die Landjägercorps auf. Freicorps, wie das Wurmser'sche in seiner eigenthümlichen Tracht, das Wiener Freiwilligencorps von 1797, die im Jahre 1800 über den Aufruf des Erzherzogs Karl in Böhmen gebildete Legion, sind sprechende Beweise nicht blos der Vaterlandsliebe, sondern auch der stets freundlichen Berührung von Civil und Militär. Ja selbst jenes Institut, das am meisten dazu beitrug, dem Heere in Oesterreich einen besonderen Charakter zu geben, der Hofkriegsrath nämlich, war keine ausschließlich militärische Behörde, da die Referenten und Leiter der militärisch-politisch-ökonomischen, so wie der Justizdepartements Civilbeamte waren. Dieser Hofkriegsrath hatte seinen Sitz in Wien und seine Leitung der militärischen Angelegenheiten war nur bei einer Politik denkbar, die es blos mit der Vertheidigung zu thun hatte. Viele und nicht unberechtigte Klagen waren namentlich in den von uns geschilderten Zeiten über diese Be-

hörde laut geworden, welche den am Kriegsschauplatze thätigen Generalen Plane und Weisungen ertheilte, die sich oft gar nicht, oft nicht in der befohlenen Weise vollziehen ließen. Eine Organisation derselben that noth und der Kaiser konnte nichts besseres thun, als 1801 den Feldmarschall Erzherzog Karl zum Präsidenten dieser obersten Militärbehörde zu machen, der nun beim wiederhergestellten Frieden daran ging, seine reichen Erfahrungen und sein Genie an diese Aufgabe zu setzen.

Nach innen aber wirkte der Hofkriegsrath schon durch seine Zusammensetzung jeder Exclusivität des Heeres entgegen, und die segensreiche Verordnung des Kaisers Franz vom 4. Mai 1802, wodurch die lebenslängliche Dienstzeit des Soldaten auf 14 Jahre herabgesetzt wurde, trug nicht wenig dazu bei, den bürgerlichen Charakter des österreichischen Militärs noch mehr zu kräftigen, da ja nun der Mann wieder zur Familie zurückkehrte und Bürger unter Bürgern wurde.

So hatte sich Oesterreich in einem nahezu zehnjährigen Kampfe mit der französischen Republik gemessen; es hatte unter den schwierigsten Verhältnissen, zuweilen verlassen von allen seinen Bundesgenossen allein und unverdrossen mit unsäglichen Opfern für das gekämpft und gestritten, was es als Pflicht erkannte. Als Leiter der auswärtigen Politik ist in der ganzen Zeit der Minister Thugut zu nennen, welcher die verschiedenartigsten Beurtheilungen in der öffentlichen Meinung erfuhr.

Fürst Kaunitz, der unter drei Herrschern das österreichische Staatsschiff gelenkt hatte und dem es gelungen war, den uralten Haß zu tilgen, der zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon herrschte, mußte noch am Abende seines Lebens den Schmerz erfahren, das Band zerreißen zu sehen, welches er zwischen Oesterreich und Frankreich geknüpft hatte. Er bat um

seine Enthebung und erhielt dieselbe am 23. August 1790 mit den Ausdrücken der größten Dankbarkeit von Seite des Kaisers, der sich seinen weitern weisen Rath vorbehielt. An seine Stelle trat Graf von Cobenzl und als dieser am 1. April wirklicher Kanzler wurde, berief der Kaiser den Baron Thugut an dessen Stelle.

Dieser war früher Gesandter in der Türkei gewesen und seine Gegner, die ihm übrigens Geist, Scharfsichtigkeit und lange diplomatische Erfahrung, so wie eine zähe ausdauernde Willenskraft nicht abzustreiten wagten, warfen ihm vor, daß er ohne Begeisterung und ohne Glauben an die sittlichen Hebel der Weltordnung, ohne Achtung und Vertrauen für die Menschen gewesen sei und daß er, in kleinen Künsten Meister, kein Verständniß für die große Lage seiner Zeit gehabt habe. Mag ihm nun allerdings sein langer Aufenthalt im Oriente und die knechtische Art, die dort herrschte, eben nicht viel Achtung vor Menschenwürde eingeflößt haben; mag er vor den übrigen Diplomaten seiner Zeit, die ja auch ihr Heil in Einfädelung von Intriguen suchten, nicht viel voraus gehabt haben: so ist es doch unbillig, ihn mit dem Maßstabe einer späteren Zeit zu messen. Wer vermochte in den Ausbrüchen der französischen Revolution, in den Strömen von Blut, die jenseits des Rheines flossen, in der Niederwerfung aller Ordnung, in dem Zertrümmern aller Dinge, die den Menschen heilig sind, etwas anderes zu gewahren, als den traurigen Umsturz aller Verhältnisse, dem jeder redliche Mann nach Kräften entgegentreten müsse? Mit welchen Mitteln hätte Thugut die rohe ungebändigte Kraft, die alles zu zerstören drohte, zähmen sollen, als dadurch, daß er, was im Wunsche der Völker Oesterreichs übrigens selbst lag, seinem kaiserlichen Herrn den Kampf bis aufs Aeußerste vorschlug!

Man wirft ihm ferner die Sucht nach Ländererwerb vor, Bestechlichkeit und alle Untugenden eines Diplomaten. Auch dieser Vorwurf dürfte zu hart sein. Daß er als Leiter der äußeren Angelegenheiten schließlich darnach trachtete, das in den Niederlanden und in Italien geschwächte Oesterreich anderwärts zu entschädigen, kann ihm doch unmöglich zum Verbrechen angerechnet werden. Die Bestechlichkeit aber, die ihm vorgeworfen wird, ist mindestens nicht erwiesen.

Sein Hauptfehler war, daß er den Krieg auch noch in einer Zeit fortzusetzen dachte, wo die Völker des Kampfes schon müde geworden waren, und daß er mit Starrheit an Principien hing, die das Land zu Grunde gerichtet haben würden. Deshalb sah man ihn gern aus dem Ministerium scheiden, als er am 8. October 1800 seinen Abschied erbat. Uebrigens fand dadurch, daß Graf Lehrbach ins Ministerium trat, kein Systemwechsel statt. —

Die schweren Zeiten, welche Kaiser Franz in den ersten zehn Jahren seiner Regierung durchgemacht hatte, waren allerdings eine große Schule von Leiden. Doch konnte er den besten Trost für alles Weh in der Liebe seiner Völker finden, die um so treuer an ihm hingen, je mehr sie sahen, daß er den redlichen Willen hatte, für das Beste seiner Länder einzustehen, je mehr sie wahrnahmen, wie er mit ihnen Leiden und Freuden theilte, und je mehr sein volksthümliches Wesen, sein freundliches Benehmen, seine ruhige Häuslichkeit ihn den Herzen seiner Unterthanen näher brachte.

Aber auch in seinem Familienleben waren Freud und Leid gemischt. Zu Anfang seiner Regierung verlor er seine Mutter (am 15. Mai 1792), die ihrem Gemale, dem sie 16 Kinder geboren hatte, im Tode bald nachfolgte. Der Tod mehrerer Geschwister

und selbst mehrerer Kinder berührten ihn auf das Schmerzlichste. Seine erste vielgeliebte Gemalin Elisabeth von Württemberg war schon vor seiner Thronbesteigung, am 18. Februar 1790, gestorben. Dagegen ward ihm von seiner zweiten Gemalin Maria Theresia von Sicilien am 19. April 1793 ein Thronerbe geboren, welcher den Namen Ferdinand erhielt und der bestimmt war, einst auf seinem Haupte die Kronen Oesterreichs zu vereinen, deren Schutz und Erhaltung noch so manchen blutigen Kampf kosten sollten.

Oesterreichische
Geschichte für das Volk.

XVI.

Kaiser Franz

von der

Stiftung der österreichischen Kaiserwürde

bis zum

Ausbruch des russisch-französischen Krieges

1804—1811.

Von

Dr. Adam Wolf.

Wien, 1866.

Im Commissions-Verlage von Prandel & Ewald.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Kaiser Franz

von der

Stiftung der österreichischen Kaiserwürde

bis zum

Ausbruch des russisch-französischen Krieges

1804—1811.

Von

Dr. Adam Wolf,

k. k. o. ö. Professor an der Universität zu Grätz.



Wien, 1866.

Im Commissions-Verlage von Prandel & Ewald.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Herausgegeben vom Vereine zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung (Volksschriftenverein).

Inhalt.



I.

Oesterreich 1804 und 1805.

1.

Stiftung der österreichischen Kaiserwürde (11. August 1804).

Die eilf Jahre, welche Oesterreich bisher unter der Regierung des Kaisers Franz verlebt hatte, waren Jahre des Krieges, der Noth, der Anspannung aller Kräfte des Staates und Volkes. Die Revolution war über die Grenze Frankreichs getreten, eroberte Länder, raubte sie aus, fügte sie dem französischen Reiche an. Wie früher in den Straßen von Paris, dann in ganz Frankreich, so erhob sie nun ihr blutiges Haupt auf den Trümmern des alten Europa. Gegen diese Revolution hatte Oesterreich Krieg geführt im Interesse seines eigenen Bestandes wie im Interesse der europäischen Freiheit, aber es war nicht im Stande der allgemeinen Zerstörung Einhalt zu thun. Sein Besitz, seine Machtstellung hatte durch die Ausschreitungen der französischen Politik wesentliche Veränderungen erfahren: Belgien und die Lombardei waren verloren, die alten Rechte auf Toscana, Parma und Modena aufgegeben, die Herrschaft in

Ober-Italien und am linken Rheinufer war an Frankreich übergegangen. Wohl hatten die neu erworbenen Provinzen Westgalizien und Venetien das Staatsgebiet mehr geschlossen, die Grenzen abgerundet; aber der Besitz war noch zu neu, zu unsicher und der Zuwachs an Kraft vermochte den Verlust von Land und Leuten der alten Provinzen nicht zu ersetzen. Noch tiefer wurde Oesterreich in seiner geschichtlichen und politischen Stellung von den gewaltsamen Veränderungen getroffen. welche der Reichs-Deputations-Hauptschluß von 1803 in Deutschland herbeiführte. Die Besitzungen des Hauses Oesterreich in der Schweiz, in Elsaß, Lothringen, in der Lausitz waren in früheren Jahrhunderten verloren; 1803 gab Oesterreich die Ortenau an den Hängen des Schwarzwaldes und den Breisgau auf und bekam dafür die volle Souverainetät in den Bisthümern Trient und Brixen, sowie über einige kleinere Parcellen geistlicher Fürstenthümer und Stifte. Der Receß vom 25. Februar 1803 löste die Bande, welche seit einem Jahrtausend Kaiser und Reich zusammenhielten. Der Reichshofrath, die Reichskanzlei, welche ihren ständigen Sitz in Wien hatten, bestanden nur mehr dem Namen nach; dem Reichstag und der kaiserlichen Würde war alle Wirksamkeit entzogen. Der Kaiser hatte sich noch bei der Bestätigung des Recesses (28. April 1803) die kaiserlichen und erbfürstlichen Rechte vorbehalten; aber diese Rechte waren ohne Kraft und Inhalt. Kaum vermochte der Kaiser die Reichsritterschaft vor dem hastigen Zugreifen der Fürsten von Bayern und Hessen zu schützen. Das deutsche Reich war bis in seine Grundvesten erschüttert und ging unabwendbar seinem Verfalle entgegen. Schon die nächsten Ereignisse, die Besetzung Hannovers und Lauenburgs durch französische Truppen, die Lähmung des Elbeverkehrs sowie die Gefangennahme des Herzogs von Enghien auf deutschem Boden gaben Zeugniß von der Ohnmacht

des Reiches, sowie von der Willkür und Rücksichtslosigkeit, mit welcher Napoleon Buonaparte gegen Deutschland verfuhr.

Oesterreich war factisch aus Deutschland, aus dem es erwachsen, mit dem es durch alle Bande des Lebens verknüpft war, ausgeschieden. Es war seiner Vormauer gegen Frankreich, seiner natürlichen Bundesgenossen beraubt. Hinfort war Oesterreich auf die Sammlung seiner eigenen Kräfte, auf den Bestand und Zusammenhalt der Länder angewiesen, welche seit 1526 seinen Staatsbau bildeten. Diese Länder bildeten trotz ihrer verschiedenen provinciellen Gliederung einen Gesammtstaat, und seit der pragmatischen Sanction war derselbe von allen europäischen Staaten als ein selbständiges einheitliches Reich anerkannt. Im Innern hatte Maria Theresia durch ihre Reformen eine gleichmäßige Verwaltung geschaffen. Der Versuch Joseph's II. auch Ungarn zu reformiren, war mißlungen und die Gesetze von 1790/91 hatten die alten Zustände hergestellt; aber Ungarn war doch durch die Rechte der Krone, durch sein geschichtliches und politisches Leben, sowie durch die pragmatische Sanction ein untrennbares Glied des Reiches. Die Monarchie Oesterreich erhielt nun einen neuen lebendigen Ausdruck durch die Stiftung der österreichischen Kaiserwürde vom 11. August 1804.

Als Napoleon Buonaparte sich am 18. Mai 1804 zum Erbkaiser der Franzosen ausrufen ließ, fand sich Kaiser Franz veranlaßt, dem französischen Kaiserreiche Oesterreich als eine Monarchie von gleichem Range gegenüber zu stellen und zugleich seinem Hause eine Würde zu bewahren, die ihm seit Jahrhunderten die Gewalt und den Glanz der Herrschaft verliehen hatte.

Am 10. August 1804 versammelte der Kaiser eine außerordentliche Staats-Conferenz, welcher die Erzherzoge Karl und

Joseph, letzterer als Palatin von Ungarn, die Staatsminister, die Hofkanzler von Böhmen und Oesterreich, von Siebenbürgen, von Ungarn, der ungarische Tavernicus und der Kammer-Präsident beiwohnten. Es wurde verkündigt, daß der Kaiser den Titel eines erblichen Kaisers von Oesterreich annehme. „Obschon Wir", hieß es in dem Patente vom 11. August 1804, „durch göttliche Fügung und durch die Wahl der Kurfürsten des römisch-deutschen Reiches zu einer Würde gediehen sind, welche Uns für Unsere Person keinen Zuwachs von Titeln und Ansehen zu wünschen übrig läßt, so muß doch Unsere Sorgfalt als Regent des Hauses und der Monarchie von Oesterreich dahin gerichtet sein, daß jene vollkommene Gleichheit des Titels und der erblichen Würde mit den vorzüglichsten europäischen Regenten und Mächten aufrecht erhalten und behauptet werde, welche der Souverainetät des Hauses Oesterreich sowohl in Hinsicht des uralten Glanzes Ihres Erzhauses, als vermöge der Größe nnd Bevölkerung Ihrer, so beträchtliche Königreiche und unabhängige Fürstenthümer in sich fassenden Staaten gebührt und durch völkerrechtliche Ausübung und Tractate versichert ist. Wir sehen Uns demnach zur dauerhaften Befestigung dieser vollkommenen Ranggleichheit veranlaßt und berechtiget, nach den Beispielen, welche im vorigen Jahrhunderte der russisch-kaiserliche Hof und nunmehr auch der neue Beherrscher Frankreichs gegeben hat, dem Hause von Oesterreich in Rücksicht auf dessen unabhängige Staaten den erblichen Kaisertitel gleichfalls beizulegen. In Gemäßheit dessen haben Wir nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, für Uns und Unsere Nachfolger in dem ungetrennten Besitze Unserer unabhängigen Königreiche und Staaten den Titel und die Würde eines erblichen Kaisers von Oesterreich (als den Namen Unseres Erzhauses) feierlichst anzunehmen und dabei festzusetzen, daß Unsere

sämmtlichen Königreiche, Fürstenthümer und Provinzen ihre bisherigen Titel, Verfassung und Vorrechte fernerhin unverändert beibehalten sollen."

Die Erzherzoge und Erzherzoginen führten seit 1755 den Titel „königliche Hoheit", Kaiser Franz verlieh in dem Patente von 1804 zunächst seinen Söhnen und Töchtern und 1806 (27. December) allen seinen Geschwistern und ihrer Nachkommenschaft das Prädicat „kaiserliche Hoheit". Er selber wurde als deutscher Kaiser wie bisher Franz II., als Kaiser von Oesterreich aber von nun an Franz I. genannt. Die Krönung eines erblichen Kaisers von Oesterreich wurde in Aussicht gestellt. Damit stand die Erklärung von 1805 (13. April) im Zusammenhange, daß Wien den Namen einer römisch-deutschen und österreichischen kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt erhielt und als Reichswappen das alte Landeswappen des Erzhauses Oesterreich, die silberne Binde im rothen Felde, aufgenommen wurde (16. Februar).

Von Seite der fremden Mächte erfolgte die Anerkennung der neuen Kaiserwürde sogleich und ohne Widerstreben. Da Oesterreich bereits seit einem Jahrhundert völkerrechtlich als selbständiger Staat anerkannt war, so handelte es sich 1804 nur zunächst um die Rücksichten des Ranges und der Etikette. Schweden und Rußland gaben nach kurzem Zögern ihre zustimmende Erklärung. Mit Frankreich dauerten die Verhandlungen vom Mai bis zum August, bis sich beide Souveraine dahin einigten, gegenseitig ihren neuen Titel anzuerkennen.

Die Zugehörigkeit der deutsch-österreichischen Erbländer zu Deutschland wurde durch das neue Kaiserthum nicht geändert, vielmehr in der Stiftungsurkunde von 1804 neu bestätiget. Die Botschaft an den deutschen Reichstag vom 24. August erklärte dies ausdrücklich. In den inneren Verhältnissen Oesterreichs brachte das Haus- und Reichsgesetz von 1804 ebenfalls keine

Veränderung hervor. Die Provinzen behielten nach wie vor ihre geschichtlichen Namen, ihre besonderen Rechte und Verfassungen. Die öffentliche Kundmachung des Patents veranlaßte eine Menge Kirchen- und Freudenfeste, zunächst in Wien, wo der Hof, die Stände und das Volk am 8. December den Festzug zum alten Dom von St. Stephan hielten. Das Volkslied „Gott erhalte unsern Kaiser", welches Haydn 1797 in Musik gesetzt hatte und das zum erstenmal am 12. Februar 1797 im Kärntnerthor-Theater erklungen war, gewann nun seine rechte Bedeutung und Verbreitung. In den Provinzen ging der Act ohne besondere Kundgebungen vorüber. Das Volk in den deutschen Erblanden war daran gewöhnt, den Landesfürsten als „Kaiser" zu ehren und zu bezeichnen. Die Stände hatten ebenfalls seit Jahrhunderten ihren Herrn als „Kaiser und König" anerkannt. Auch von den Ungarn wurde das Patent von 1804 bereitwillig aufgenommen. In den Thronreden und Adressen der nächsten ungarischen Landtage von 1805 und 1807, sowie in einer Reihe von Gesetzartikeln der späteren Landtage wird der Landesherr in erster Linie als „Kaiser von Oesterreich" und Oesterreich als „Gesammterbreich" bezeichnet, obwohl das Ausmaß der politischen Angelegenheiten, welche Ungarn mit ganz Oesterreich gemein hatte, durch das Patent weder vermehrt noch vermindert wurde. Der neue Titel erschien eben nur als eine Fortsetzung und Verjüngung der alten Würden und Ehren des Hauses Oesterreich.

Die unmittelbare Veranlassung des Haus- und Reichsgesetzes von 1804 war zunächst nur durch die äußere Rücksicht gegeben, Oesterreich sein Ansehen zu bewahren; aber es hatten gleichmäßig die allgemeinen politischen Verhältnisse, die Geschichte Oesterreichs wie die Ueberlieferungen seiner Dynastie mitgewirkt. Dem ganzen Vorgange lag ein bewußter Zweck, eine politische

Richtung zu Grunde. Für den Fall, als das deutsche Kaiserthum absterben sollte, war dem Hause Oesterreich seine geschichtliche Würde und Hoheit gewahrt. Der Volksabstimmung, in welcher Napoleon die nationale Grundlage seiner Herrschaft erkannte, war das geschichtliche Recht und die ererbte Majestät gegenübergestellt. Der neue Name bezeichnete die politische Einheit Oesterreichs nach innen und außen. War man in Europa bisher gewohnt, Oesterreich als ein loses Gefüge von Ländern und Nationen zu erkennen, so sprach man hinfort nicht mehr von einem „König von Ungarn und Böhmen", sondern von dem „Kaiser von Oesterreich" und zugleich von einem österreichischen Gesammtvolke. Es blieb den künftigen Herrschern vorbehalten, dem neuen Namen durch die Fortbildung der gemeinsamen Interessen sowie durch die Vereinigung der Staatskräfte eine wachsende innere Bedeutung zu geben. So bezeichnet denn die Stiftung des Erbkaiserthums, die so prunklos und unscheinbar in die Welt trat, eine Epoche und ejnen Fortschritt im Staatsleben Oesterreichs. Sie gab der pragmatischen Sanction den vollendeten Ausdruck, der Geschichte die Weihe und der Zukunft Ziel und Richtung.

2.

Kaiser Franz und das Ministerium.

Kaiser Franz war, als er sich Kaiser von Oesterreich nannte, sechsunddreißig Jahre alt, also in der Kraft und Blüthe des Lebens, aber frühzeitig gereift und gealtert, ein ganz eigenthümlicher Charakter, in Anlage und Durchbildung wesentlich verschieden von dem seines Vaters, seines Oheims und seiner

Großmutter. In seinen jungen Jahren war er weich, bildsam, schüchtern, zeitlebens blieb ihm eine Scheu vor öffentlichen Dingen, ein Mißtrauen in seine eigene Kraft. Nur ungern ergriff er die Initiative, fragte gern um Rath, hörte die verschiedensten Meinungen, nur zögernd faßte er einen Entschluß und schob die Entscheidung hinaus, bis die Nothwendigkeit drängte. Von den Studien seiner Jugend nahm er nur wenig mit in's Leben hinaus; was ihm an wissenschaftlicher Bildung abging, ersetzte er durch das sprüchwörtlich gewordene nachhaltige Gedächtniß der Habsburger, sowie durch den nüchternen, durchdringenden Verstand, der den Dingen auf den Grund sieht. Die Poesie kann'te er weder im Leben noch in der Literatur, er mochte die „Büchermacher" nicht. Von den Wissenschaften zogen ihn am meisten die Naturwissenschaften, von den Künsten die Musik an, die er wie Joseph II., Karl VI. selbst übte. Die allgemeinen Ideen, welche das achtzehnte Jahrhundert bewegten, blieben ihm fremd, er hielt sich nur an das nächste Nothwendige, die Natur der Dinge überwog bei ihm alle Meinungen und Systeme. In dieser realistischen Betrachtung alles Lebens kam er denn soweit, daß er alles geniale als leichtfertig gewaltsam, jeden Schwung, jede Begeisterung als kurzlebige überstürzende Kräfte von sich wies. Alles mußte sich aus der Sache selbst entwickeln, alles sollte sich in dem gewohnten Geleise fortbewegen, alles licht und klar bis auf den Grund vor seinem Blicke bleiben. Dabei besaß seine Seele jenen Gleichmuth, jene heitere Ruhe, das Wohlwollen und die Theilnahme, welche die Nächsten gewinnt; er hatte jene Ueberzeugungskraft, jene Beständigkeit und Ausdauer, welche den Erfolg in allen Widerwärtigkeiten erringt. Der Geist der Gerechtigkeit, der Gewissenhaftigkeit, der Pflichttreue erfüllte sein ganzes Leben. Er war streng gegen sich und andere, verschlossen, unzugänglich, sparsam in Lob und Tadel,

ein Mann der mäßigen Genüsse, der ruhigen Thätigkeit, des stillen Friedens.

Sein Familienleben war von Anfang eine echt deutsche Stätte der Zucht und Sitte. Die erste Frau, die schöne blonde Elisabeth, eine württembergische Prinzessin, der Liebling Kaiser Joseph's, starb schon 1790 (18. Febr.), die zweite Frau Maria Theresia, eine Bourbon aus Neapel, geboren 1772, vermählt 1790 (15. August), war eine stille freundliche Frau, welche wenig aus dem Familienkreise heraustrat. Aus dieser Ehe stammten die drei Töchter Maria Luise, Leopoldine, Clementine und die zwei Söhne Erzherzog Ferdinand, der Kronprinz, geb. 1793, und Erzherzog Franz Karl, geb. 1802.

Kaiser Franz liebte das Volk von Oesterreich und das Volk liebte ihn. Das hat er erfahren 1792, als er die Krone übernahm, 1795 als er aus dem Feldzuge heimkehrte, das erfuhr er 1805, 1809, 1814 in Glück und Unglück, in Krieg und Frieden. Sein strenges Festhalten an Recht und Gesetz, seine schlichte Lebensweise, die Einfachheit und Gutmüthigkeit seines ganzen Wesens, sogar die nachlässige Haltung und das einfache bürgerliche Kleid, in dem er einherging, gefielen dem Volke. Man erkannte in ihm weniger den Herrscher als den Vater des Volkes, der seine Noth und Bedrängniß mitfühlte und half, wo er helfen konnte. Mit Vorliebe empfing er den gemeinen Mann, hörte ihn mit Geduld an und gab ihm einen freundlichen Bescheid in seiner Muttersprache. Er schonte die Nationalitäten, legte hohen Werth auf die Beachtung nationaler Begriffe und der herkömmlichen Sitte; nur dann duldete er ein Abweichen, wenn das Gesetz und die Interessen des Ganzen dasselbe unvermeidlich machten. Die Volksmeinung erkannte und würdigte das. Soviel das Volk in den schweren Kriegsjahren von Noth und Opfern aller Art heimgesucht war, es bewahrte seinem

Fürsten einen Gehorsam, eine Anhänglichkeit und Treue, wie sie in keinem anderen Lande wiederzufinden war. Während über Staatsmänner und Generale Tadel und Spott in vollem Maße ausgegossen wurde, blieb die Person des Kaisers in wahrer Majestät über alle Vorfälle und Mißgriffe der Regierung erhaben. „Es gibt nur einen Franz", sagten die Oesterreicher, und Kaiser Franz kannte dieses Oesterreich in seinen Vorzügen wie in seiner Besonderheit, in seiner eigenthümlichen nationalen und gesellschaftlichen Gliederung, wie in seinen halb mittelalterlichen halb modernen Formen; er wußte wie schwer und doch wieder wie leicht es zu regieren war. Er schuf und entwickelte das System einer österreichischen Politik. Was hatte er alles erlebt, seit er als sechzehnjähriger Jüngling nach Oesterreich gekommen war, um die Eindrücke von Land und Volk zu empfangen! In Europa den Sturz von Thronen, den entfesselten Volksgeist, ein wildes Soldatenregiment, Palastrevolutionen im Norden, Umsturz und Knechtschaft im Süden; in Oesterreich den hohen Flug des Josephinischen Geistes, die einheitliche Regierung, ihren Fall und die Herstellung der alten Zustände aus der Theresianischen Zeit. Wohin er blickte, sah er den Kampf des Alten mit dem Neuen, das Alte ohne Würde und Kraft, das Neue gewaltsam, unfertig, oft thöricht. In der allgemeinen Zerstörung wollte er Oesterreich in den staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen erhalten, wie sie durch die Natur des Volkes und durch die Geschichte herangebildet waren.

In Deutsch-Oesterreich war der Kaiser unumschränkter Herr nach Gesetz und Herkommen, ausgestattet mit allen Rechten der Herrschaft und Regierung; in Ungarn war seine Macht in Gesetzgebung und Besteuerung an die Zustimmung des Landtags gebunden. Es wurden am Anfange des Jahrhunderts Stimmen laut für eine zeitgemäße Umbildung der Provinzialstände und

ihre Vereinigung zu einem repräsentativen Körper für ganz Oesterreich. Ohne Zweifel waren die Stoffe und die Neigung für eine Verfassungsreform vorhanden. Kaiser Leopold II. hatte daran gedacht, aber Kaiser Franz ließ keinen Stein des alten Staatsbaues herausheben und war nicht gewillt, irgend ein Recht der Krone den Ständen oder einer anderen politischen Körperschaft zuzugestehen. Er hütete seine souveraine Macht mit Strenge und Vorsicht, ja mit Eifersucht und Mißtrauen. Sein oberster Grundsatz war die Einheit, die Untheilbarkeit und absolute Staatsgewalt, wie sie ihm nach den Grundgesetzen in Deutsch-Oesterreich zugehörte. Er vermied jede Störung in öffentlichen Dingen, er duldete kein Ausschreiten der verschiedenen politischen Elemente, weder der Aristokratie noch des Clerus. Er war dem Adel gefällig, wies ihm die höchsten Stellen im Staate an, verlieh Ehren und Würden und begünstigte die Fideicommisse. Aber eine Erweiterung der Rechte des Adels, ein Zurückgehen auf die feudale Stellung desselben gestand er nie zu. Der Clerus blieb wie in der Josephinischen Zeit auf das religiöse Gebiet beschränkt und der Staatsgewalt untergeordnet. Man erzählte sich im Volke die Aeußerung des Kaisers: „der Geistliche sei ihm am liebsten, der nicht politisire.“ Von 1809 an machten sich kirchliche Einflüße bemerkbar, nach 1815 traten die Bestrebungen, die Kirche als eine selbständige freie Gemeinschaft zu emancipiren, immer offener hervor; aber Kaiser Franz hielt das Placetum regium wie alle kirchlichen Majestätsrechte, welche seine Vorfahren erworben und ausgeübt hatten, aufrecht. Nur eine Macht war in Oesterreich gewaltiger als Adel, Clerus und Militär: das war die Bureaukratie, die vielgliedrige Beamtengesellschaft. Sie schien das verkörperte Gesetz, der Leib und die Seele der Regierung. Im Volke selbst war das Verständniß der alten Freiheiten verloren gegangen. „Es mag schon sein“,

sagte man in Oesterreich, „daß unsere Regierung ihre Fehler hat und unsere Verfassung an mancherlei Gebrechen krankt; aber wir sind ihrer gewohnt, sie ist uns lieb, sie ist milde und jedem ist es vergönnt, sich wohl sein zu lassen nach seinem Brauch.“ Man empfand es mit Stolz, einem Monarchen zu dienen, der alle Gewalt in sich vereinigte. Es erschien die Verfassung gleichgiltig, wenn nur die Verwaltung vortrefflich war. Man empfand den Druck der Polizei, der Censur, das Absperren von allen Bildungsquellen, die Verkommenheit der Wissenschaft, die Beschränktheit in allen volkswirthschaftlichen Ansichten, die schlechte Finanzwirthschaft, die Bevormundung der Gemeinden. Das Bewußtsein davon ging in das Volk, es wünschte Abhilfe, bessere Gesetze. Aber auch in der Verwaltung fand von 1792 an keine durchgreifende Veränderung statt, nur dem augenblicklichen Bedürfnisse wurde Genüge geleistet. Neben dem Staatsrath, welcher in gewissen wichtigen Fällen eine Art Vorberathung hielt, wurde (1801, 31. August) das Staats- und Conferenzministerium errichtet. Dasselbe sollte ein Vereinigungspunct der gesammten Staatsverwaltung, ein Ministerrath für die wichtigsten Fragen der inneren und äußeren Politik werden, aber der Zweck wurde nicht erreicht. Nach wie vor wurden die unbedeutendsten Gegenstände vor die Conferenz und den Kaiser gebracht, nach wie vor bestanden die Provincial- Hofstellen, die Patrimonialgerichte, die adeligen Gerichte, der ganze alte verrottete Bau der Verwaltung. Die schlechte Finanzwirthschaft schleppte sich von Jahr zu Jahr fort; bei jedem Schritte der österreichischen Politik wurde das Deficit größer, die Staatsschuld vermehrt, das Einkommen geringer, der Staat und das Volk ärmer, es war gar nicht möglich, so lange ein Krieg noch drohte, eine Ordnung der Finanzen herzustellen. Nur auf dem Felde der Rechtspflege reiften Reformen von umfassender durchgreifender Wirksam-

keit. Das Strafgesetz von 1803, das bürgerliche Gesetzbuch von 1811 sind glänzende Thaten der Regierung des Kaisers Franz. Eine Rechtfertigung der Unthätigkeit der Regierung lag wohl in den Kriegsereignissen. Seit 1792 war Oesterreich nicht aus dem Kriege herausgekommen, der Frieden kurz und gab keine Gewähr der Dauer. Alle Thätigkeit des Staates, alle Kraft des Volkes war für den Krieg in Anspruch genommen. Es gab eine Zeit, wo die Staatskanzlei und der Hofkriegsrath die einzig leitenden Organe der Regierung waren. Die geographische Stellung, die nationale Mannigfaltigkeit brachten es mit sich, daß Oesterreich bei allen europäischen Verwickelungen in's Mitleid gezogen wurde, zumal bei den Revolutionskriegen, welche die alten Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland und Italien störten. Kaiser Franz hatte sich nach dem kurzen Anlaufe von 1792 beinahe in den Vertheidigungsstand zurückgezogen und blieb die ganze Zeit über vermittelnd, nachgiebig, resignirend. Er führte keinen Eroberungs- und keinen Principien-Krieg, aber er stand für sein gutes Recht, für den Bestand und die Freiheit Oesterreichs ein, wo und wann sie bedroht wurden. Derselbe Rechtssinn, dasselbe Beharren in den überlieferten Grundsätzen, dieselbe zähe Ausdauer, die seine Regierung in allen inneren Fragen kundgab, kennzeichnet auch seine äußere Politik; er war bereit, alles daran zu setzen, um sein Recht zum Sieg zu bringen. „Justitia regnorum fundamentum“ war sein Wahlspruch nach innen und außen. Auch darin traf er wie in vielen anderen Dingen mit dem gesunden kräftigen Sinn seines Volkes zusammen.

Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten hatte von 1801 bis 1805 der Staatsvicekanzler Graf Ludwig Cobenzl, ein Diplomat der alten Schule, vertraut in allen höfischen Formen, klug, verschwiegen, rücksichtsvoll, aber ohne Kraft und Ver-

ständniß für die wüste rechtlose Zeit. Die jüngeren Diplomaten, die unter ihm dienten, Starhemberg in London, Metternich in Dresden, Stadion in Berlin überragten ihn an Geist und Muth. Den inneren Dienst der Staatskanzlei leitete der Staats-Referendar Collenbach, ein verlebter alter Mann. Im außerordentlichen Dienste der Staatskanzlei stand seit 1803 Friedrich Gentz, der bedeutendste politische Schriftsteller Deutschlands, bekannt durch die Uebersetzung der Reden des Engländers Burke gegen die Revolution (1794), durch die Schrift über den Ursprung und Charakter der französischen Revolution (1801), sowie durch die Aufsätze im historischen Journal. Er schrieb mit Geist und Ueberzeugung gegen die französische Revolution für das alte Recht Europa's, für Deutschland, für eine dauernde Verbindung von Oesterreich, Preußen und England, als die sicherste Gewähr der Freiheit und des Friedens. Gentz lebte sich ganz in Oesterreich ein und leistete der Regierung durch seine schriftstellerische und amtliche Thätigkeit noch große Dienste.

Ein einflußreicher Rathgeber des Kaisers war der Staats- und Conferenzminister Graf Franz Colloredo, ein stolzer hochsinniger Edelmann, allen Veränderungen abhold, voll Treue für Oesterreich und seinen Herrn. Im Ganzen war das Ministerium Cobenzl schwach, uneinig, ohne Kraft und Leben, voll Mißtrauen gegen jede Regung und Entwickelung der Volkskraft, voll Scheu gegen jede Reform, jede Verantwortung; es zersplitterte seine Thätigkeit an den unbedeutendsten Gegenständen des Geschäftsganges. Der hervorragendste Mann in der Conferenz war der Erzherzog Karl, der Held von Neerwinden und Stockach, seit 1801 Feldmarschall und Präsident des Hofkriegsraths. In dieser Eigenschaft suchte er das österreichische Heerwesen zu reformiren. Das alte Militärsystem Lascy's wurde aufgegeben, der Hofkriegsrath 1803 neu eingerichtet, der Zopf abgeschafft, die

Verpflichtung zum lebenslänglichen Soldatendienst aufgehoben und die Dienstzeit auf 14 Jahre beschränkt. Der Erzherzog war unermüdet und es lag nicht an ihm, wenn nicht alle Mängel der Kriegsverwaltung ausgerottet und die Rüstungen nicht vollendet wurden. Das Volk und die Armee nahmen alles, was vom „Erzherzog" kam, mit Beifall und Vertrauen auf. Man kannte seine militärische Tüchtigkeit, seinen Gemeinsinn, seine Vaterlandsliebe, seine Neigung, das Beste zu erkennen und zu geben.

3.

Die Coalition von 1805.

Anscheinend war zwischen Oesterreich und Frankreich seit 1801 alles im Frieden ausgeglichen. Das französische Kaiserthum war anerkannt, der österreichische Gesandte huldigte Napoleon wie einem Könige der alten Zeit. In Wien erzählte man sich eine Aeußerung des Ministers Cobenzl: „Napoleon sei ein College für die Monarchen Europa's, dessen sie sich nicht zu schämen brauchten". Aber in der öffentlichen Meinung war Napoleon nur der kluge energische Italiener, der sich zum Herrn Frankreichs gemacht, der Feind Oesterreichs und Deutschlands. Im Volke hieß er nur „der Buonaparte". Der Adel machte aus seinem Hasse gegen den revolutionären Emporkömmling kein Hehl. Niemand glaubte an einen langen Frieden.

Napoleon hatte seinem Reiche eine Ausdehnung und Stärke gegeben, neben welchen die Freiheit Europa's in die Länge nicht bestehen konnte. Seit 1802 waren Piemont, Parma und Piacenza mit Frankreich vereinigt, die Schweiz mußte für

Frankreich eine Hilfsmacht von 16.000 Mann, Holland eine von 10.000 Mann stellen. Von den Ausflüssen des Rheins bis zur Südspitze Italiens gehorchte alles dem mächtigen Willen des französischen Kaisers. Als Napoleon im Herbste 1804 seinen Triumphzug durch die alten deutschen Städte am linken Rheinufer hielt, kamen auf sein Verlangen deutsche Fürsten, Diplomaten und Adelige nach Mainz, um ihm zu huldigen. 1805 (18. Mai) schuf Napoleon die italische Republik in ein Königreich um und setzte sich selbst in Mailand die eiserne Krone auf das Haupt. Seiner Schwester Elise Bacciochi gab er das Fürstenthum Piombino, später auch Lucca, und begann damit das System, seine Verwandten mit Geld und Gut in fremden Ländern auszustatten.

Diese Eingriffe in das öffentliche Recht brachten denn alle Kräfte des Widerstandes neu in's Leben. England hatte schon 1803 wieder den Krieg an Frankreich erklärt. Kaiser Alexander von Rußland wartete, seit er die Regierung angetreten, nur Zeit und Gelegenheit ab, um ein Bündniß gegen Napoleon zu Stande zu bringen. Oesterreich hatte gegen Frankreich seine besonderen Beschwerden: der Lüneviller Friede war nicht so ausgeführt, wie ihn Oesterreich verstanden; bei dem Entschädigungswerke in Deutschland hatte das französische Cabinet durchaus feindselig gegen Oesterreich gehandelt, die Stadt Passau konnte Oesterreich damals nur mit Drohungen und den Waffen in der Hand behaupten. Die Macht der Umstände, die allgemeine Unruhe und Unsicherheit führten wieder zu einem allgemeinen Bündnisse gegen Napoleon. Schon am 6. November 1804, unmittelbar nach der Rheinreise Napoleon's, schloß der österreichische Gesandte Graf Stadion mit Czartoryski und Tatitscheff ein Vertheidigungsbündniß, in welchem der bestimmte Entschluß ausgesprochen war, dem weiteren Vorrücken Frankreichs eine Grenze

zu setzen. Für diesen Fall sollte eine Armee von 350.000 Mann unter die Waffen treten, Oesterreich verpflichtete sich zu 235.000 Mann, Rußland zu 175.000 Mann. Im Fall eines günstigen Erfolges wurde Oesterreich die Po- und Adda-Grenze, der Gewinn von Salzburg, sowie die Wiedereinsetzung der jüngeren Linie des Hauses Oesterreich in Toscana zugesagt.

Die österreichische Regierung traf insgeheim alle Anstalten für eine großartige Rüstung. Die Grenzregimenter erhielten Befehl auszurücken, Zugpferde wurden eingekauft, an der italienischen Grenze wurden Verschanzungen angelegt. In Venetien stellte Oesterreich, unter dem Vorwande eines Gesundheitscordons gegen das gelbe Fieber, eine Armee von 50.000 Mann auf. Napoleon ließ wegen der militärischen Rüstungen anfragen, aber das österreichische Kabinet wich allen Fragen aus. Das Geheimniß des Vertrags mit Rußland wurde so gut bewahrt, daß die französischen Spione, die sonst gut unterrichtet waren, nichts davon erfuhren. Napoleon glaubte anfangs nicht an eine offene Feindseligkeit Oesterreichs und fuhr fort, im Lager von Boulogne die Landung nach England vorzubereiten.

Zu Ende des Jahres 1804 (3. December) verbündete sich Schweden mit England, am 14. Januar 1805 mit Rußland. England und Rußland schlossen am 11. April 1805 zu St. Petersburg einen Vertrag, als dessen Ziel eine allgemeine Verbindung der europäischen Mächte gegen Frankreich und die Herstellung einer dauernden Ordnung in Europa bezeichnet war. Italien, die Schweiz, die Niederlande sollten von der französischen Herrschaft befreit, Frankreich auf seine alten Grenzen zurückgeführt werden. Die Mächte versprachen den Krieg mit dem Aufwand aller Kräfte zu führen, der Beitritt Oesterreichs und Schwedens wurde in Aussicht gestellt, der Bund sollte wenigstens über 400.000 Mann verfügen. England versprach für je 100.000

Mann, welche ins Feld rücken würden, 1¼ Million Pfund Sterling zu zahlen.

Den Sommer 1805 beobachtete Oesterreich gegen Frankreich eine zuwartende friedliche Haltung. Cobenzl hielt den Vertrag mit Rußland mit besonderer Verschwiegenheit geheim, noch im Juli erließ er ein Rundschreiben an die österreichischen Gesandten, in welchem er die versöhnende Vermittlung Oesterreichs anbot. Aber die letzten Gewaltschritte Napoleon's, die Vereinigung Genuas mit Frankreich, so wie die groben soldatischen Drohungen, womit Napoleon das Andenken des Sieges von Marengo feierte, drängten Oesterreich zum entschiedenen Bruche. Bereits im Juli wurde in Wien über den Operationsplan verhandelt, die Subsidien waren gesichert. Eine Erklärung des Cabinets vom 5. August sprach im entschiedenen Tone und am 9. August wurden in St. Petersburg die Urkunden zwischen den russischen, englischen und österreichischen Gesandten ausgewechselt, welche den Beitritt Oesterreichs zu dem englisch-russischen Bündnisse vom 11. April förmlich bestätigten. Oesterreich versprach 320.000 Mann zu stellen und erhielt am 1. October die dafür bestimmte Summe ausbezahlt.

So war denn die dritte Coalition gegen das übermächtige Frankreich zu Stande gebracht. Die verbündeten Mächte rechneten damals noch auf den Beitritt Neapels und Preußens. Neapel kam jedoch nicht mehr in Betracht, da 15.000 Mann Franzosen die wichtigsten Theile des Landes besetzten. In Preußen schwankte Friedrich Wilhelm III. zwischen völliger Hingebung an Frankreich und gänzlicher Lossagung, und konnte sich weder zu dem einen noch zu dem andern entschließen. Von Seite Oesterreichs und Rußlands wurde alles versucht, Preußen

zum Eintritt in die Coalition zu bringen; ja man setzte eine Zeit alles andere diesem Ziele hintan. Das russische Cabinet bot eine bestimmte Aussicht auf Eroberung und wollte Preußen, als es zögerte, zwingen. Der König wurde dadurch noch zurückhaltender und gab die neutrale Politik, welche Preußen seit 1796 eingehalten, nicht auf. Die Coalition entbehrte dadurch der nothwendigen verbindenden Grundlage.

Inzwischen die verbündeten Mächte waren zum Krieg auch ohne Preußen entschlossen. In Oesterreich war in der Erwartung des Krieges im Ministerium eine Veränderung vorgegangen. Erzherzog Karl hatte im März 1805 das Präsidium des Hofkriegsrathes niedergelegt. Er widerrieth den Krieg zu einer Zeit, wo Preußen französisch gesinnt sei und die deutschen Fürsten zu Napoleon hinneigten. Seine Stelle erhielt der General Latour, den die Wiener nur die „alte Kriegstrommel" nannten. Fürst Karl Schwarzenberg wurde Vicepräsident des Hofkriegsrathes, Faßbender geheimer Conferenzrath. Der Generalquartiermeister Peter de Duca, dem man die Mängel der Verwaltung zur Last legte, wurde ins Banat versetzt; statt seiner trat der Feldmarschall-Lieutenant Mack ein, den die öffentliche Meinung als eine bedeutende militärische und besonders organisatorische Kraft bezeichnete. Die Partei des Friedens verstummte, alles war auf den Krieg gerichtet. Bereits im Juli 1805 arbeiteten Mack und Schwarzenberg mit dem russischen Generale Winzingerode in Wien den Kriegsplan aus. Der Krieg sollte wie 1799 in Schwaben und Italien zugleich angriffsweise eröffnet werden. Oesterreich verpflichtete sich 300.000 Mann in 3 Armeen zu stellen: die eine Armee von 142.000 Mann sollte Peschiera und Mantua erobern und in die Lombardie vorrücken; eine zweite Armee von 53.000 Mann sollte in Tyrol die Verbindung zwischen Deutschland und

Italien erhalten; das dritte österreichische Heer mit 89.000 Mann war bestimmt, nach Bayern bis an den Lech zu rücken, dort ein Hilfsheer von 90.000 Mann Russen zu erwarten und dann mit diesen vereint den Feldzug in Schwaben zu eröffnen und über den Rhein zu gehen.

Außer einem Angriff auf Neapel wurde noch ein Kriegszug vom nördlichen Deutschland in Aussicht gestellt. Die preußische Hilfe sollte, wenn sie erlangt würde, am Rhein und in Holland verwendet werden. Die Rüstungen kamen jedoch auf keinem Puncte in so ausgedehnter Weise zu Stande. Von den russischen Streitkräften wurde nur ein kleiner Theil den Oesterreichern an die Donau nachgesendet, von 60.000 nur 36.000 Mann; zwei Drittel der russischen Armee blieben an der Ostgrenze Preußens stehen, die Garden, welche am Lech mitwirken sollten, verließen Petersburg erst am 3. September, die Regimenter waren nicht vollzählig.

Auch in Oesterreich blieb die Rüstung hinter der Erwartung zurück. Die Armee war trotz der Reformen, welche Erzherzog Karl seit 1802 unternommen hatte, in einem wenig ermunternden Zustande. Der neue Generalquartiermeister Mack wollte in wenigen Wochen nachholen, was in Jahren versäumt war. Er war sehr thätig, hob Truppen aus, ergänzte die Regimenter, vertheilte sie in der Art, daß sie auf einen Ruck die Armee formiren konnten. Noch in der letzten Stunde gab er der Armee eine neue Eintheilung: ein Infanterie-Regiment zu 5 Bataillonen mit 4 Compagnien, ein Cavallerie-Regiment zu 8 Schwadronen. Der Armee blieb jedoch keine Zeit, der neuen Form gewohnt zu werden; es fehlte an Kanonen, an Pferden, im Ganzen blieb die Rüstung unvollkommen, die Geldnoth groß. Wer weiter und tiefer um sich blickte, bei der Regierung, in dem Volke, bei den Bundesgenossen, konnte sich keinen freu-

digen Hoffnungen hingeben. Der öffentliche Geist schien herabgedrückt. Man glaubte in Oesterreich nicht an den Krieg, umsomehr als außer den leitenden Personen niemand wußte, wie tief Oesterreich in die Kriegspolitik verflochten war. Als jedoch der Bruch entschieden war, als die Regimenter ausrückten, da brach wie zu aller Zeit das alte kernige Volksthum Oesterreichs trotz alles Mangels an öffentlichem Leben durch. „Tröstlich und rührend“, schrieb Gentz am 18. September an Johannes Müller, „ist die gute Stimmung, welche in dem Augenblicke das ganze Land beseelt; unsere Sache ist so unendlich gut und gerecht und fast heilig, daß in der That niemand zu murren wagt, jeder fühlt, so kann es nicht bleiben.“

Kaiser Franz wollte den Feldzug noch bis ins Frühjahr 1806 hinausschieben. Weil aber England und Rußland zu einem raschen Losschlagen drängten, bestimmte er das Ausrücken der Armee für Anfang September. Napoleon wünschte den Krieg mit Oesterreich nicht, aber er scheute ihn auch nicht. Er war gerüstet gegen England wie gegen die Coalition. Vor allem war es ihm darum zu thun, die deutschen Fürsten vom Kaiser zu trennen. Der französische Gesandte stellte dem deutschen Reichstage den Krieg als eine rein österreichische Sache dar und erklärte im Namen seines Herrn, daß dieser sich nicht von den verbündeten deutschen Fürsten trennen wolle. Während der Krieg schon über die deutschen Fluren hinzog, berieth noch der deutsche Reichstag, ob er für das Reich die Neutralität behaupten könne. Vom „deutschen Kaiser“ wurde gar nicht mehr gesprochen, nur vom „Kaiser von Oesterreich“. Preußen hatte wohl die unrechtmäßige Beute zurückgewiesen, die ihm Napoleon für ein Bündniß bot; aber die südwestlichen Fürsten Deutschlands warfen sich Frankreich in die Arme, theils aus Furcht vor dem Sieger, theils weil sie dynastische Vortheile

hofften. Der Kurfürst von Bayern hatte schon am 24. August 1805 mit Napoleon einen Vertrag geschlossen, welcher sein Land den Franzosen öffnete und 25.000 Mann für den Krieg in Aussicht stellte, lange vorher, ehe Oesterreich bat, drohte, Gewalt übte und die Verbündeten noch die Bundesgenossenschaft Bayerns hofften. Baden versprach in dem Vertrage vom 1. October gegen eine Gebietsvergrößerung 3000 Mann, Württemberg 10.000 Mann.

Napoleon hatte seine Macht gefestigt, erweitert, während die Coalition von Anbeginn ein gebrechlicher Bau war, sich viele und umfassende Ziele vorsteckte und keines mit vereinigter Kraft angriff. Einsichtsvolle Staatsmänner weissagten für Oesterreich einen traurigen Ausgang, umsomehr als an die Spitze der deutschen Armee ein Mann gestellt war, der zum „Heerverderber“ wie geschaffen schien. General Mack hat im verhängnißvollen Jahre 1805 eine so traurige Berühmtheit erlangt, daß ein Bericht darüber nothwendig ist, wer der Mann war und wie er in die Höhe gekommen.

Karl Mack war 1752 in der Gegend von Anspach geboren und hatte seine Laufbahn als Fourier in einem österreichischen Regimente begonnen. Er wurde Lieutenant, Capitän, kam in den Generalquartiermeisterstab. Zur Zeit des Türkenkrieges nahm ihn Lascy für kleine schriftliche Arbeiten in Anspruch, mußte jedoch schon den Uebermuth und das selbstbewußte Vordrängen des jungen Officiers erfahren. Als Loudon das Commando übernahm, wußte sich Mack dessen Vertrauen zu erwerben. Er wurde dem Kaiser Joseph empfohlen, erhielt das Ritterkreuz des Maria Theresienordens, wurde Baron und Oberst. Bei der Aufstellung der Armee in Schlesien 1790 ließ Loudon von Mack einen Plan zur Vertheilung der Truppen

entwerfen, der jedoch nicht zur Ausführung kam, weil Loudon starb und Lascy den Plan verwarf. Mack kam als Oberst zu einem Chevauxlegersregiment nach Galizien, dann nach Wien und hatte die Ehre, den Erzherzogen Karl und Joseph die Geschichte des letzten Türkenkrieges vorzutragen. Im ersten Feldzug gegen Frankreich wurde er vom Feldmarschall Coburg als Generalquartiermeister berufen, er entwarf den Plan zur Schlacht von Aldenhoven, die einen so günstigen Erfolg hatte. Nach der Eroberung der Niederlande verließ er die Armee und zog sich nach Böhmen auf ein Gütchen Wiklantitz zurück, das er gekauft hatte. Die Popularität, die er genoß, veranlaßte 1794 seine Rückberufung. Er wurde der Generalquartiermeister des Kaisers, hielt die militärischen Conferenzen mit den englischen Generälen in Brüssel, in London, entwarf den Feldzugsplan von 1794. Nach dem Urtheile von Sachkundigen war der unglückliche Feldzug jenes Jahres zumeist eine Folge von Mack's Anordnungen. Nachdem der Kaiser die Armee verlassen hatte, zog sich auch Mack wieder nach Böhmen zurück. 1797 übertrug ihm der König von Neapel den Oberbefehl über die Armee. Mack focht damals mit 60.000 Mann gegen 12.000 Franzosen, wurde geschlagen, floh nach Neapel und aus Furcht vor den Messern der Lazzaroni in das Lager der Franzosen. Der Consul Buonaparte ließ ihn als Kriegsgefangenen nach Paris bringen. Mack entwich bald nachher; er schrieb damals eine viel besprochene Broschüre, worin er die letzten Schicksale seines Lebens wie einen Roman ausspann. Eine Zeit schien er gänzlich vergessen, es war ihm verboten, nach Wien zu kommen; aber sein Ehrgeiz und die hohe Meinung, die er von sich hatte, ließen ihn nicht ruhen. Seine Freunde brachten ihn wieder in die Umgebung des Kaisers. Als Duca seinen Posten als Generalquartiermeister verlor, wußte Mack diese Stelle sich

zuzuwenden. In der Armee war er sehr beliebt, besonders bei dem gemeinen Manne und den Officieren niederen Ranges. Fürst Dietrichstein, Fürst Karl Schwarzenberg waren seine Freunde. Hormayr nannte ihn den „großen Denker". Kaiser Franz schätzte seine Talente, seine Ergebenheit. Erzherzog Karl, der alte Herzog Albert waren ihm nicht gewogen. General Mayer, Oberst Bianchi waren seine offenen Gegner. Sie kannten ihn zu gut und sahen unter seiner Führung nur Unheil voraus. Mack war geistreich, lebendig, thätig, besaß eine große Beredsamkeit, eine Fülle strategischer Kenntnisse, womit er Berufene und Unberufene blendete. Zum Feldherrn war er nicht geboren; dafür fehlte ihm die Ruhe, die Geistesgegenwart, der rasche Blick, das sichere Urtheil; er war leidenschaftlich, kam leicht außer Fassung und ließ sich dann von jedermann leiten. Er kannte keine andere Kriegsführung, als die er in seiner Jugend kennen gelernt hatte. Friedrich II., Lascy, Loudon waren seine Vorbilder. Das war sein Unglück, wie das der meisten gelehrten Krieger jener Zeit. Napoleon hatte eine neue Kriegführung aufgenommen. Alvinczy und andere hatten dies empfunden, aber nicht alle hatten davon gelernt. Sagte doch der preußische General Rüchel noch vor der Schlacht bei Jena: „So wie Buonaparte haben wir noch viele Officiere in der Armee." Auch Mack beharrte in seinem alten System. Zum Oberbefehl über die österreichische Armee brachte ihn der Wunsch der Engländer und eine besondere Verkettung der Umstände. Mack war einer der jüngeren Feldmarschall-Lieutenants, unter ihm sollten alle älteren Generale dienen. Um allem vorzubeugen und namentlich den Russen zu genügen, welche einen Erzherzog im Commando wollten, übernahm Kaiser Franz selbst die Leitung und ernannte Mack zu seinem Generalquartiermeister. Erzherzog Karl erhielt den Oberbefehl über die italienische Armee,

Erzherzog Johann über die Armee in Tyrol und Vorarlberg. Bei der deutschen Armee war der Kaiser selbst. Als er dann am 26. September nach Oesterreich zurückging, übertrug er die Führung dem jungen Erzherzog Ferdinand Este, jedoch mit der Weisung, dem Rathe Mack's zu folgen, in zweifelhaften Fällen andere Generäle zu fragen, doch wenn Mack auf seiner Meinung beharre, sich nach ihm zu richten. In der That führte Mack den Oberbefehl über die deutsche Armee. „Das war der Mann, dem man", wie Herzog Albert sagte, „das Heil der Armee und der Monarchie, ja man kann sagen das Schicksal Europas anvertraute".

II.

Der Krieg von 1805.

4.

Der Feldzug von Ulm.

Die österreichische Armee war noch lange nicht vollzählig bei Wels versammelt, als Feldmarschall-Lieutenant Mack am 4. September 30 Bataillone und 30 Schwadronen aufbrechen und an den Inn vorrücken ließ. Gleichzeitig ging Schwarzenberg nach München, um den Kurfürsten von Bayern zum Beitritt zur Coalition zu vermögen, der sich aber schon mit Napoleon verbündet hatte. Am 8. September überschritt der österreichische Vortrab unter Klenau den Inn. Eine Colonne rückte von Braunau über München nach Memmingen, die zweite über Schärding und Landshut gegen Ulm, 14 Bataillone unter Feldmarschall-Lieutenant Auffenberg wurden aus Nordtyrol abgerufen und langten Ende September bei Kempten und Kaufbeuern an. Das Corps Jellachich blieb am Bodensee und wurde an die Donau-Armee gewiesen. Gegen Ende September breitete sich die Hauptmasse der Armee an der Iller aus. Den rechten Flügel am rechten Ufer von Ulm bis Ditmannsried

bildete Kolowrat mit 14 Bataillonen und 8 Escadronen, Auffenberg stand mit seinem Corps im Centrum bei Kempten und Kaufbeuern; den linken Flügel hielt Jellachich mit 19 Bataillonen und 8 Escadronen. Hinter diesen Abtheilungen stand in zweiter Linie Feldmarschall-Lieutenant Werneck mit 15 Bataillonen, 8 Escadronen zwischen Burgau und Landsberg, und im Rücken der Hauptarmee bei Ingolstadt und Neuburg hielt Kienmayer mit 6 Bataillonen und 16 Escadronen. Der Kaiser war am 19. September zur Armee gekommen, hielt sich in München und Memmingen auf, kehrte am 26. September nach Oesterreich zurück. Die Oberleitung führte nun dem Namen nach Erzherzog Ferdinand, in der That aber General Mack. Von ihm war die angeführte Aufstellung verfügt worden, welche die Armee über einen Raum von mehr als 30 Meilen von den Tyroler Päßen bis nach Franken hin vertheilte. Mack wollte vor allem die Festung Ulm besetzt halten und im Besitze dieses wichtigen strategischen Punctes die Verstärkungen der Russen und Oesterreicher erwarten. Da jedoch die österreichischen Nachzüge vor Mitte October, die Russen, welche am 22. August bei Brody über die Grenze gerückt waren, vor Ende October nicht an der Donau eintreffen konnten, so kam die deutsche Armee erst im Beginn November in die Verfassung, den eigentlichen Krieg zu beginnen.

In Wien wie in London und St. Petersburg hatte man gehofft, den französischen Kaiser zu überraschen. Napoleon war jedoch von dem Lager bei Wels sowie von der Stärke der österreichischen Armee so ziemlich unterrichtet und durchschnitt von Anbeginn den ganzen Kriegsplan der Verbündeten. Er war entschlossen, sich mit der Hauptmasse seiner Armee nach Deutschland zu wenden, sich zwischen die Oesterreicher und Russen einzuschieben, die ersteren zu schlagen, bei München eine

bedeutende Heeresmacht zu versammeln, um dann den Russen den Weg zu verlegen. Seine Generäle hatten schon früher den Kriegsschauplatz bereiset und ihm genauen Bericht erstattet. Mit einer Kriegsmeisterschaft ohne gleichen hatte er in den letzten Tagen des August von Boulogne aus seine Verfügungen getroffen, zur bestimmten Zeit setzten sich all die verschiedenen in Frankreich, Holland und Deutschland vertheilten Corps in Bewegung. Die Armee, welche Ende August noch an den Küsten des Oceans gestanden, befand sich vier Wochen später an den Ufern des Main und Rhein. So pünctlich wurden die Befehle Napoleon's ausgeführt, daß die Spitzen der verschiedenen Colonnen fast gleichzeitig bei Würzburg, Mainz, Speyer und Straßburg eintrafen. Sieben Corps in der Stärke von 170.000 Mann mit den Contingenten von Bayern, Baden und Württemberg waren gegen Deutschland in Anmarsch, eine Armee von einem Befehlshaber geleitet, musterhaft gegliedert, an Ordnung gewohnt, voll Selbstvertrauen und ausgerüstet mit einer furchtbaren Artillerie. Am 1. October überschritt Napoleon den Rhein. In einem Aufrufe erklärte er, für die „Unabhängigkeit des Reiches" die Waffen ergriffen zu haben. In der ersten Nacht auf deutschem Boden schloß er das Bündniß mit Baden, zwei Tage nachher das mit dem Herzog von Württemberg. Von Ludwigsburg aus gab er seinen Colonnen die Weisung, am 6. und 7. October in der Ebene am linken Donauufer zwischen Nördlingen, Donauwörth und Ingolstadt einzutreffen. Bernadotte erhielt den Befehl, durch Anspach, damals preußisches Gebiet, ohne Rücksicht auf einen Protest zu marschiren. Ney kam von Stuttgart, Soult von Speyer und Heilbronn, Davoust von Mannheim, Lannes und die Garden von Stuttgart über Gmünd. Am 2. October floß bei Göppingen zwischen Ulm und Stuttgart das erste Blut. Am 6. October

war die französische Armee an der Donau weit hinter der Stellung bei Ulm. Den 7. standen bereits 65.000 Mann auf dem rechten Donauufer. In wenig Tagen war die österreichische Armee überflügelt, die nächste Verbindung mit Oesterreich abgeschnitten. Napoleon hatte fast ohne Blutvergießen nur durch sein militärisches Geschick und die unselige Verblendung Mack's seine Absicht erreicht.

Mack war bisher in dem festen Glauben, der Feind werde ihn in der Front an der Iller angreifen. Nach dem Gefecht bei Göppingen konnte es den Oesterreichern freilich nicht verborgen bleiben, daß die Franzosen immer mehr gegen Osten ziehen. Mack nahm an, sie wollten seinen rechten Flügel überfallen, es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß Napoleon ihm in den Rücken kommen könne. Erzherzog Ferdinand erkannte am 4. oder 5. October die Gefahr einer Umgehung und verlangte, daß die Armee bei Günzburg vereinigt werde, um ihr für jeden Fall den Rückzug zu sichern. Mack beschränkte sich darauf, eine Frontveränderung vorzunehmen. Erst als die Franzosen am 7. October Donauwörth besetzten, dachte er an eine Gefahr. Am Abend dieses Tages kam Erzherzog Ferdinand von Mindelheim nach Ulm zurück und bestimmte Mack zu dem Entschlusse des Rückzuges nach dem Inn. Er hatte noch eine Armee von 66.000 Mann Infanterie und 9000 Reitern zur Verfügung, sie war freilich über einen großen Raum hin zersplittert, der Feldzugsplan war gescheitert; aber der Rückzug konnte noch gelingen und die Armee vor dem Untergange bewahrt werden. Kienmayer wurde angewiesen, sich über München zurückzuziehen; die Haupt-Armee sollte den Weg nach Zusmarhausen und Augsburg einschlagen, Auffenberg die Vorhut führen. Leider wurde ein Tag verloren, ehe diese Befehle ausgeführt wurden. Man mußte in Günzburg erst die Ankunft der Generale Schwarzen-

berg, Riesch und Jellachich abwarten, Auffenberg gönnte seinen ermüdeten Truppen einen Rasttag. Als er am 8. October aufbrach, wurde er auf dem Marsche bei Werting von zahlreicher französischer Reiterei unter Murat und Lannes angegriffen, nach einem tapferen Kampfe erlag das Corps der Uebermacht. Auffenberg selbst wurde gefangen. Murat und Lannes rückten nun ohne Hinderniß vor und verlegten den Rückweg über den Lech. Tags darauf, den 9. October, gewannen die Franzosen bei Günzburg in einem Gefecht gegen Schwarzenberg und Maier auch den Donauübergang, so daß der österreichischen Armee der Hauptweg, den sie gekommen, versperrt war. Es blieben ihr noch zwei Wege, um aus dieser entsetzlichen Lage herauszukommen, der nach Tyrol oder der über Nördlingen nach Böhmen. Mack hatte noch 3 Tage, vom 11. bis 13. October Zeit, den einen oder anderen Weg einzuschlagen. Zweimal gab er den Befehl, den Rückzug von Ulm anzutreten, zweimal nahm er ihn zurück. Am 11. October Nachmittags setzte sich der Vortrab in Bewegung, es kam zu einem blutigen Gefecht bei Haslach, in welchem Fürst Schwarzenberg einen glücklichen Reiterangriff ausführte. Die Franzosen verloren 12 Kanonen und über 2000 Mann. Dieser augenblickliche Erfolg ließ Mack wieder auf seinem Vorsatze in Ulm zu bleiben beharren. Als die Generale in ihn drangen, gab er wieder nach und ordnete für den 13. October den Rückzug über Heidenheim an. Der Marsch begann am Morgen des 13., als wieder ein Gegenbefehl kam. Von Täuschungen aller Art befangen hielt Mack die Bewegung des französischen Heeres von Augsburg gegen Ulm für den Anfang eines Rückzuges. Ein Gerücht aus Stuttgart ließ ihn sogar an eine Landung der Engländer bei Boulogne oder an einen Aufstand in Paris glauben. Wie von Blindheit geschlagen hielt er die Armee in Ulm zurück.

Napoleon wußte vom 7. bis 11. October keineswegs genau, was auf österreichischer Seite vorfiel. Er glaubte die Oesterreicher auf dem Rückweg nach Tyrol oder an der Iller versammelt, und wollte den Russen den Weg verlegen. Erst am 13. October kam er in Folge der Berichte seiner Generäle zur Ueberzeugung, daß Mack noch das ganze Heer bei Ulm vereinigt halte. Da die Russen vor dem 18. oder 19. October kaum anlangen konnten, traf er sogleich Anstalten, den Oesterreichern auch den Weg nach Böhmen zu versperren. Er ließ deswegen das linke Donauufer, das schon freiwillig geräumt war, wieder gewinnen, was am 14. October früh nach einem blutigen Gefecht bei Elchingen geschah. General Riesch, der bereits auf dem Marsche nach Nördlingen war, mußte nach Ulm zurück. Am 14. October Abends erfolgte der allgemeine Angriff auf die österreichische Stellung bei Ulm; die beiden Flügel des österreichischen Heeres wurden getrennt, Ulm auf dem rechten Donauufer vollends eingeschlossen. Es blieb nur mehr übrig, sich auf dem linken Ufer durchzuschlagen. Mack wies in dem Kriegsrathe auch diesen Ausweg zurück. Er behauptete noch immer, es sei keine Gefahr, und stützte sich auf seine Vollmacht, die ihm gestattete, nach Gutdünken zu handeln. Erzherzog Ferdinand schilderte die gefährliche Lage und erklärte, weil ein längeres Verweilen nothwendig zur Kriegsgefangenschaft führen müsse, wolle er die Stadt verlassen und sich mit dem Corps Werneck, das gegen Heidenheim marschirte, zu vereinigen suchen. Der Kriegsrath stimmte für den Abzug und in der folgenden Nacht verließen der Erzherzog und Fürst Schwarzenberg mit 12 Schwadronen Uhlanen, Chevauxlegers und Kürassieren die Stadt. Noch beim Abmarsch suchte Mack den Erzherzog zurückzuhalten; er versicherte, er hafte mit seinem Kopfe für seine Person; aber der Erzherzog war entschlossen, das Unternehmen zu bestehen.

Es war die letzte Stunde; denn in derselben Nacht hatte Napoleon die Truppen dicht um die Stadt zusammengezogen. Am Morgen des 15. nahmen die Franzosen die Schanzen auf dem Michaelsberge, sie drangen bis an die Thore vor; am Abend waren alle Höhen um die Stadt besetzt und das österreichische Heer wie von einem eisernen Kranze eingeschlossen.

Bisher hatten die Generale, obwohl die meisten das Unglück herankommen sahen, in gewohnter Disciplin geschwiegen. Am Morgen des 15. verfügten sich die Feldmarschall-Lieutenants und Generalmajore Gyulai, Stipsics, Riesch, Klenau, Hessen-Homburg, Loudon, Gottesheim, Richter und Moritz Liechtenstein zum Commandirenden, um zu erfahren, welche Maßregeln er zur Rettung der Armee getroffen habe. Mack war noch immer in der Ueberzeugung, daß der Feind auf dem Rückzuge und äußerst schwach sei; er machte geltend, daß Ulm in gutem Vertheidigungsstande sei und daß, wie seine Nachrichten lauteten, 40.000 Mann Russen mit dem Corps Kienmayer in fünf Tagen zur Rettung eintreffen müßten. Vergebens suchten die Generale diese Meinung zu bekämpfen. Alle hatten den Feind gesehen, sie schätzten seine Stärke auf wenigstens 60.000 Mann. Ulm war in einem Zustande, daß es gar nicht vertheidigt werden konnte. Man hatte keine andere Artillerie, als 52 drei- und sechspfündige Kanonen, ein großer Theil der Infanterie hatte die Patronen verfeuert. Die Generale, voran Riesch der älteste Feldmarschall-Lieutenant und Gyulai als General-Quartiermeister, stimmten überein, es gebe kein anderes Mittel, als vom Feinde freien Abzug zu begehren oder diesen sich selbst zu verschaffen. Während des Gesprächs kam ein Generaladjutant des Marschalls Ney mit Capitulations-Anträgen. Mack empfing denselben allein und wies ihn ab. Er beharrte auf der Idee, Ulm zu vertheidigen: „es sei Pflicht der Armee, die Stadt

zu halten; in acht Tagen längstens kämen die Russen, man könne vom Pferdefleisch leben; wenn es an Munition fehle, habe man Bajonnete; der Feind könne sich nicht halten, die ganze Gegend sei ausgezehrt". Die Generale setzten nun einen Protest auf, worin sie es für ihre Pflicht erklärten, die Armee dem Kaiser durch einen freien Abzug zu erhalten, sie verlangten, daß deshalb augenblicklich an den Feind geschickt werde. Fürst Moritz Liechtenstein bekam diesen Auftrag, Mack übergab ihm die Instruction. Liechtenstein ritt noch in der Nacht fort und traf am 16. October früh morgens den Marschall Ney in Thalfingen. Dieser schickte einen Courier zu Napoleon, der sich in Elchingen befand. Der Kaiser ließ antworten: „Alle in Ulm befindlichen Truppen müßten sich als Kriegsgefangene ergeben, Officiere wie Gemeine würden nach Frankreich geführt". Um 10 Uhr Vormittags (16. October) kam Liechtenstein nach Ulm zurück und erstattete dem FML. Mack in Anwesenheit aller Generale die Meldung über seine Sendung. Die Generale beschlossen den Antrag des Feindes nicht anzunehmen, die Truppen wurden auf den Wällen versammelt, auf die kleinen feindlichen Abtheilungen, die sich zeigten, wurde gefeuert. Es vergingen einige Stunden. Gegen 3 Uhr erschien ein französischer Parlamentär und erklärte, daß Napoleon den Fürsten Moritz Liechtenstein zu sprechen wünsche. Mack gab diesem nun mündlich die Instruction und fügte hinzu: „Sagen Sie Napoleon, daß ich ihn sprechen will, um mich bei ihm zu rechtfertigen, daß ich mich seiner Achtung als Feind würdig zeigen will; sagen Sie, daß wir freien Abzug verlangen, weil binnen fünf Tagen drei Corps und die russische Armee zur Rettung herbeieilen werden, weil Ulm im besten Vertheidigungszustand sei u. a." Fürst Liechtenstein verfügte sich zu Napoleon auf den Kuhberg und richtete seinen Auftrag aus. Napoleon aber zeigte ihm die Ca-

pitulation von Memmingen, gab sein Ehrenwort, daß Werneck gefangen, was jedoch erlogen war; er fügte hinzu, er wäre des Erfolges sicher, er habe 150.000 Mann, die Russen könnten nicht kommen, Ulm sei nicht vertheidigungsfähig; er wolle fünf Tage warten, käme in dieser Frist ein österreichisches oder alliirtes Corps, so seien die Oesterreicher frei, wo nicht, so müßten sie sich als Kriegsgefangene ergeben. Napoleon dictirte dem Marschall Berthier die Capitulations-Puncte, übergab sie an Liechtenstein und versicherte, daß ihn keine Rücksicht zu anderen Bedingnissen bringen werde. Liechtenstein erwiederte, daß die Garnison von Ulm diese harten Bedingungen nie eingehen und lieber den Tod als solche Schande wählen werde. Dasselbe wiederholte er auch auf dem Rückwege dem General Bertrand, der ihn begleitete. Liechtenstein wollte dem Commandirenden, der ihn vor dem Frauenthor erwartete, in Gegenwart der FML Riesch und Gyulai den Erfolg seiner Sendung umständlich erzählen. Mack aber geberdete sich so leidenschaftlich, tobte, sprach von Feigheit und weigerte sich die Meldung anzuhören, so daß Liechtenstein erklärte, er wolle jeder weiteren Mission enthoben sein. Mack schrieb in Anwesenheit der Generale mit Bleistift ein Billet an den französischen Kaiser, setzte sich auf das Reitpferd Liechtenstein's, das noch da stand, und übergab das Schreiben selbst dem General Bertrand. Am Abend wurde von beiden Seiten gefeuert. Vor Tagesanbruch kam ein Officier von Napoleon an Mack gesendet. Erst aus dessen Bericht über die Stellung und die Stärke der französischen Armee überzeugte sich Mack von der Hoffnungslosigkeit eines jeden Entsatzes. Sein Selbstvertrauen schlug nun in die vollste Entmuthigung um. Er ließ das Feuern einstellen und begab sich am 17. October nach Elchingen, um mit Napoleon über die Capitulation zu verhandeln. Er verlangte einen Waffenstillstand; Napoleon

verweigerte ihn. Nach längerem Sträuben fügte sich Mack und unterzeichnete die Capitulation: „Am 18. October rückt eine französische Brigade in die Stadt, in welcher die österreichische Garnison einstweilen verbleibt; wenn bis zum 25. October vor Mitternacht keine österreichische oder russische Armee erscheint, fähig die Stadt zu entsetzen, so muß die österreichische Armee die Waffen niederlegen, sich kriegsgefangen ergeben und nach Frankreich abführen lassen. Die Officiere werden auf Ehrenwort in ihre Heimat entlassen, Waffen, Munition, Pferde und Kanonen gehören den Franzosen". Mit der Clausel „bis zum 25. October" hatte Mack sein Gewissen vollkommen beruhigt, aber er wartete nicht einmal die sieben Tage Frist ab. Napoleon, den es drängte, bald von Ulm wegzukommen, ließ Mack zu einer neuen Unterredung mit Berthier zu Elchingen am 19. October einladen. Auf die Erklärung Berthier's, daß ein Entsatz von Ulm unmöglich sei, ließ Mack auch die Bedingung einer Frist fallen und versprach schon am 20. October die Stadt zu räumen, wenn bis zum 25. ein gleich starkes französisches Corps bei Ulm stehen bleibe.

Am 20. October 1805 Nachmittags verließen 23.000 Oesterreicher die Stadt. Napoleon erwartete sie auf einer kleinen Anhöhe des Michaelsberges neben einem großen Wachtfeuer. Zuerst erschien Mack und übergab seinen Degen mit dem Ausrufe: „Hier der unglückliche Mack". Schweigend defilirten die tapferen Männer vor Napoleon, mit ernstem Grimme schauten sie den Feind ihres Volkes, ihres Fürsten, viele warfen die Waffen nieder, daß sie klirrten. Die Mannschaft kam kriegsgefangen nach Frankreich, die Generale und Officiere kehrten nach Oesterreich zurück, auch Mack, von dem man erzählte, er habe jene fünf Tage Frist fallen lassen, um zur Inn-Armee zu eilen und nach seiner Einsicht Oesterreich zu retten.

Werneck, der mit seinem Corps, 10.000 Mann, Ulm am 13. verlassen hatte, wollte nach Heidenheim und Oettingen. Er kam jedoch auf den schlechten Wegen nur langsam vorwärts, wurde vom Feinde bedrängt und ergab sich am 18. October bei Trochtelfingen mit seinen Truppen kriegsgefangen. Nur Erzherzog Ferdinand und Fürst Schwarzenberg setzten ihren Rückzug entschlossen durch. Bei Aalen angelangt, hoffte der Erzherzog noch einen Augenblick, seine Reiterschaar mit Werneck, dann mit Kienmayer zu verbinden und so ein neues österreichisches Heer zu bilden. Aber es war zu spät und er konnte nur einige Trümmer des Corps Werneck bei Oettingen aufnehmen. Um nach Böhmen zu kommen, wählte er den Weg nach Gunzenhausen. Die Reiter Murat's waren hinter ihm her; Murat hatte sich vermessen, er wolle den Parisern das Schauspiel eines gefangenen Erzherzogs bereiten. Fürst Schwarzenberg knüpfte eine trügerische Unterhandlung an, so daß der Erzherzog Zeit gewann, den Zug fortzusetzen. Das Fußvolk konnte nicht folgen und fiel in Feindes Hand, auch den Train und Geschütze mußte man in Nürnberg zurücklassen. Der Erzherzog schlug von hier den Weg nach Baireut ein, wurde bei Eschenau noch einmal aufgescheucht, entkam aber glücklich mit seiner kleinen Schaar, 1700 Reitern, 1400 Kanonieren und 163 Trainsoldaten nach Eger. Sie waren in acht Tagen über 50 deutsche Meilen geritten, sahen elend aus; aber nach der Botschaft von Ulm priesen sie ihr Geschick und die Beschwerden des Zuges wurden ihnen zur Freude.

Niemals war eine österreichische Armee so elend geführt worden, und der Mann, der das beste Mark des Volkes nutzlos vergeudet hatte, kehrte ohne Scheu nach Oesterreich zurück. Mack wurde vor ein Kriegsgericht gestellt. Er suchte sich auf Kosten der anderen Generale zu rechtfertigen; aber ihre Aussagen stellten seinen Leichtsinn, seine Willkür und seine Schuld außer

Zweifel. Er wurde cassirt, aller Ehren und Würden entsetzt und zu zehn Jahren Festung verurtheilt. Im alten Oesterreich hätte man ihm den Kopf vor die Füße gelegt. Die Güte des Kaisers Franz gönnte ihm nach einigen Jahren die Freiheit wieder, ja er erhielt 1819 auf seine Vertheidigung wieder Rang und Würden. In Ulm hatte Mack gelobt, sich unter dem Schutte der Stadt begraben zu lassen; aber er brachte es über sich, weiter und noch lange zu leben, er starb erst 1828, 76 Jahre alt, in St. Pölten. Wohl waren Werneck, Auffenberg keine besseren Führer, aber Riesch, Stipsics, Klenau, Moriz Liechtenstein gehörten zu den besten Generalen der Armee und gewiß trug Mack an diesem Unglück die meiste Schuld.

Bereits am 21. Oct. kam die Nachricht von der Niederlage bei Ulm nach Wien. Ein Schrei der Entrüstung, des Zornes, der Wuth ging durch ganz Oesterreich. Waren doch all die tausend tapferen Männer, die nach Frankreich geschleppt wurden, aus Bürger- und Bauernfamilien. Die Männer der Regierung waren wie vom Donner gerührt. „Das Unglück, welches uns getroffen“, schrieb Gentz an Johannes Müller, „ist wirklich derart, daß es die Seele vernichtet und das Denken aufhebt“. In Deutschland freute man sich über das Unglück, das Oesterreich getroffen. Napoleon war voll Stolz und Uebermuth. Wohl war es ein Trost, daß in denselben Tagen am 21. October die französisch-spanische Flotte bei Trafalgar gänzlich vernichtet wurde; denn auf ein Menschenalter hinaus gab es keine französische Seemacht, und der Lieblingstraum Napoleon's, die Bewältigung Englands war vorbei. Für Oesterreich war die Katastrophe von Ulm ein tiefgehendes Unglück, aber es gab noch Männer in Oesterreich genug, welche keine feige Verzweiflung über sich kommen ließen, und an ein frisches Handeln, an eine neue Erhebung dachten. Johannes Müller schrieb damals an

Gentz (9. November 1805): „Wenn die Kraft Oesterreichs nicht Mack gewesen, wenn nicht Wien die Monarchie ist, wenn eure Gemüther nicht überwunden sind, so kann man sich trösten; seid Helden, laßt die Idee fallen, die Ehre des großen Namens Habsburg-Lothringen und Oesterreich überleben zu können; das Vaterland ist, wo die Armee, und die Residenz, wo der unüberwundene Muth". Kaiser Franz hielt seinen Muth und seine Hoffnung aufrecht. Das Manifest vom 28. October 1805 gab dieser Stimmung Ausdruck. „Mit Stärke", hieß es darin, „erhob sich die österreichische Monarchie aus allen Stürmen, welche in den letzten Jahrhunderten über sie gekommen; ihre innere Kraft ist noch unversiegt; noch lebt in den Herzen der guten biedern Menschen, für deren Glück und Ruhe ich kämpfe, der alte vaterländische Geist, der bereit ist zu jeder That, zu jedem Opfer, um zu retten, was gerettet werden muß, Thron und Unabhängigkeit, Nationalehre und Nationalglück". Es war darin auch auf den Beistand Preußens hingedeutet. Die Diplomaten gaben sich alle Mühe Preußen zur Coalition zu bringen, am Hofe selbst sprachen gewichtige Stimmen dafür. Der Herzog von Braunschweig sagte damals das ernste und wahre Wort: „Fällt Oesterreich, so wird die Reihe auch an uns kommen". Kaiser Alexander kam nach Berlin, Kaiser Franz sandte seinen Bruder Anton (30. October), um den Anschluß Preußens durchzusetzen. Am 3. November wurde in Potsdam ein Abkommen getroffen, nach welchem Preußen als Vermittler zwischen Napoleon und den Alliirten auftreten und, wenn binnen vier Wochen der Frieden nicht angenommen würde, mit 180.000 Mann ins Feld rücken wollte. Der Vertrag war jedoch kaum geschlossen, als das preußische Cabinet in sein früheres Schwanken zurückfiel; ja aus Berlin und Dresden kam die Nachricht, daß Preußen die Vermittlung nur zu seinen Gunsten ausbeuten

wolle und geneigt sei, sich auf die Seite des Siegers zu stellen. Deßungeachtet belebten sich die Hoffnungen in Oesterreich. Eine russische Armee unter Kutusow war auf dem Marsche vom Inn nach Krems, zwei andere russische Corps unter Buxhövden und Benningsen wurden erwartet. Kienmayer hatte ein österreichisches Corps von 24.300 Mann beisammen, und vor allem die italienische Armee war noch unberührt, tapfer geführt und hatte in den letzten Tagen mit glänzendem Erfolge gefochten.

5.

Der Feldzug von Caldiero.

Erzherzog Karl hatte, obwohl er den Krieg widerrathen, nach dem Willen des Kaisers den Oberbefehl über die italienische Armee übernommen. Er reiste am 18. September von Wien fort, kam am 20. in Padua, am 26. in Vicenza, am 27. in Lonigo auf dem Kriegsschauplatze an. In Venetien standen 64.800 Mann, in Südtyrol 21.000 Mann, in Venedig 4000; im Ganzen zählte die Armee 90.000 Mann auserlesene geschulte Soldaten. Sie standen unter trefflichen Führern, welche alle die Schule der neuen Zeit durchgemacht hatten: FML. Bellegarde, Argenteau, Fürst Rosenberg, Simbschen, Frimont, Vogelsang, Reuß, Radetzky, der vor kurzem zum General ernannt war. Ihnen gegenüber hielt Massena mit 50.000 Mann; seine Armee wurde durch das Corps St. Cyr aus Neapel verstärkt und stand in dem undurchdringlichen Bollwerke der vier Festungen: Verona, Mantua, Peschiera und Legnago verschanzt. Massena war von Napoleon angewiesen, seine Truppen zwischen der Etsch und dem Mincio zu vereinigen, Verona festzuhalten und kein Unternehmen zu wagen, bevor er nicht bestimmte Befehle erhalten würde.

Auch der Erzherzog war in seinen Bewegungen abhängig von dem, was auf dem deutschen Kriegsschauplatze geschah. Zudem wurde eine Zahl Regimenter mit 20.000 Mann (26. September) zur deutschen Armee abberufen, so daß zwischen Freund und Feind ein Gleichgewicht von Kräften hergestellt war. Die Oesterreicher hatten an der Etsch nur den festen Punct Veronetta, den Stadttheil Veronas am linken Ufer der Etsch. Der Erzherzog ließ diesen Punct noch mehr befestigen, und stellte seine Armee an den Ausläufen der Tyroler Berge bei Caldiero so auf, daß er gegen jeden Angriff des Feindes gerüstet war. FML. Hiller bewachte die Tyroler Päße und die Verbindung mit dem Brenner.

Die beiden Heerführer standen sich einige Tage an den Ufern der Etsch unthätig gegenüber und bestimmten dann wie zwei Gegner im Zweikampf einen Tag zum Schlagen. Massena begann am 18. October früh die Feindseligkeiten bei Verona und Legnago. Er ging unter einem heftigen Kanonenfeuer über die Etsch, mußte jedoch seine Truppen am Abend zurückziehen; die Oesterreicher hatten ihre Stellung behauptet. Nach diesem Kampfe trat zwischen Freund und Feind eine zwanzigtägige Waffenruhe ein. Jeder schien zu erwarten, wie sich die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze in Deutschland gestalten würden. Der Erzherzog erhielt am 25. October die erste Kunde von der Katastrophe von Ulm. Er erkannte, daß es nun mit allem kriegerischen Erfolge in Italien vorbei sei. Er bereitete den Rückzug nach Inneröſterreich vor, war jedoch entschlossen, jeden Angriff der Franzosen anzunehmen.

Der Erzherzog hatte sich bei Caldiero an der Straße von Verona nach Vicenza eine Stellung verschafft, die noch heute die Bewunderung aller Kriegskenner erregt. Links verhinderte der sumpfige, durchschnittene Boden einen Angriff in größeren

Massen; auf den Höhen rechts bei Caldiero, Stra, Colognola waren Redouten erbaut, die Eingänge in die Thäler verschanzt. Die Dörfer bildeten natürliche Bollwerke am Fuße der Höhen, von oben konnte man die Bewegung von Freund und Feind leicht übersehen. Von hier aus konnten die Oesterreicher dem Feind, wenn er es wagen würde, von irgend einem Puncte über die Etsch zu gehen, entgegengehen, ihn schlagen oder sich in ihr unangreifbares Lager zurückziehen. Rechts bei Colognola commandirte FML. Simbschen, in der Mitte Bellegarde, links Fürst Reuß, während Argenteau im Lager vor San Gregorio stand.

Massena hatte am 28. October die Nachricht von der Capitulation bei Ulm erhalten und ging sogleich zum Angriff über, wie es ihm sein Kriegsherr im Anfang vorgezeichnet. Schon am nächsten Morgen griff er die Oesterreicher in Veronetta an. Es wurde nun auf diesem Boden in den letzten Octobertagen eine dreitägige furchtbare Schlacht geschlagen, die sich zuletzt zu Gunsten der Oesterreicher entschied.

Am 29. October ging Massena oberhalb Verona bei Bussolengo über die Etsch und drängte den rechten Flügel der Oesterreicher bis an die Höhen zurück. Sie räumten Veronetta. Die Franzosen breiteten sich auf der Ebene aus, erstürmten Stra an der Hauptstraße, mußten sich aber am Abend wieder zurückziehen. Am nächsten Tage griff der Erzherzog den Feind an. Noch im Frühnebel rückten 50.000 Oesterreicher in vier Colonnen unter Simbschen, Bellegarde, Kottulinsky und Nordmann gegen den Feind. Massena wollte die Mitte durchbrechen, zwischen Stra und Caldiero wurde stundenlang gekämpft. Als die Truppen Bellegarde's zu weichen begannen, führte General Vogelsang die Grenadierbrigade Lippa mit dem Regimente Esterházy vor und warf die Franzosen zurück. Nach einem mißlun-

genen Sturmversuche auf die Verschanzungen bei Colognola erneuerte Massena den Angriff auf die österreichische Mitte. Fast schien der Sieg sich auf Seite der Franzosen zu neigen, als Fürst Hohenlohe fünf Bataillone ungarischer Grenadiere vorführte, die sich dem Feinde wie eine Mauer entgegenstellten; hinter ihnen sammelten sich die weichenden Truppen, drangen von neuem vor, und warfen den Feind über Stra hinaus. Die Oesterreicher behaupteten das Schlachtfeld. Sie blieben die Nacht unter Gewehr. Am 31. October griff Massena den linken Flügel an. Wie an den zwei früheren Tagen Simbschen und Bellegarde, so hielten hier General Nordmann und Graf Hieronymus Colloredo tapfer Stand. Fürst Reuß fiel dem Feind in die Flanke und zwang ihn zum Rückzug. An jedem Tage wurde bis in die dunkle Nacht gekämpft. Der Erzherzog wollte am 1. November die Franzosen von der Gebirgsseite her angreifen, fand jedoch am Morgen das Schlachtfeld bereits frei, der Feind war in der Nacht nach Verona zurückgegangen. Die Verluste waren beiderseits groß, die Oesterreicher verloren 7500 Mann, die Franzosen 8000 Mann. Leider konnte der Erzherzog diesen herrlichen Sieg nicht benützen: die Lombardei konnte nicht erobert werden, die Ereignisse riefen die italienische Armee ab. Noch während der Schlacht war General Graf Bubna vom Kaiser geschickt erschienen und meldete das Unglück von Ulm. Dem Erzherzog blieb nur übrig, die Armee ungefährdet nach Innerösterreich zurückzuführen und die nachrückenden Franzosen so lang als möglich zu verhindern, sich mit der Hauptarmee Napoleon's zu vereinigen.

In Tyrol und Vorarlberg standen zu Anfang September gegen 34.000 Mann. Jellachich hielt Vorarlberg, Hiller Südtyrol mit 17.000 Mann besetzt. Alle diese Truppen waren in der Zeit der Kämpfe an der Donau und Etsch ziemlich unthätig.

Erzherzog Johann gedachte anfangs, als er die Niederlage von Ulm erfahren, sich in Tyrol wie in einer festen Burg zu behaupten und eine bessere Wendung des Kriegsglückes abzuwarten. Die Tyroler erboten sich selbst ihr Land zu vertheidigen, wenn man ihnen nur einige tausend Mann Truppen zurücklassen würde. Mit 20.000 Mann Soldaten und der Landesvertheidigung, welche eben anfing sich zu organisiren, konnte man wohl hoffen, jeden Angriff der Franzosen auf dieses Gebirgsland zurückzuschlagen. Aber die Führung in Tyrol hing vom Erzherzog Karl ab und dieser sandte seinem Bruder den Befehl, sich so rasch als möglich zurückzuziehen und mit ihm zu vereinigen. Er hielt es für zweckmäßiger, dem Kaiser eine möglichst zahlreiche und unversehrte Armee zuzuführen, als ein so tapferes Corps der Gefahr und Noth auszusetzen. Erzherzog Johann sammelte am 6. und 7. November seine Truppen auf dem Brenner, setzte sich mit Hiller in Südtyrol in Verbindung und trat den Rückzug durch das Pusterthal nach Kärnten an, während Marschall Ney durch die Schweiz in Tyrol eindrang, Innsbruck besetzte und über den Brenner bis Brixen und Botzen vorrückte. Bei dem raschen Vorgehen der Franzosen wurden einzelne Abtheilungen der Oesterreicher, die sich nicht schnell genug mit dem Hauptcorps vereinigen konnten, versprengt und gefangen.

FML. Jellachich hatte in Vorarlberg viel Zeit verloren, bis die Franzosen ins Land rückten und alle Wege versperrten; er capitulirte am 14. November bei Dornbirn. Wie bei Ulm dem Erzherzog, so gelang es hier einigen Officieren, sich durchzuschlagen. Die Obersten Kinsky und Wartensleben, Major Graf Chotek waren Tags vorher mit 10 Schwadronen und 6 Geschützen nach Schwaben aufgebrochen, nahmen auf dem Weg noch einen französischen Transport weg und kamen glücklich durch die Oberpfalz nach Böhmen. Prinz Rohan stand mit

4400 Mann im Oberinnthal und konnte sich nicht rasch genug mit den abziehenden Truppen vereinigen. Er wandte sich nun nach Landeck und marschirte durch den Vintschgau nach Botzen. Auch hier waren die Oesterreicher schon abmarschirt. Ganz auf sich angewiesen, wollte er sich mit seiner kleinen Schaar nach Venedig durchschlagen. Er besiegte eine französische Division bei Botzen, wandte sich nach Trient und durch die Valsugana nach Venetien. Es gelang ihm noch, Bassano zu überfallen, bis ihn St. Cyr bei Castelfranco mit Uebermacht angriff und ihn zwang, die Waffen zu strecken (24. November).

Erzherzog Karl führte seine Armee in geschlossenen Massen über Vicenza, Bassano nach Friaul und Krain. Die Franzosen versuchten es nur einmal bei Vicenza, den Rückzug streitig zu machen, wurden aber mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Massena folgte dann Station für Station. Das kühne Unternehmen des Prinzen Rohan ließ ihn einen Augenblick fürchten, die Oesterreicher würden ihn, von Tyrol aus unterstützt, am Isonzo angreifen. Erzherzog Karl rückte jedoch unaufhaltsam über Laibach nach Kärnten und nahm am 26. November zwischen St. Peter und Gonobitz die Truppen aus Tyrol auf. Er verfügte nun wieder über 80.000 Mann und konnte an jedem Punkte der Monarchie entscheidend einwirken. Da er in gänzlicher Ungewißheit der Schicksale der alliirten Armee an der Donau war, gönnte er seinen Truppen einige Tage zwischen Marburg und Pettau Rast. Auf die Nachricht, daß die Franzosen bereits am 13. November Wien besetzt hielten, brach er am 1. December auf und führte seine Truppen durch Steiermark nach Ungarn, wo er am 6. December bei Körmend ein Lager bezog.

6.

Der Feldzug von Wien.

Binnen vier Wochen hatte sich die ganze politische und militärische Lage der Verbündeten verändert. Die österreichischen Erblande vom adriatischen Meere bis zur Donau waren dem Feinde preisgegeben. Napoleon war mit der Masse seiner Streitkräfte im Mittelpuncte der Monarchie, die Hoffnung auf Preußens Beistand schwächer als je, die Entscheidung näher als man im Lager des Erzherzogs glaubte.

Napoleon führte nach der Capitulation von Ulm seine Armee in Eilmärschen an den Inn, mit dem Vorsatze, die Oesterreicher und Russen, wo er sie träfe, zu schlagen. Von den Russen war wohl eine Colonne schon am 11. October an den Inn gekommen; die anderen rückten aber so langsam nach, daß Kutusow erst Ende October einige 30.000 Mann am Inn vereinigt hielt. Den Rest der österreichischen Armee, welche Kienmayer nach Oesterreich zurückgeführt hatte, mit deu Verstärkungen etwa 25.000 Mann, commandirte jetzt FML. Merveldt. Ein einheitlicher Oberbefehl über die Inn-Armee existirte nicht. Kutusow spielte den Oberfeldherrn, Merveldt erhielt seine Befehle vom Hofkriegsrathe. Sowie die Nachricht von der Katastrophe von Ulm eintraf, wich Kutusow und mit ihm das österreichische Corps hinter die Traun und Enns zurück, mit dem Willen, bei Mautern über die Donau zu gehen und am linken Ufer die russischen Corps unter Buxhövden und Essen zu erwarten. Napoleon war so rasch marschirt, daß die österreichische Nachhut die Franzosen in kleinen Gefechten bis Ried und Lambach abwehren mußte. Noch bei Amstetten bestanden Russen und Oesterreicher einen hartnäckigen Kampf gegen Murat's Rei-

terei. Napoleon kam am 4. November nach Linz. Er war in dem Glauben, es würde ihm noch vor Wien bei St. Pölten eine Schlacht angeboten werden. In dem Kriegsrath, der in Wien in Anwesenheit des Kaisers Franz gehalten wurde, dachte man anfangs an eine Deckung Wiens. Dazu war aber Kutusow viel zu schwach. Er hatte ungefähr 25.000 Russen, 6—8000 Oesterreicher; in Wien standen 13.000 Mann in Reserve. Merveldt hatte sich von den Russen getrennt, um in Steiermark die Vereinigung mit der italienischen Armee zu suchen. Es konnten zum Schutze Wiens höchstens 50.000 Mann vereinigt werden und diese reichten gegen Napoleon nicht aus. Auch FML. Schmidt, welchen Kaiser Franz ins russische Lager schickte, überzeugte sich, daß die Lage der Dinge Kutusow keine andere Wahl ließ, als über die Donau zu gehen und Wien preiszugeben. Am 8. November vollzogen die Russen den Uebergang bei Mautern, verbrannten die Brücke und lagerten sich zwischen Krems und Stein.

Am selben Tage schickte Kaiser Franz den General Gyulai zu Napoleon, um ihm einen Waffenstillstand anzutragen oder wenigstens Zeit zur Sammlung neuer Kräfte zu gewinnen. Napoleon verweigerte jeden Vergleich. Er vereinigte in der Erwartung eines Widerstandes alle seine Streitkräfte am rechten Donauufer. Marmont erhielt Befehl, an der Enns aufwärts über Altenmarkt rasch nach Steiermark vorzurücken, um vor jeder Ueberraschung der österreichischen Armee unter Erzherzog Karl sicher zu sein. Davoust ging über Waidhofen und Gaming nach Lilienfeld, um den rechten Flügel der französischen Armee zu decken. Auf dem Wege von Gaming nach Annaberg traf er die Colonne Merveldt's, der eben von Reifling her auf schwierigen Wegen die Straße nach Annaberg und Mariazell gewinnen wollte. Es kam am 8. November bei Mariazell zu einem Ge-

fecht. Die ganze Division wurde zersprengt. Merveldt selbst entkam mit 2000 Mann nach Mürzsteg, Bruck, Grätz und weiter nach Ungarn.

Dagegen gelang es den Russen und Oesterreichern, den Uebermuth der Franzosen in dem Gefechte bei Dürrenstein in empfindlicher Weise zu strafen. Marschall Mortier war mit einer Division von Mauthausen bis über Dürrenstein ganz sorglos vorgerückt, während Kutusow mit 28.000 Mann bei Krems stand. Auf den Rath des FML. Heinrich Schmidt, eines der tüchtigsten Generale der österreichischen Armee, beschloß Kutusow, die Franzosen auf ihrem engen Weg zwischen der Donau und den waldigen Bergen zu überfallen. Am Morgen des 15. November wurde der Feind in der Front bei Stein und im Rücken bei Dürrenstein angegriffen. Von früh 7 Uhr bis in die Nacht dauerte der Kampf. Die Franzosen wehrten sich ganz tapfer. Mortier setzte den Kampf bis in die Dunkelheit fort und schiffte dann bei Nacht den größten Theil seiner Division über die Donau, nur eine kleine Abtheilung entkam über die Berge, Ein Schiff mit 400 Franzosen wurde in den Grund geschossen, ein anderes aufgefangen. Die Franzosen verloren an diesem Tage 5500 Mann und 1600 Gefangene. Von den Oesterreichern hatte die Brigade Nostitz und besonders das Regiment Hessen-Homburg-Husaren tapfer mitgeholfen. Leider fiel FML. Schmidt an der Spitze einer österreichischen Colonne bei Weißkirchen von Kugeln durchbohrt. Ein Denkmal erinnert noch heute an den Mann und an das ruhmvolle Gefecht, das in der Verwirrung jener Zeit alle patriotischen Herzen mit Freude erfüllte.

Nachdem Napoleon den Plan einer Schlacht bei St. Pölten gescheitert sah, drängte er unaufhaltsam nach Wien zu, um sich dort der Donaubrücke zu versichern und die Russen und

Oesterreicher noch vor ihrer Vereinigung mit den anderen Armeen zu treffen. Kaiser Franz hatte bereits in den ersten Tagen des November Wien verlassen, schloß in Preßburg den ungarischen Landtag und wandte sich dann nach Brünn. Eine Proclamation vom 13. November sprach nochmals davon, daß er sich an die Treue und Kraft seines Volkes wende und mit seinen Bundesgenossen muthig ausharren wolle, bis ein Frieden erkämpft werde, der mit der Ehre und Freiheit Oesterreichs verträglich sei. Der Oberstkämmerer Graf Wrbna sollte als Commissär die Interessen der Stadt und Bürgerschaft gegenüber den Franzosen, deren Einrücken jeden Tag zu erwarten war, vertreten. In Wien war eine heillose Verwirrung. Die Truppen hatten die Stadt geräumt. FML. Auersperg stand mit 13.000 Mann und zahlreichem Geschütz bei Florisdorf, um dem Uebergang der Feinde über die Donau zu wehren. Die Reichen und Vornehmen flohen mit Geld und Gut aus der Stadt, alle Fremden, nur Engländer, Preußen und Russen ausgenommen, mußten fort. Die Kunstschätze und Staatscassen wurden nach Ungarn geführt, aber in den Zeughäusern blieben Kanonen, Gewehre und Munitionsvorräthe zurück. Nicht einmal die Brücken wurden abgebrochen; die Befehle dazu waren gegeben, Brennstoffe an dem Holz angebracht, um es sogleich in Brand zu stecken; sonst war aber nicht die geringste Vorsichtsmaßregel getroffen, nicht einmal ein Vorposten am rechten Ufer ausgestellt.

Der französische Vortrab war am 10. November nach Sieghardskirchen, am 11. bis Purkersdorf gekommen; dort stellte sich dem Marschall Murat eine Deputation vor, um die Stadt seinem Schutze zu empfehlen. Seine erste Frage war, ob die Taborbrücke noch stehe. Am 13. November früh 11 Uhr rückte der Marschall mit 15.000 Mann Franzosen durch die

Mariahilfer Linie in die Stadt. Er eilte sogleich mit einer Abtheilung Dragoner und Grenadiere in die Leopoldstadt, und ritt mit seinen Officieren bis zur großen Brücke. Ein österreichischer Artillerie-Unterofficier wollte eben die Brücke in Brand stecken, als ihm ein französischer Oberst die Lunte aus der Hand riß und ihm zu verstehen gab, daß sie in Frieden kämen. Auch die Kanoniere jenseits der Brücke blieben bei ihren Kanonen unschlüssig stehen. Murat ritt hinüber und erzählte dem Grafen Auersperg, der herbeigeeilt war, von dem Abschlusse eines Waffenstillstandes, und daß seine Truppen den Platz räumen müßten. Es war ein Gerücht in Umlauf, daß ein Waffenstillstand nahe sei, in Wien glaubte alles an eine vertragsmäßige Uebergabe der Brücke. Der österreichische General ließ sich täuschen, räumte den Platz und schlug mit seinem Corps die Straße nach Brünn ein. Eine französische Division marschirte sogleich über die Donau und machte erst in Stockerau Halt, um weitere Zuzüge abzuwarten.

Der Verlust der Taborbrücke nöthigte Kutusow zum Rückzug, verzögerte die Verbindung der Armeen und gab Wien mit seinem reichen Material unbestritten dem Feinde Preis. Napoleon kam in der Nacht vom 13. auf den 14. November nach Wien und besichtigte sogleich die Brücke. Er nahm dann sein Hauptquartier in Schönbrunn. Das Stadt-Commando erhielt General Hulin, Clarke wurde zum Generalgouverneur von Oesterreich, der Staatsrath Daru zum Generalintendanten ernannt. Murat richtete sich im Palais Herzog Albert, Hulin im Palais Lobkowitz ein. Eine Deputation der Bürgerschaft hatte die Stadt dem Schutze Napoleon's empfohlen, sie verehrte ihm sogar ein Silberservice, aber deßungeachtet wurde eine große Contribution auferlegt. Schon am ersten Tage mußten für 50.000 Mann Brod, Fleisch und Wein geliefert werden

und das ging fort durch die ganze Zeit der Besitznahme. Ungeheuer waren die Lieferungen an Leder, Leinwand und Tuch. Und man gab das alles so ruhig, so willig, daß sich die Franzosen selber verwunderten. Die Behörden fürchteten nichts mehr als einen Conflict des Volkes mit dem Feinde; sie ermahnten bei jeder Gelegenheit zum Gehorsam. Schon am 11. November forderte eine Kundmachung des Commissärs „Ruhe, Ordnung und ein bescheidenes Betragen" vom Volke. Es war in Wien eine gedrückte, trübe Stimmung. Die Preise aller Lebensmittel stiegen, die Scheidemünze fehlte, man mußte Münzscheine zu 12 und 24 Kreuzer ausgeben. Uebrigens der Haß gegen die Franzosen brach überall durch. Die Soldaten wurden gehöhnt, Officiere mißhandelt; die Bürgermiliz, welche Tag und Nacht den Wachdienst versah — freilich auf Befehl Napoleon's mit ungeladenen Gewehren, ohne Pulver und Blei — konnte nicht alle Excesse verhüten. Napoleon war es unheimlich in der Stadt. Er kam nur bei Nacht oder ritt rasch durch, immer von zahlreicher Cavallerie begleitet. Welch ein Triumph für ihn, welche Schmach für Oesterreich! Seit den Tagen Mathias Corvinus, seit mehr als 300 Jahren hatte kein Feind die Straßen Wiens betreten. Nun herrschten hier die Franzosen, denen die Oesterreicher in Italien, am Rhein, auf der belgischen Ebene manche siegreiche Schlacht geliefert hatten. Noch war aber Oesterreich nicht besiegt. Der zweite Act des Feldzuges war mit der Eroberung Wiens und der deutschen Erblande geschlossen; es begann nun der dritte auf einem anderen Kriegsschauplatze und zum Theil mit neuen Kräften.

7.

Die Schlacht von Austerlitz (6. December 1805).

General Kutusow erfuhr die Wegnahme der Wiener Donaubrücke noch am 13. November Abends. Sogleich brach er auf und marschirte über Meißau die ganze Nacht hindurch, um den Franzosen auf dem Wege nach Mähren zuvorzukommen. Fürst Bagration erhielt den Auftrag, mit 7000 Russen und einer Abtheilung österreichischer Hußaren und Kürassiere unter Graf Nostiz bei Hollabrunn die Franzosen so lang als möglich aufzuhalten.

Murat traf am Nachmittag des 15. November auf dieses Corps. Er glaubte die ganze russische Armee vor sich zu haben und versuchte die Russen mit dem Antrag eines Waffenstillstandes festzuhalten. Der alte schlaue Kutusow ging sogleich auf diese Kriegslist ein und schickte den General Winzingerode zu Murat um Unterhandlungen anzuknüpfen, die jedoch von Napoleon's Genehmigung abhängen sollten. Während nun die Verhandlung nach Schönbrunn gemeldet wurde, hatte Kutusow einen vollen Tag Zeit gewonnen und konnte ungestört seinen Marsch fortsetzen. Als die Franzosen bei Hollabrunn am 16. November angriffen, hielt sie noch Bagration tapfer kämpfend einen ganzen Tag auf, und führte dann den Rest seiner Mannschaft Kutusow bei Pohrlitz zu. Dort vereinigten sich mit den Russen die 13.000 Mann Oesterreicher, die früher bei Wien standen; Auersperg war abgesetzt, das Corps führte der Fürst Johannes Liechtenstein. Da die zweite russische Armee unter Buxhövden bei Wischau angekommen war, so gab Kutusow Brünn auf, vereinigte sich mit der zweiten Armee, führte sie gegen Olmütz zurück und nahm vor dieser Festung auf den Höhen bei Olschan (22. Nov.) eine günstige Stellung ein. Am

25. November kam Großfürst Constantin mit 10.000 Mann Garden. Das Heer der Alliirten zählte nun wieder 83.600 Mann, darin 15.700 Oesterreicher unter dem Befehl des Fürsten Johannes Liechtenstein. Die Armee war an Zahl den Franzosen überlegen, auf einem Puncte vereinigt, in einer von allen Seiten geschützten Stellung. Sie konnte den Verlauf der Dinge abwarten. Napoleon hatte am 16. November Wien verlassen, war am 17. in Znaim, am 20. in Brünn. Er erwartete, daß die Russen ihm eine Schlacht anbieten würden. Er vereinigte bei Brünn 60—70.000 Mann unter Murat, Soult, Lannes und Bessières. Seine übrigen Streitkräfte waren vom Rhein bis nach Ungarn vertheilt. Marmont stand in Steiermark, Ney in Tyrol, Davoust in Wien, das Württemberger und Badener Contingent deckte Oberösterreich, die Bayern waren unter Bernadotte an der mährisch-schlesischen Grenze.

Die Verbündeten waren jedenfalls im Vortheil. Jeder Tag mußte ihre Kraft verstärken. In Böhmen hatte Erzherzog Ferdinand 10.000 Mann, meist Reiter, zusammengebracht. Die Erzherzoge Karl und Johann waren mit ihren Armeen im Anmarsch gegen Wien und konnten in 10 bis 12 Tagen zur Entscheidung in Oesterreich, Ungarn oder Mähren mitwirken. Aus Rußland waren Verstärkungen zu hoffen. Benningsen, der von Grodno heranrückte, wurde erst Ende December in Mähren erwartet, aber General Essen stand mit 12.000 Mann an der galizischen Grenze und konnte in wenig Tagen eintreffen. Die Hoffnung auf die preußische Hilfe war sehr gering. Man wußte, wie sehr dem preußischen Cabinete der Potsdamer Vertrag leid war. Graf Haugwitz, der Franzosenfreund, welcher Napoleon die Kriegserklärung überbringen sollte, brauchte vier Wochen zur Reise nach Böhmen. Napoleon ließ ihn noch am 24. November einige Tage in Iglau zurückhalten. Deßungeachtet waren die

politischen und militärischen Verhältnisse für die Alliirten günstig, es lag in ihrem Interesse, keine Schlacht voreilig zu wagen, sie anzunehmen, wenn sie geboten wurde, sonst aber die Entscheidung so lang als möglich hinauszuschieben.

Kutusow war es nicht, der zur Schlacht drängte. Aber im Lager bei Olschan waren seit dem 18. November die Monarchen von Oesterreich und Rußland gegenwärtig. Der junge Kaiser Alexander hatte die Leitung selbst übernommen, und war voll Kampflust und Zuversicht. Die Tapferkeit der Russen bei Dürrenstein und Hollabrunn schien ihm einen sicheren Sieg zu versprechen. Seine Adjutanten bestärkten ihn darin und sein militärischer Rathgeber, der österreichische General Weyrother, welcher den Dienst eines Generalstabschefs bei der verbündeten Armee versah, war leicht gefügig. Auch die Noth schien zu einem raschen Losschlagen zu drängen; es fehlte an Lebensmitteln, an Futter für die Pferde, das Wetter war feucht, kalt, die Truppen für einen Winterfeldzug nicht versorgt. Kaiser Franz fühlte sich im Lager nicht recht behaglich. Sein Land war von zwei fremden Armeen besetzt und wurde von beiden ausgesogen. Am liebsten hätte er Frieden geschlossen. Er schickte den General Gyulai und Graf Stadion zu Napoleon, um wegen eines Friedens zu unterhandeln. Da jedoch Napoleon jeden gütlichen Vergleich ablehnte, neigten sich auch die Wünsche des Kaisers Franz zu einer schnellen Entscheidung. Die österreichischen Officiere wollten sich lieber schlagen, als den Hochmuth der Russen länger ertragen, nur Fürst Schwarzenberg und Oberst Bianchi riethen zu einem ruhigen Abwarten. Schon 24. November beschlossen Kaiser Franz und Alexander, den Feind aufzusuchen und anzugreifen.

Nur wegen der Verproviantirung wurde das Unternehmen noch verschoben. Auf die Armee des Erzherzogs Karl

wurde keine Rücksicht genommen. Man rechnete nur auf die Mithilfe Merveldt's und des Erzherzogs Ferdinand. Beide waren aber zu schwach und zu weit entfernt, als daß sie hätten thätig eingreifen können. Die verbündete Armee setzte sich am 27. November in fünf Colonnen unter Doktorov, Langeron, Przibyszewski, Johannes Liechtenstein und Hohenlohe gegen Brünn in Bewegung. Der dritten Colonne folgten Kaiser Franz und Alexander mit der höheren Generalität. Die Anordnung ging von Weyrother aus und die Massen bewegten sich wie bei einem Manöver in der schönsten Ordnung vorwärts. Bei Wischau traf die Vorhut auf einige Schwadronen Reiter und warf sie zurück. Auch Murat, der mit der Hauptmasse der französischen Reiterei bei Rausnitz stand, zog sich nach einer leichten Kanonade zurück. Für die Nacht lagerte das verbündete Heer rechts und links der großen Straße nach Brünn. Napoleon erwartete in diesem Augenblicke nicht den Angriff der Verbündeten, aber er wollte die Schlacht annehmen; sogleich erließ er Befehle an alle nur erreichbaren Truppen, unverzüglich heranzurücken. Um Zeit zu gewinnen, schickte er in der Nacht den General Savary ins russische Hauptquartier, der einen Waffenstillstand für 24 Stunden vorschlug, Kaiser Alexander ließ ablehnend antworten; er war zur Schlacht entschlossen. Die verbündete Armee verließ die Straße von Olmütz nach Brünn und lagerte sich am 29. kaum eine Meile von Austerlitz entfernt an den Ufern der kleinen Littawa. Die Oesterreicher waren in die verschiedenen Colonnen vertheilt. 5 Grenzer Bataillone und 23 Schwadronen standen unter FML. Kienmayer bei der ersten Colonne, 15 Bataillone und 2 Escadronen Dragoner unter FML. Kolowrat bei dem Centrum; bei der fünften Colonne, welche nur aus Reiterei bestand, waren 18 Schwadronen österreichischer Kürassiere. Wer den zerrissenen, durch-

schnittenen Boden zwischen Brünn und Austerlitz gesehen hat, findet es kaum glaublich, daß hier eine der bedeutendsten Schlachten der neuern Zeit geschlagen wurde, ja daß überhaupt sich hier große Heeresmassen bewegen konnten. Von Nord nach Süd streifen einzelne Höhenzüge; sie sind oben breit, eben, an den Abhängen steil, durch tief eingeschnittene Wiesenthäler getrennt. Bäche fließen durch und stauen sich am Ausgang der bergigen Gegend zu Teichen an, die aber heutzutage ausgetrocknet sind. Mitten durch das Gelände fließt der Goldbach. In seinem Thale liegen die Dörfer Bellowitz, Schlapanitz, Puntowitz, Kobelnitz, Sokolnitz, Telnitz, Mönitz. An allen diesen Orten wurde gekämpft, am meisten an und auf den Höhen bei Pratzen, wo auch das Geschick des Tages entschieden wurde.

Auf diesem Boden stellte sich am 1. December die verbündete Armee auf, um den Angriff am nächsten Tage zu beginnen. Der linke Flügel nahm die südliche Seite des Schlachtfeldes ein, das Centrum breitete sich auf den Höhen bei Pratzen aus, der rechte Flügel reichte nordwärts bis über die Brünn-Olmützer Straße. Erst spät Abends erreichten die einzelnen Colonnen ihre Stellungen. Um 12 Uhr Nachts wurden die Generale bei Kutusow versammelt, wo ihnen Weyrother den Schlachtplan mittheilte. Der Angriff sollte so früh als möglich beginnen. Die vier ersten Colonnen, 30—40.000 Mann stark, unter Doktorov, Langenau, Przibyszewski sollten die Dörfer in dem Thalgrunde besetzen, dann den rechten Flügel der Franzosen angreifen, zurückwerfen und auf der Höhe gegen Turas und Schlapanitz vorrücken. War dieser Erfolg errungen, sollte Bagration mit 12 Bataillonen, 35 Escadronen, und von der Reiterei des Fürsten Liechtenstein unterstützt, den linken Flügel angreifen. Die Garden blieben als Reserve und dienten zur

Verstärkung Liechtenstein's und Bagration's. Sollte die Schlacht mißlingen, zieht sich die Armee auf Hodiejitz und Herspitz zurück. Der Grundgedanke des Planes war gut. Die Armee war rechts und links geschützt, konnte sich leicht formiren, aber die Stellung war mehr zur Vertheidigung als zum Angriff geeignet, die Führer konnten nur zu ungleicher Zeit angreifen. Auch hielt man Napoleon für viel zu schwach und dachte gar nicht daran, daß der Feind der Bewegung zuvorkommen und auf den Puncten angreifen könne, von welchen die Verbündeten ausgingen. Der Plan war so eilig entworfen, daß er nicht einmal dem Kaiser Franz und den österreichischen Generalen mitgetheilt werden konnte.

Napoleon hatte die Gegend studirt und seine Bewegung vorbereitet. Wie er am 1. December die Verbündeten sich zur Schlacht entwickeln sah, errieth er ihre Absicht und traf darnach seine Anordnungen. Kühn und entschlossen, gegen alle herkömmliche Kriegsweise, wollte er die Alliirten selbst aufsuchen, durch den Thalgrund gehen, die Pratzener Höhen gewinnen, die Mitte des österreichisch-russischen Heeres sprengen und sich dann mit aller Macht auf den linken Flügel werfen. Bernadotte und Davoust rückten in die französische Stellung ein. Napoleon hatte 74.000 Mann, war also eben so stark wie die Verbündeten. In dem Aufruf an das Heer am Abend des 1. December sprach er die Erwartung des Sieges aus. Die Armee war voll Zuversicht. Als Napoleon spät am Abend zu den Bivouaks hinausritt, empfingen ihn die Soldaten mit Jubel, steckten Strohfackeln an die Bajonnette und riefen ihr: „Es lebe der Kaiser!" durch die Nacht. Schon am frühen Morgen rückten die Franzosen über das enge Thal und nahmen ihre Stellungen ein. Die Mitte hielt Soult mit 16.000 Mann, zwei Divisionen waren bis an die Höhe von Pratzen vorgerückt, 3500 Mann standen vor

Kobelnitz, 4800 Mann bewachten die südliche Linie des Goldbaches und besetzten Telnitz und Sokolnitz. Davoust war von Raigern her im Anmarsch. Links von Soult stand Murat mit 10.000 Reitern, an ihn reihte sich Lannes mit 13.400 Mann, hinter Lannes hielt Bernadotte mit 10.300 Mann und noch weiter zurück die Reserve von 12.300 Mann. Führer und Soldaten waren der Befehle ihres Kriegsmeisters gewärtig, der hier mit einer Kühnheit und Sicherheit vorging, wie nie zuvor.

Am 2. December 1805 früh 7 Uhr, als der Tag kaum graute, begann die Schlacht. Ein dichter winterlicher Nebel bedeckte den Boden, nur hie und da tauchten Kirchthürme, Waldbäume und Hügelkuppen aus dem grauen Meere auf. Die verbündete Armee trat unter Gewehr und nahm in aller Ordnung ihren Weg. Das Commando führte dem Namen nach Kutusow, in der That aber Kaiser Alexander. Die Oesterreicher begannen das Gefecht. Kienmayer kam von Augezd her und wurde von der ersten russischen Colonne unterstützt. Sie trieben den Feind zurück, aber der Kampf schwankte bei den Dörfern Telnitz und Solkonitz lange hin und her. Die Oesterreicher und Russen erzwangen zwar den Uebergang über den Goldbach, aber sie konnten die Franzosen im Thale nicht bewältigen; der Kampf löste sich hier in eine Reihe einzelner blutiger Gefechte auf, welche den größten Theil des Morgens ausfüllten. Buxhövden, der den linken Flügel commandirte, wollte abwarten bis die zweite und dritte Colonne im Thale mit dem Feinde fertig geworden. Er benützte die errungenen Vortheile nicht und blieb 3 Stunden unthätig stehen, so daß Davoust mit 10.000 Mann und 2500 Pferden den ganzen linken Flügel der Alliirten, 38.000 Mann und 4000 Reiter, aufhalten konnte.

Indessen hatte die Sonne den Nebel überwunden und leuchtete blutroth auf die Erde nieder, jene „berühmte Sonne

von Austerlitz*, von der Napoleon später so gern als von seiner Glückssonne zu reden pflegte. Wie es licht wurde, hatte er den Befehl an Soult gegeben, die Höhen von Pratzen zu nehmen und die Mitte der Alliirten zu durchbrechen. Dahin richtete Napoleon die ganze Kraft seines Stoßes, die beiden Flügel sollten die verbündete Armee nur hinhalten und beschäftigen. Mit 24.000 Mann griff er hier die 12.000 Oesterreicher und Russen der vierten Colonne an. Kutusow, Kolowrat, Kaiser Franz und Alexander waren bei dieser Abtheilung; sie sollte sich nach dem Schlachtplane an die andere Colonne im Thalgrunde anreihen. Kutusow zögerte, die wichtige Stellung zu verlassen, auch als schon die dritte Colonne hinab war. Der Kaiser befahl ihm um 9 Uhr vorzurücken. Nur langsam gehorchte Kutusow. Als die Russen das Dorf Pratzen verließen und den nächsten Abhang hinauf wollten, fanden sie die Kämme der Hügel schon von den Franzosen besetzt. Soult hatte die Divisionen Vandamme und St. Hilaire mit 26 Bataillonen herbeigeführt. Die französischen Kugeln fielen in die Spitze und Seiten der Colonne, die Russen stürzten ins Dorf zurück. Das Unglück des Tages war damit entschieden. Die Verbündeten konnten auf diesem Puncte zu keinem Erfolg mehr kommen. Kutusow hielt noch mit 9 Bataillonen das Gefecht, bis Kolowrat seine Oesterreicher als zweites Treffen aufgestellt hatte. Sie lösten dann die Russen ab, die sich hinter der Linie neu formirten. Die österreichische Infanterie hielt so tapfer Stand, daß bei einer kräftigen Unterstützung die Schlacht noch gerettet werden konnte. Die dritte Colonne war jedoch schon im Grunde und theilweise jenseits des Baches; die Truppen, welche noch diesseits waren, kamen in Unordnung, als sie, während vor ihnen gekämpft wurde, in ihrem Rücken auf der Höhe, von der sie gekommen, ein heftiges Gefecht losbrechen sahen. Die zweite Colonne war

bereits um $^1/_2$ 9 Uhr in den Grund gekommen und griff in die Bewegung des linken Flügels ein. Da ihr Führer das Anrücken der Franzosen von Puntowitz her bemerkte, ließ er sogleich umkehren und führte seine zwei Regimenter südlich von Pratzen gegen den Feind; aber sie wurden von der Division Legrand, welche bei Kobelnitz heraufstieg, in die Flanke gefaßt und die Höhe hinab nach Augezd geworfen. Als Langeron, der mit seiner Colonne in der Tiefe im Kampfe war, erschien, war es zu spät. Seine Bataillone wurden in wenig Augenblicken beinahe vollständig vernichtet.

Unterdessen war auch das Gefecht nördlich von Pratzen zu Ungunsten der vierten Colonne ausgefallen. Durch zwei Stunden wurde im Dorfe und auf den Höhen heftig gekämpft. Kutusow hatte, von österreichischer Reiterei unterstützt, seine Russen zu einem neuen Angriffe gegen Vandamme geführt, als aber dieser sich mit St. Hilaire vereinigte, scheiterte jeder weitere Angriff. Die Russen kamen in Unordnung. Vergebens suchten Kaiser Alexander und Kutusow, der im Gesicht verwundet war, das Gefecht herzustellen. Als zwei russische Generale fielen, flohen Russen und Oesterreicher in völliger Auflösung querfeldein der Södinger Straße zu und über diese hinweg gegen Hodiejitz. Auch Kaiser Alexander mußte dem Strome folgen, seine ganze Umgebung war zerstreut, und wo Kutusow war, wußte niemand. Um 11 Uhr Vormittag waren die Höhen von Pratzen im Besitz der Franzosen. Die Stellung der Verbündeten war durchbrochen, ihre Colonnen hatten keine Verbindung mehr, der linke Flügel war getrennt, die Schlacht soviel als verloren. Es gab keine einheitliche Leitung mehr. Jeder Commandant leitete und lenkte, wie er konnte, aber gefochten wurde noch furchtbar.

Auf dem rechten Flügel sah es nicht besser aus. Die Franzosen hatten hier zu gleicher Zeit wie in der Mitte angegriffen

und den Fürsten Liechtenstein in ein hartnäckiges Gefecht verwickelt. Russische Uhlanen warfen die französischen Kürassiere unter Kellermann zurück, verfolgten sie, mußten aber den Bajonneten der französischen Quarrés weichen. Auch ein kecker Angriff zweier österreichischer Kürassierregimenter auf Blasowitz wurde zurückgewiesen. Als die Kunde von dem Angriffe bei Pratzen eintraf, machte Liechtenstein eine Schwenkung gegen Zbeischow, um den Franzosen in die Flanke zu kommen. Während dem ließ Großfürst Constantin die russische Leibgarde zu Pferde angreifen. Sie ritt ein französisches Infanterieregiment über den Haufen und stürzte 9 Bataillone, welche zu Hilfe kamen. Auch die Garde, welche Napoleon unter Bessières vorrücken ließ, wurde geworfen. Erst General Rapp, welcher die beste Cavallerie der französischen Armee, die Gardegrenadiere zu Pferde herbeiführte, brachte die Russen zum Stehen und nach einem wiederholten Angriff zum Rückzug. Auch Fürst Liechtenstein zog sich zurück, auf dem Wege sammelte er noch einige österreichische Bataillone, welche von Pratzen her auf der Flucht waren.

Bagration auf der äußersten Rechten der Verbündeten und für den Kern der Schlacht viel zu weit entfernt, wurde von Murat ebenfalls hart bedrängt. Nachdem der Großfürst Constantin geschlagen war, kam er in Gefahr eingeschlossen zu werden, er trat deswegen den Rückzug an, und führte seine Bataillone so fest geschlossen, so sicher zurück, daß er die Bewunderung der Feinde erregte. Bei dem Posthause zu Pohorzitz schlossen sich 2 österreichische Bataillone an, die ihm sehr zu gute kamen. Mit ihnen hielt er die Franzosen auf, daß sie seinen Weg nicht mehr zu stören wagten.

Es war Mittag, als diese unglückliche Wendung in der Mitte und am rechten Flügel eingetreten. Der linke Flügel, der

seit Früh in einem heißen Kampfe war, kam nun in eine mißliche Lage. Die zähe Ausdauer Buxhövden's gereichte viel tausend tapfern Männern zum Verderben. Die zwei Colonnen, die er noch commandirte — eine war vernichtet — wurden von den Truppen Soult's, von der französischen Garde und den Grenadieren, welche Napoleon herbeigerufen, im Rücken gefaßt. Przibyszewski wurde mit seiner Colonne bei dem Sokolnitzer Schlosse ganz umrungen und mußte nach einer verzweifelten Gegenwehr die Waffen strecken. Die erste Colonne kam bei Telnitz ins Gedränge. Nach einem vergeblichen Versuche, bei Augezd durchzukommen, suchte sie einen Ausweg über das schmale Stück Land zwischen dem Saczaner und Mönicher Teich. Einzelne Abtheilungen kamen hinüber, als aber Telnitz, das ein russisches Infanterieregiment tapfer vertheidigt hatte, verloren war, flohen die Soldaten im wilden Gedränge hinüber. Einzelne brachen auf der dünnen Eisdecke des zugefrornen Teiches durch, französische Granaten fielen ein; es gingen wohl nicht so viel zu Grunde, als die französischen Berichte der Welt vorlogen, aber es war eine grenzenlose Verwirrung. Die russische Artillerie ging ganz verloren, nur Kienmayer hatte die Ehre, die österreichischen Kanonen aus dem Kampfe zurückzubringen. Die Reste der Truppen fanden sich Abends bei Neudorf und Ottnitz wieder zusammen und suchten in Nacht und Regen den Weg auf die Göding er Straße.

Die Armee war auf allen Puncten geschlagen, die Verluste waren groß. Die Franzosen gaben 800 Todte und 6000 Verwundete an, was gewiß erlogen ist. Die Russen verloren 21.000 Mann und 80 Kanonen, die Oesterreicher mehr als ein Drittel ihrer Mannschaft, von den 9000 unter Kolowrat waren allein 2400 gefallen. Die Oesterreicher hatten auf allen Puncten mannhaft gefochten: die Hessen-Homburg- und

Szekler-Hußaren bei Telnitz, die Erzherzog Johann-Dragoner bei Pratzen, die Kürassierregimenter Nassau und Lothringen bei Blasowitz. Kienmayer, Kolowrat, Johannes Liechtenstein, die Generale Stutterheim, Nostiz, Moritz Liechtenstein hatten ihr Bestes gethan. Es war nicht ihre Schuld, daß die Schlacht verloren ging.

Kaiser Franz hatte die Nacht vor der Schlacht im Schloß Austerlitz, das einst Kaunitz gebaut und bewohnt hatte, zugebracht. Am Morgen war er mit Kaiser Alexander auf der Höhe von Pratzen. Fürst Schwarzenberg war vorgeritten und hatte den Feind erblickt. Er schickte sogleich den Obersten Graf Hardegg zum Kaiser. Dieser sah bereits die Spitze der feindlichen Colonne, die eben ihre Artillerie auf einem Felde aufstellte. Er begab sich dann auf eine andere Höhe, welche dem Feuer weniger ausgesetzt war, bis Schwarzenberg kam und ihn aufmerksam machte, daß die Mitte des Heeres durchbrochen und die Schlacht eigentlich schon verloren sei. Kaiser Franz ritt nun nach Austerlitz und später nach Tscheitsch (Čeič) zurück, wo er mit seinen Officieren die Nacht in einer Scheuer zubrachte.

Kaiser Alexander war von seinen Russen mit fortgerissen worden und ritt nur von seinem Leibarzt und Stallmeister begleitet querfeldein. Major Toll fand ihn unter einem Baume auf der Erde sitzen, wie er in Thränen ausbrach und das Gesicht mit dem Tuche bedeckte. So stolz seine Hoffnung am Morgen war, so tief fühlte er das Unglück der Armee. Er blieb über Nacht einige Stunden in einer Strohhütte, brach vor Tage wieder auf und traf in Tscheitsch mit Kaiser Franz zusammen. Nach einem kurzen Gespräch setzte der russische Kaiser seinen Weg fort und kam am 4. über die March nach Hollitsch.

Napoleon brachte die Nacht im Posthause zu Pohorzitz zu und verlegte Tags darauf sein Hauptquartier nach Austerlitz.

Von diesem Schloße erhielt auch die Schlacht den Namen. Die Soldaten und das Volk nannten sie die Dreikaiserschlacht.

Die Reste der verbündeten Armee sammelten sich am 3. December in Tscheitsch südlich von Austerlitz auf der Straße nach Ungarn. Nach und nach kamen die Trümmer der vierten Colonne, die Garden, die österreichische Cavallerie und die Abtheilung Bagration's, welche noch am wenigsten gelitten hatte. Das Heer war wieder beisammen, freilich vermindert an Zahl und, die österreichischen Geschütze ausgenommen, ohne Geschütz, schlecht mit Schießbedarf versehen, ohne Lebensmittel, ohne Gepäck. Weil Davoust die verbündete Armee bedrängte, führte sie Kutusow am 4. December nach Hollitsch über die March. Der Kampf hätte sich noch fortsetzen lassen. Am 6. traf Essen mit 12.000 Russen ein, Merveldt brachte 4000 Mann. Das stattliche Heer des Erzherzogs Karl war noch unberührt, Benningsen auf dem Weg nach Oesterreich. Zum Ausweichen nach Ungarn war Raum genug. Aber die beiden Fürsten waren tief entmuthigt. Kaiser Franz sehnte sich nach Frieden. Noch in der Nacht vom 2/3. December, nachdem er sich mit Kaiser Alexander beredet, schickte er den Fürsten Liechtenstein als Friedensboten zu Napoleon. Am Morgen des 4. December kam ein Brief des Marschall Berthier, worin Napoleon einen Waffenstillstand auf 24 Stunden bewilligte und Kaiser Franz zu einer Zusammenkunft einlud. Dieser stieg in einen Wagen und fuhr, von seinem General-Adjutanten Lamberti und den Fürsten Liechtenstein und Schwarzenberg begleitet, nach dem bestimmten Ort, die Mühle Spaleny bei dem Dorfe Nasiedlowitz nahe an der Landstraße. Er fand Napoleon auf freiem Felde bei einem Wachtfeuer, umgeben von einem glänzenden Gefolge. Napoleon ging dem österreichischen Kaiser entgegen und begrüßte ihn. „Ich bedauere, Sie an einem so schlechten Orte empfangen zu müssen."

„Sie wissen auch aus schlechten Quartieren großen Nutzen zu ziehen", erwiederte Kaiser Franz. Die Generale waren zurückgetreten und die beiden Kaiser besprachen sich allein gegen zwei Stunden auf freiem Felde. Das Ergebniß entsprach Napoleon's Wünschen. Er verlangte vor Allem, daß die russische Armee Oesterreich verlassen müsse. Kaiser Franz antwortete, er könne dafür gut stehen, es sei dies die Absicht des Kaisers Alexander. Die Hauptpuncte für einen Waffenstillstand und einen möglichen Frieden wurden bestimmt, und damit endigte die denkwürdige Unterredung. Napoleon begleitete noch den Kaiser Franz zum Wagen, sprach einige verbindliche Worte zu Schwarzenberg und ritt dann nach Austerlitz zurück. Kaiser Franz soll auf dem Rückwege zu dem Fürsten Liechtenstein gesagt haben: „Jetzt, seit ich ihn gesehen, kann ich ihn gar nicht mehr leiden". Er hatte den Mann kennen gelernt, der sich als Herr von Europa fühlte, er hatte sein halb freundliches, halb drohend rücksichtsloses Benehmen kennen gelernt. Gewiß hat er ihm diese Demüthigung nie vergessen, trotz aller späteren Friedenspolitik, und das österreichische Volk vergaß sie noch weniger. Noch am selben Abende gingen der österreichische General Stutterheim und der französische General Savary zu Kaiser Alexander nach Hollitsch, um ihm den Erfolg der Unterredung mitzutheilen. Er nahm sie gütig auf und willigte in den Waffenstillstand ein. Noch wenige Stunden vorher hatten die Franzosen die Russen verfolgt, jetzt verhallten einige Meilen von der March die letzten Schüsse.

Fürst Liechtenstein unterzeichnete am 6. December in Austerlitz ein Abkommen, nach welchem alle Feindseligkeiten eingestellt wurden: Die Russen verlassen Oesterreich, das ungarische Aufgebot wird entlassen, in Nikolsburg soll über den Frieden verhandelt werden. Die Franzosen bleiben bis dahin in Oester-

reich ob und unter der Enns, Tyrol, Venetien, Kärnten, Steiermark, Krain, Istrien; sie besetzen von Böhmen den Taborer Kreis, in Mähren Brünn und Znaim, in Ungarn Preßburg. Die March und die ungarische Grenze bilden die Scheidungslinie.

Kaiser Franz besuchte am 6. December in Hollitsch den Kaiser Alexander, der am selben Tage abreiste. Die beiden Fürsten hatten sich als Verbündete begrüßt und schieden in Spannung. Sie sollten sich nicht wieder sehen, bis die Interessen ihrer Völker sie wieder gegen den gemeinsamen Feind zusammenführten. Kutusow brach am 9. von Hollitsch auf, führte die Armee über Kaschau durch den Duklapaß nach Galizien und über Lemberg, Brody in die Heimat zurück. Regierung und Volk bezeigten ihnen alle Theilnahme und Fürsorge. Die Russen hatten sich gut geschlagen, waren aber von ihren Generalen schlecht geführt. „Sie haben alle die Tapferkeit eines Ebers, welcher in den Spieß läuft, aber ohne Geist und Kriegskenntniß“ schrieb ein Officier, der in ihren Reihen mitgefochten. Der österreichischen Armee konnten die Unglücksfälle von 1805 nicht zugerechnet werden, sie hat überall Muth, Treue, Disciplin bewiesen. Bei Ulm war sie das Opfer eines unsinnigen Generals. Erzherzog Ferdinand lieferte am 5. December, am Tag vor dem Waffenstillstand, den Bayern unter Wrede ein glückliches Gefecht bei Iglau; an dem großen Erfolg konnte dies nichts mehr ändern. Erzherzog Karl erhielt am 7. December die Kunde von dem Waffenstillstand und reiste sogleich (10. December) zum Kaiser Franz. Die Armee blieb in den Comitaten Oedenburg, Raab und Vesprim in Kriegsbereitschaft.

8.

Der Friede von Preßburg (26. December).

Der Friede war noch nicht geschlossen, aber er war eine traurige Nothwendigkeit. Die Russen wurden von allen Puncten abberufen, die Engländer und Schweden schifften sich wieder ein. Die Fürsten von Bayern, Baden und Württemberg schlossen ihre Verträge mit Napoleon, noch bevor der Friede mit Oesterreich abgeschlossen war. Sie verpflichteten sich zum Kriegsdienst für Frankreich und erhielten dafür Titel und die volle Souverainetät über ihre Lande. Und Preußen? Wie oft hatte man in Oesterreich und Deutschland den Ruf gehört: „kommt Preußen nicht bald?" Nur zu sehr hatte man im verbündeten Lager Recht, wenn man meinte, auf Preußen sei gar nicht zu hoffen. Derselbe Gesandte, welcher von Berlin abgereist war, um Napoleon den Krieg anzukündigen, wenn er sich nicht fügte, schloß nun am 15. December in Schönbrunn mit Napoleon ein Bündniß, in welchem Preußen sich in der That dem Protectorate Napoleon's unterwarf.

Von allen verlassen, fügte sich Kaiser Franz den harten Friedensbedingungen. Talleyrand, Liechtenstein und Gyulai hatten die Verhandlung in Brünn begonnen und in Preßburg beendet. Am 26. December 1805, man kann sagen, zwischen den Vorposten der Armeen, denn das Heer des Erzherzogs war im Anmarsch gegen Wien, wurde der Friede zu Preßburg unterzeichnet.

Oesterreich erkennt alle Veränderungen in Holland, in der Schweiz, die Einverleibung Genuas, das Königreich Italien, an. Venetien wird mit seinen Nebenländern: Friaul, Istrien und Dalmatien an das Königreich Italien abgetreten. Der

Friede gilt zugleich für Bayern, Baden, Württemberg und Holland. Oesterreich erkennt die Königswürde und die Souverainetät für Bayern und Württemberg, sowie den Titel eines Großherzogs für Baden an. An Bayern fallen: die Markgrafschaft Burgau, Vorarlberg, die Grafschaft Hohenembs und Königsegg, die Herrschaften Tettnang und Anger, Stadt und Gebiet von Lindau, ganz Tyrol mit Brixen und Trient, auch die 1803 an Oesterreich überlassenen Theile der Stifte Eichstädt und Passau. Die Reichsstadt Augsburg wird Bayern unterthänig. Oesterreich überläßt an Württemberg die fünf Donaustädte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Sulgau, die Grafschaft Hohenberg, die Landgrafschaft Nellenburg, die Vogtei Altdorf, den Theil des Breisgaues, der von württembergischem Gebiet eingeschlossen ist; die Städte Villingen und Breunlingen, die Grafschaft Bonndorf, seit 1803 dem Johanniterorden zugehörig, fallen an Württemberg. Baden erhält den Rest der vorderösterreichischen Besitzungen: den Breisgau, die Ortenau, die Stadt Constanz und die Comthurei Meinau. Der Kaiser entsagt als Fürst von Oesterreich allen Rechten und Ansprüchen, welche er innerhalb der Gebiete von Bayern, Württemberg und Baden erheben könnte, als Reichsoberhaupt allen Lehensrechten der kaiserlichen Würde.

Für alle diese Verluste erhält Oesterreich das Herzogthum Salzburg und Berchtesgaden, welche 1803 dem Großherzog von Toscana zugewiesen waren. Dieser wird mit Würzburg und dem Titel eines Kurfürsten entschädigt. Die Würde und die Einkünfte eines Deutschordensmeisters sollen fortan im österreichischen Erzhause erblich sein. Der Kaiser wird einen Erzherzog dafür ernennen. Dem Herzog von Modena, dessen Besitz an Bayern fiel, wurde eine Entschädigung zugesprochen, aber nie geleistet. Oesterreich verlor, auch wenn man die Erwer-

bung von Salzburg und Berchtesgaden in Abzug brachte, 1140 □Meilen mit 2,800.000 Einw.; es verlor das Land Tyrol mit seinem treuen tapferen Volke, es verlor die schönen Vorlande, die alten Stammgüter des Hauses Habsburg, deren Volk so viel streitbare Männer, Gelehrte und Staatsmänner nach Oesterreich gesendet hatte. Oesterreich hatte keinen Fuß breit Boden mehr, nicht am Rhein, nicht am Schwarzwalde, nicht an der obern Donau. Sein Zusammenhang mit der Schweiz, mit Italien war zerrissen, aus Deutschland war es vollends ausgeschieden. Die Grenzen standen offen, von Italien, von Bayern und Franken konnten die Feinde ungestört ins Land rücken. Wohl blieb Oesterreich mit seinen Gebirgsländern, mit Ungarn und Böhmen eine Großmacht, aber es gab keinen Ersatz für Venedig, für die Häfen am adriatischen Meere und am wenigsten für Tyrol. Von diesem hatte Oesterreich nichts als die Ambraser Sammlung, welche nach Wien geführt war. Kaiser Franz schrieb aus Hollitsch am 29. December an die Tyroler, wie schmerzlich es ihm gewesen, dem Lande entsagen zu müssen, seine Treue und Anhänglichkeit werde ihm unvergeßlich bleiben; er habe dahin getrachtet, daß das Land wenigstens ungetheilt bleibe und seine Verfassung behalte.

Neben dem Verluste an Land und Leuten mußte Oesterreich noch 40 Millionen Kriegskosten zahlen. Und wie hatten die Franzosen das Land ausgesogen und ausgeraubt! Unter den verschiedensten Namen erhoben sie Contributionen und Requisitionen. Wo sie hinkamen, wurden Cassen und Magazine geleert, so in Preßburg, Stockerau, Grätz und Wien. Das Land mußte den Truppen alles Brod, Fleisch, Wein, Bier, Salz, Tuch, Betten bis zu den Apothekerkosten bezahlen. Die Generale rechneten ihren Küchenbedarf auf und forderten noch besondere Geschenke als einen „Ehrenwein". So nahm der General Loison

in Botzen 125.000 Thaler, Marschall Ney 126.000 Franken, Meran mußte dem General Marcognet 1100 Gulden geben. Die Kosten der französischen Invasion in Tyrol wurden auf 1,300.000 fl. berechnet. Die Landschaft gab an Geschenken allein 156.000 fl. In Salzburg hatte Moreau 1801 eine Contribution von 2 Millionen Gulden erhoben; 1805 kosteten die Franzosen dem Lande wieder 1,907.000 fl. Bernadotte, Ney und andere Generale erhielten an Geschenken 188.000 fl. In Niederösterreich kostete die Verpflegung der Franzosen durch die 62 Tage 50 Millionen Gulden. Besonders wurden die Klöster heimgesucht. Melk mußte bei dem Durchmarsche im November allein 95.000 Bouteillen Wein abgeben. Den Bauern wurden die Pferde weggenommen.

Unter den Städten hatte Wien am meisten zu leiden. Die französischen Soldaten hielten noch Mannszucht, nur trieben sie Mißbrauch mit der Agiotage; sie wurden nämlich in österreichischem Papiergeld ausbezahlt und wechselten dies mit dem höchsten Preise um. Die verschiedensten Gerüchte durchliefen die Stadt. Eines Tages hieß es, Napoleon sei todt. Einzelne Excesse kannten nicht verhütet werden. Als nach der Schlacht von Austerlitz gefangene Russen durch die Stadt geführt wurden, kam es inmitten der Stadt zu einem Handgemenge. Im Ganzen blieb die Stadt ruhig. Dafür belobte Napoleon die Wiener Bürger in seiner Abschieds-Proclamation vom 28. December: „als sie unter seinem Befehle standen“. Als einen Beweis seiner Achtung stellte er ihnen das bürgerliche Zeughaus zurück, aber nur mit den alten Waffen, welche seine Soldaten nicht brauchen konnten. Aus dem kaiserlichen Zeughause war schon früher alles Kriegsmateriale, 2000 Kanonen, 100.000 Gewehre fortgeschafft. Aus der Ambraser Sammlung ließ Napoleon die schöne Rüstung Karl Bourbon's wegnehmen;

sie ist noch heute in Paris. Am 10. December 1805 wurde den Ständen von Niederösterreich und der Stadt eine Contribution von 32 Millionen Francs auferlegt; als Abschlagszahlung wurden sogleich aus der ständischen und städtischen Casse 2 Millionen Gulden weggenommen. 14 Millionen entfielen für Wien, 1,200.000 fl. für die Wiener Großhändler, 2 Millionen Francs ließ Napoleon an seine Officiere vertheilen. Die Statue Joseph's II., welche noch nicht aufgestellt war, ließen sich die Franzosen nach dem Gewichte abkaufen. Bei dem großen Bedarf an Fleisch, Brod und Wein fehlte es dem Volk oft an den nothwendigen Lebensmitteln. Desungeachtet zeigte sich der mildthätige, barmherzige Sinn der Wiener. In den Spitälern lagen Franzosen und Russen nebeneinander. Das Augustinerkloster war in ein Spital umgewandelt, 8 Geistliche, welche die Kranken pflegten, starben am Typhus. Die Frau eines Schlossermeisters, Francisca Klähr, verpflegte in einem Spitale 200 Verwundete. Die Fürstin Lubomirska gab 100.000 Ducaten, um das arme Volk von der Contribution zu befreien. Auch an dem alten Humor der Wiener fehlte es nicht, der städtische Commissär übergab eine Lieferung an die Franzosen mit den Worten: „Da sind die verlangten 10.000 Betten für eure 1600 Verwundeten von Austerlitz".

Napoleon war nach der Schlacht von Austerlitz nach Schönbrunn zurückgekehrt. Am 15. December wohnte er dort einem Concert bei, welches Cherubini leitete. Bei der Revue, die er am 19. December bei Schönbrunn hielt, konnten die Wiener das graue Ungethüm, welches der Schrecken der Welt war, genau betrachten. Am Tage nach dem Frieden traf Napoleon im Jägerhause zu Stammersdorf an der Brünnerstraße mit dem Erzherzog Karl zusammen. Am 28. December wurde der Friede durch ein Tedeum in der Stephanskirche ge-

feiert, wobei Bürger und Franzosen Spalier machten. Am Abend desselben Tages verließ Napoleon mit seinen Garden und Mameluken die Stadt. Bald wurde Wien auch von den französischen Generalen, Beamten und von der „französischen Presse“, welche von hier ihre lügenhaften Berichte in die Welt sandte, befreit. Der Abmarsch des feindlichen Heeres dauerte bis zum 13. Januar. Noch in den letzten Tagen kamen Angriffe auf französische Soldaten vor.

Kaiser Franz hatte die Weihnachten in Hollitsch zugebracht, war dann in Feldsberg und kehrte erst am 16. Januar nach Wien zurück. Die Reise glich einem Triumphzuge. Die Straßen waren wie im Mai mit Fichten und Tannen geziert; meilenweit kamen die Bauern her, in allen Dörfern wurde musicirt und jubilirt. Die Stadt Wien feierte einen ihrer schönsten Tage. Als der Kaiser und die Kaiserin wieder in die Stadt einfuhren, begleitete sie eine jubelnde Menge von der Donau herein. Im Stephansdome ging der Kaiser auf Blüthen und Blumen zum Altare, an dem der alte Erzbischof das: „Herr Gott, dich loben wir“ anstimmte. Ein Fürst, der Länder erobert, sein Volk bereichert, es aus Druck und Knechtschaft befreit hatte, konnte nicht würdiger, nicht freudiger empfangen werden. Zwei Tage nachher rückten zwei Regimenter der italienischen Armee, welche am 2. Januar aufgelöst war, in die Stadt. Die Erzherzoge Karl und Johann kehrten zurück. Allmälig fanden sich auch die Flüchtlinge aus Mähren und Ungarn wieder ein. Alles schien in das gewohnte Geleise zurückzukehren. Wien genoß wieder seine musikalischen Freuden und hatte Ursache dazu, denn die größten Meister lebten damals in seinen Mauern: der alte Haydn, Beethoven, Salieri, Clementi, Weigl.

III.

Die Friedensjahre von 1806—1809.

9.

Niederlegung der deutschen Kaiserwürde 6. August 1806.

Am 17. Juli 1806 unterzeichneten sechzehn deutsche Fürsten, voran die von Bayern, Württemberg und Baden, zu Paris einen Vertrag, in welchem sie als „rheinische Bundesstaaten" einen besonderen Bund schlossen, sich vom Reiche und seinen Gesetzen, sowie von Oesterreich und Preußen lossagten und sich in den Schutz und in die Dienstpflicht Frankreichs begaben. Sie erhielten die Gewalt über alle in ihrem Gebiete eingeschlossene reichsfreie Städte, Dörfer, über die Güter des reichsfreien Adels und alle Klöster und Bisthümer, die 1803 bei der Säcularisation verschont waren. Diese wurden der neuen Regierung unterthänig, oder wie der Ausdruck lautete: „mediatisirt". Die ständische Verfassung wurde aufgehoben und eine neue rein staatliche Verwaltung eingeführt. Am 1. August wurde der Vertrag dem Reichstage in Regensburg mitgetheilt

und zugleich die Erklärung abgegeben, daß man das Reich als aufgelöst ansehe.

Da nun die deutsche Kaiserwürde ohne Inhalt, ohne Recht und Gewalt war, erklärte Kaiser Franz am 6. August 1806, daß er die deutsche Kaiserkrone niederlege. „Bei der Ueberzeugung von der gänzlichen Unmöglichkeit, die Pflichten des kaiserlichen Amtes länger zu erfüllen", hieß es in der Schrift, welche der Gesandte am 11. August dem Reichstage zu Regensburg mittheilte, „sei der Kaiser es seinen Grundsätzen und seiner Würde schuldig, auf eine Krone zu verzichten, welche nur solange Werth für ihn hatte, als er dem Vertrauen der Fürsten und der Stände des Reiches entsprechen und seine Pflichten erfüllen konnte". Er erklärte, daß er die Kaiserkrone niederlege und alle Fürsten, Stände und Beamte des Reiches von den Pflichten entbinde, womit sie an das Reichsoberhaupt gebunden; zugleich löse er die österreichisch-deutschen Provinzen von allen Verbindlichkeiten, welche sie unter was immer für einem Titel gegen das deutsche Reich hatten; er wolle diese Länder in Vereinigung mit den übrigen Provinzen des österreichischen Staates als Kaiser von Oesterreich im Frieden mit allen Mächten regieren.

Die Erklärung wurde ohne Protest, ohne Klage aufgenommen, die Gesandten gingen auseinander. In Wien wurde der Reichshofrath und die Reichskanzlei geschlossen. So zerfiel das deutsche Reich, das einst der Welt Gesetze vorgeschrieben, nach einem tausendjährigen Bestande in heilloser Verwirrung. Karl der Große hatte im Jahre 800 die römische Kaiserwürde erneuert, seit Otto I. 962 war sie bei dem Reiche deutscher Nation und seit 1438 bei dem Hause Oesterreich. Kaiser Franz II. war der zwanzigste und der letzte in der Reihe der Fürsten seines Hauses, welche die deutsche Kaiserkrone getragen. Hinfort nannte er sich Franz I., Kaiser von Oesterreich.

Der Südwesten Deutschlands war ein Vasallenstaat Frankreichs geworden. 163.000 Mann stellten die Fürsten Napoleon zu Diensten für jeden Krieg, den er unternehmen würde, und Preußen hatte bereits am 15. Februar 1806 einen Vertrag mit Frankreich geschlossen, der einer Capitulation ähnlicher sah, als einem Bündnisse. Wie sehr Napoleon den Sieg über Oesterreich und das Protectorat des Rheinbundes für seine Herrschaft ausnützte, zeigten seine nächsten Schritte. Oesterreich wurde vom Rheinbunde als eine fremde Macht betrachtet, aber ein Franzose Murat wurde als Herzog von Cleve und Berg in den Bund aufgenommen, ein französischer Priester Fesch, der nicht deutsch verstand, zum Coadjutor des Erzkanzlers bestimmt. Napoleon vermälte seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais mit einer bayerischen Prinzessin und seine Adoptiv-Tochter Stephanie mit dem Kurprinzen von Baden. Die Bourbonen in Neapel wurden ihres Thrones beraubt. Das schöne Königreich gab Napoleon seinem Bruder Joseph, das Fürstenthum Guastalla seiner Schwester Pauline, das Königreich Holland seinem Bruder Ludwig. Seine Feldherren und Staatsmänner bekamen Renten, Gebiete und Titel. Wie früher die Republik sich mit kleineren Republiken umgeben hatte, so reihte Napoleon an das Kaiserreich Fürstenthümer und Königreiche, die er von seinem Cabinet ebenso unumschränkt beherrschte wie Frankreich selbst.

10.

Graf Philipp Stadion.

Kaiser Franz hatte die deutsche Kaiserkrone mit schmerzlicher Resignation niedergelegt. Er war durch und durch ein deutscher Fürst. Bei aller Selbständigkeit der österreichischen Interessen nahm er wie seine Vorfahren die Verbindung mit

Deutschland immer als einen Hauptgrundsatz der österreichischen Politik. Er wußte, daß Oesterreich mit deutschem Blute großgezogen war, daß die deutsche Cultur alle Adern seines Lebens durchdringe. Alle jene waren im Irrthum, welche meinten, der Kaiser solle seine Residenz nach Ofen verlegen. Als nun Napoleon seinen gefürchteten Scepter über die deutschen Lande legte, empörte sich in Kaiser Franz der ganze Stolz seines Hauses. Er hatte den Frieden nur als eine aufgedrungene Fessel angenommen, er hoffte auf eine bessere Wendung, auf die innere Erstarkung Oesterreichs, auf neue Bündnisse und neuen Krieg. Die Leiter der Regierung hatten sein Vertrauen verloren, neue Männer kamen ins Ministerium und mit ihnen neue Grundsätze. Der alte Minister Franz Colloredo war schon am 14. November ausgeschieden, der alte Graf Leopold Kolowrat trat 1808 aus, statt ihrer leiteten die innere Politik Graf Rudolf Chotek, Oberstburggraf, 1805 ins Ministerium berufen, und Graf Zinzendorf. Graf Wenzel Kolowrat wurde Hofkriegsrathspräsident. Graf Zichy, Hofkammerpräsident, wurde 1808 entlassen, statt seiner trat Graf O'Donell ein. Cobenzl, Collenbach, der Generaladjutant Lamberti waren schon 1805 gleich nach dem Frieden entfernt. Die wichtigsten Persönlichkeiten des Ministeriums waren jedoch Graf Philipp Stadion seit 20. Jänner 1806 Staatskanzler, und Erzherzog Karl seit 10. Februar 1806 Kriegsminister. Sie waren die Träger der Regierung, sie gaben ihr Impuls, Kraft und Leben. Seit Kaiser Joseph's Zeit war kein Ministerium mit solchem Vertrauen, mit solcher Begeisterung vom Volke aufgenommen worden. Sie waren die Männer der That, der Energie, sie verstanden und würdigten die öffentliche Meinung, den Sinn des Volkes, sie setzten die schöpferischen Kräfte über die mechanischen, sie brachten in die Regierung den Geist der Rührigkeit und Thätigkeit.

Von ihrem Wirken ging ein Leben aus, das noch heute in allen Regungen zu spüren ist. Der Grundgedanke des neuen Ministeriums war der Krieg gegen Napoleon. In der Thätigkeit dafür ergänzten sich die beiden Männer. Während Stadion an eine Verbindung aller europäischen Mächte, an die Entfesselung aller Leidenschaften der gedrückten Völker dachte, arbeitete Erzherzog Karl für die ruhige Sammlung der militärischen Kräfte Oesterreichs.

Graf Johann Philipp Stadion war geboren am 18. Juni 1763 in Mainz. Seine Familie, ursprünglich ein rhätisches Rittergeschlecht, aber seit langer Zeit in Schwaben und Oesterreich ansässig, hatte dem Hause Oesterreich wichtige Dienste geleistet. Philipp Stadion kam als junger Mann unter Kaunitz in die österreichische Diplomatie, war 1790—1791 Gesandter in Schweden, 1791—1793 in England. Als Thugut ihm den alten Mercy zur Seite setzen wollte, verließ Stadion den Dienst und lebte von 1794 — 1801 zurückgezogen in Regensburg und Wien. Graf Trautmannsdorf, 1801 Minister des Aeußern, schickte Stadion nach Berlin; 1804 kam er nach St. Petersburg, begleitete 1805 den Kaiser Alexander nach Oesterreich und wurde 20. Jänner 1806 zum Staatskanzler ernannt. Es war bezeichnend, daß Kaiser Franz dem Manne, der 1805 die Allianz mit Rußland abgeschlossen, der immer für die Politik des kriegerischen Widerstandes gearbeitet hatte, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertrug. Stadion war ein freisinniger deutscher Edelmann, unabhängig in seinen Meinungen, fest in seinen Entschlüssen. Wie Stein haßte er die Revolution und Usurpation und vertheidigte die Freiheit Deutschlands aus Grundsatz und Vorliebe. Der Aufenthalt in England hatte seinen politischen Ansichten Nahrung und Halt gegeben. Der Rheinbund war für ihn ein rechtloser Zustand. Wie 1805 ar-

beitete er an einer Verbindung der alten Mächte Europas; die freie Volkskraft sollte die geordneten Heere in dem Kampfe gegen Frankreich unterstützen. Er machte kein Hehl daraus, daß in Oesterreich mit der alten Regierungsweise gebrochen werden müsse, wenn es mit Kraft und Bewußtsein in den Kampf gehen wolle. Seine Feinde nannten ihn leichtfertig, heißblütig, aber er paßte für diese Zeit, indem er die persönliche Freiheit, die Begeisterung, den Gemeinsinn so hoch stellte und den Blick offen hielt für die Bewegung des Volkes.

Unter Stadion kam Gentz in seine beste Thätigkeit. Er war durch sein schriftstellerisches Talent, durch die Verbindung mit den englischen Staatsmännern, durch die Consequenz, mit der er die Interessen Oesterreichs vertheidigte, in jenen Jahren eine unschätzbare Kraft. 1806 erschien seine Schrift: „Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichtes in Europa“. 1809 schrieb er das Kriegsmanifest. Mit all den glänzenden Gaben seines Geistes bekämpfte er die Ideen des Buonapartismus und ihre zerstörenden Wirkungen. Eine andere Hilfskraft war der Freiherr von Hormayr, von Geburt ein Tyroler, damals im Dienste der Staatskanzlei, ein junger Mann, geistreich, ungemein thätig, von einem glühenden Ehrgeiz beseelt, ein Kenner der tyrolischen Landesverhältnisse und der literarischen Kräfte des Reiches. Er begann 1807 den österreichischen Plutarch, gab 1808 und 1809 Schriften über den spanischen Krieg, über die Einverleibung des Kirchenstaates, über den Krieg in der Vendée heraus. 1809 gründete er „das Archiv für Geschichte, Statistik und Literatur“, das erste gemeinsame Organ für die wissenschaftlichen Richtungen in Oesterreich. 1809 wurde er Hof-Commissär in Tyrol und Vorarlberg, er bereitete den Aufstand in Tyrol vor und schrieb die ersten Aufrufe für das Volk.

Durch ganz Oesterreich ging seit 1806 ein erfrischender Hauch des Lebens; die Erstarrung, in welche das Staatsleben versunken war, schien sich zu lösen, die Bahn der Reform offen, jedem rühmlichen ehrenhaften Streben Raum gegeben. Die Worte des Aufrufes vom 1. Februar 1806, welchen Kaiser Franz an sein Volk erließ, wurden als das Programm einer neuen Zeit begrüßt. „Die Wunden, welche der Krieg schlug, sind tief, nur Jahre können hinreichen, sie ganz zu heilen und den Druck von Leiden zu verwischen, welcher aus diesem unglücklichen Zeitraume hervorgegangen. Die Staatsverwaltung hat mehr als jemals schwere Pflichten zu erfüllen und sie wird sie erfüllen. Aber sie hat auch mehr als jemals die höchsten Rechte auf die Mitwirkung aller Volksclassen zu dem wohlthätigen Zwecke: die inneren Staatskräfte durch Verbreitung der wahren Geistescultur, durch Belebung der Nationalindustrie in allen ihren Zweigen, durch Wiederherstellung des öffentlichen Credits zu erhöhen und dadurch die Monarchie auf jener Stufe zu erhalten, welche sie bisher unter den Staaten Europa's behauptete."

An eine durchgreifende Umgestaltung der Verfassung und Verwaltung wurde nicht Hand angelegt; aber es war doch ein frischeres freieres Leben bemerkbar, wie man es seit Joseph's Zeiten nicht verspürt hatte. Die Censur wurde milder, man regte Talente an, suchte sie hervor, die Regierung gewährte den Gemeinden eine freiere Thätigkeit, sie suchte der Finanznoth abzuhelfen. Selbst Fremde waren von dem Umschwung der Geister überrascht; „es scheint", schrieb einer, „als wenn Oesterreich seine innere Kraft zum ersten Male recht erprobt und anwendet". Es war so recht an der Zeit, daß damals (24. November 1807) die Statue Joseph's II., von dem Bildhauer Zauner in Erz gegossen, aufgestellt wurde, denn im Volke lebte

das Andenken an die edle Persönlichkeit des Kaisers wie an seine Schöpfungen unvergänglich fort.

Inmitten dieser Schwingungen erfolgte der Bruch Preußens mit Frankreich. In seinen Interessen wie in seiner Ehre von Napoleon tief beleidigt, hatte sich der König von Preußen zum Krieg entschlossen. Der Umschlag war so rasch erfolgt, das Vertrauen auf die Kraft und Tapferkeit der Armee war so groß, daß sich das preußische Cabinet erst Ende September nach Bundesgenossen umsah, zu einer Zeit, wo Napoleon schon eine Armee von 200.000 Mann in Bewegung setzte. So sehr das österreichische Cabinet anfangs die Aufrichtigkeit der neuen Politik Preußens bezweifelte, so geneigt zeigte es sich, als es Ernst wurde, mit Preußen gemeinsame Sache zu machen, keinesfalls Preußen auf die Dauer im Stich zu lassen. „Wie schwierig und unsicher auch unsere Lage in dem Augenblick sein mag“, schrieb Stadion am 16. September, „niemals werden weder der Kaiser noch ich unsere Sache von der Preußens trennen“. Oesterreich begann für den Anbeginn eine freundschaftliche Neutralität. Für eine rasche Kriegsaction war es zu geschwächt, zu wenig gerüstet, die Finanzmänner riethen von jedem Kriege ab, die Männer des Krieges wenigstens zur Vorsicht. Während die Fäden in London und St. Petersburg angesponnen wurden, schickte Preußen, nur mit Sachsen verbündet, seine Armee ins Feld. Sie zählte mit den Sachsen 150.000 Mann, aber die Wehrverfassung war veraltet, die oberste Leitung ohne Geist, die Ausrüstung mangelhaft. Am 10. October erfolgte das erste Treffen mit dem Feinde, am 14. October die Doppelschlacht von Jena und Auerstädt, in welcher die preußische Armee geschlagen und vernichtet wurde. Was nachfolgte, war noch ärger, als die Schlacht selbst, nämlich der unaufhaltsame Rückzug der Heerestrümmer, die schmachvolle Uebergabe

der Festungen, der Verlust des Landes bis zur Oder und Weichsel bis zu dem charakteristischen Aufrufe des Grafen Schulenburg an die Berliner: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht". In dieser Noth wandte sich Preußen an Oesterreich. Seine Diplomaten schrieben, daß ohne Oesterreich an kein Heil und keine Rettung zu denken sei. Der Kaiser hatte bei dem Ausbruche des Krieges an der Nordgrenze ein Heer zum Schutz seines Landes aufgestellt und dieses bei dem Fortgang des Krieges so verstärkt, daß es zur gelegenen Zeit eingreifen konnte. In seiner unschlüssigen Art gab Kaiser Franz im Winter keine Zusage an Preußen, aber er wies entschieden die Lockung Napoleon's zurück, der für ein Bündniß mit ihm einen Theil von Preußisch-Schlesien anbot. Erst als die Russen und Preußen (7. und 8. Februar) bei Preußisch-Eylau so tapfer fochten, daß bei aller Anstrengung Napoleon's die Schlacht ohne Entscheidung blieb, wurden in Oesterreich die Rüstungen und der Abschluß eines Bündnisses mit Preußen eifriger betrieben. Darüber verging das Frühjahr, bis die unglückliche Schlacht bei Friedland (14. Juni) alle Hoffnungen vereitelte. Am selben Tage, an welchem der österreichische General Stutterheim in Tilsit eintraf, um die bewaffnete Vermittlung seines Kaisers anzubieten, am 9. Juli schloß Preußen den Friedensvertrag mit Frankreich, der es zerstückte, demüthigte, die Hälfte des Landes nahm und der Willkür Frankreichs Preis gab. Der Kaiser von Rußland war bereits von Preußen abgefallen und seit 7. Juli mit Napoleon verbündet. Der Kurfürst von Sachsen trat dem Rheinbunde bei, erhielt den Königstitel und im Frieden das polnische Südpreußen als „Herzogthum Warschau". Auch die sächsischen Herzoge von Weimar und Gotha-Coburg schlossen ähnliche Verträge, der Kurfürst von Hessen wurde verjagt, mitten in Deutschland ein Königreich West-

phalen für Hieronymus, den leichtsinnigen Bruder Napoleon's, geschaffen.

Napoleon benützte die im Tilsiter Frieden gewonnenen politischen und militärischen Vortheile für neue Eroberungen. Auf dem Congresse zu Erfurt (27. September bis 14. October 1808) sah das 19. Jahrhundert ein Schauspiel, wie es die Welt seit den römischen Triumvirn nicht erlebt. Die beiden Kaiser von Frankreich und Rußland einigten sich am 12. October zum Zweck einer gemeinsamen Knechtung Europa's, gaben einander ihre alten Freunde Preis und bereicherten sich mit ihrem Raube. Rußland wurde der Erwerb von Finnland und der Donaufürstenthümer zugesichert. Napoleon verrieth die Türken, um seine Waffen gegen die spanischen Bourbons zu wenden. Bei diesem Congresse gingen die Rheinbundfürsten gleich Vasallen im Gefolge des französischen Kaisers. Das Haus Oesterreich hatte keinen Prinzen, sondern den General Vincent geschickt, der ein ceremonielles Schreiben des Kaiser Franz überbrachte. Europa schien zwischen Rußland und Frankreich getheilt. Napoleon regierte sein Reich so sicher und unumschränkt, wie nie ein König von Frankreich. Holland, die Schweiz, Italien, die Fürsten Deutschlands waren ihm unterthan. Nur in Spanien erhob sich das Volk gegen die Fremdherrschaft; England trat als dessen Verbündeter auf. An das englische Heer gelehnt, von englischen Hilfsquellen genährt und belebt, hatten die Aufständischen die Franzosen bis in die Grenzprovinzen zurückgedrängt. Dieses Beispiel einer heldenmüthigen Selbständigkeit stärkte das Nationalgefühl in Deutschland, erhob den Muth und erweckte die Hoffnung, daß sich Oesterreich und Preußen und mit ihnen das ganze Volk erheben würden, um den grimmigsten Feind der Deutschen zu Boden zu werfen.

In Oesterreich war die öffentliche Meinung unbedingt für den Krieg. Der Bürger und Bauer haßte die Franzosen, die ihn seit Jahren in Unruhe und Noth hielten. Noch tiefer ging der Haß des österreichischen Adels gegen die napoleonische Despotie. Eine Reihe österreichischer Familien stammte aus dem Reiche, besaß dort Güter und hatte durch die Mediatisirung Rechte und Einkommen verloren; so die Auersperg, Aspremont, Dietrichstein, Fürstenberg, Königsegg, Lobkowitz, Metternich, Salm, Schwarzenberg, Sinzendorf, Stadion, Sternberg u. a. Die Glieder dieser Familien umgaben den Hof und bekleideten die höchsten Stellen im Staate, sie hatten die Neigung zum Kriege und waren zu allen Opfern bereit. Die Regierung war von dem Gefühle durchdrungen, daß man die Stimmung des Volkes hören und nutzen müsse. Die Erzherzoge Johann und Maximilian hofften, so zurückhaltend sie in jeder Kundgebung waren, auf eine kräftige Ermannung. Ebenso die junge Kaiserin Maria Luise, mit welcher sich Kaiser Franz am 6. Jänner 1808 vermält hatte, und die in Oesterreich geliebt und geehrt wurde, wie die Königin Luise in Preußen. Kaiser Franz, mißtrauisch gegen sich und die Kraft des Landes, ließ sich von den Stimmungen nicht leicht fortreißen; aber er betrachtete den Krieg mit Frankreich früher oder später als unvermeidlich und wollte darauf vorbereitet sein. Der Bund Rußlands mit Frankreich bedrohte die Freiheit Oesterreichs, das Verfahren Napoleon's verletzte und beleidigte seine Interessen wie seine Ehre. Der österreichische Gesandte, Graf Metternich, den Stadion 1806 nach Paris geschickt hatte, mußte die Ungunst Napoleon's schon bei den Unterhandlungen über einige Puncte des Preßburger Friedens erfahren. Die Russen wollten Cattaro, das sie seit 1805 besetzt hielten, die Franzosen deshalb Braunau nicht herausgeben. Als die Streitigkeiten im Vertrage zu Fon-

tainebleau (10. October 1807) beigelegt wurden, mußte sich Oesterreich am Isonzo eine Grenzberichtigung und eine Militärstraße nach Dalmatien gefallen lassen; die Franzosen versprachen dafür Braunau zu räumen, was aber doch nicht geschah. Metternich hatte einen schlimmen Stand in Paris, er hatte nichts als Klagen anzubringen und Klagen anzuhören. Seine Berichte über die Niederlagen der Franzosen in Spanien, über die Mißstimmung in Paris wie über das gebrechliche Bündniß mit Rußland', wenn Napoleon dem Zar die Türkei nicht überlassen würde, brachten im österreichischen Cabinete den mächtigsten Eindruck hervor. Sie gaben den Hoffnungen Stadion's Halt und Ziel, und trieben den Kaiser aus seiner schwankenden Politik heraus. Oesterreich war seit 1806, als es Preußen unterstützen wollte, bewaffnet geblieben und hatte sich fortwährend verstärkt. Um die Mitte des Jahres 1808 war kein Zweifel mehr, daß ein neuer Krieg mit Frankreich bevorstehe. Die Regierung traf alle Anstalten, die Kräfte des Landes zu vereinigen und von außen die Hilfe zu suchen, wo sie zu finden war, in der Höhe und in der Tiefe.

Napoleon wollte in dem Moment, wo Spanien seine ganze Aufmerksamkeit erforderte, keinen Krieg mit Oesterreich. Sein Minister sollte das österreichische Cabinet beschwichtigen, er selbst aber führte eine Sprache, wie sie zwischen freien Fürsten und Staaten niemals geführt worden war. Am 15. August 1808, als alle Diplomaten zur Feier des Napoleonstages bei Hofe erschienen, ging Napoleon zornig auf Metternich zu, und fuhr ihn an: „Was will denn Ihr Kaiser?" „Er will, daß Sie seinen Gesandten respectiren", erwiederte Metternich. Napoleon sprach dann weiter, nannte die Habsburg-Lothringer Großofficiere von Frankreich, kritisirte und beleidigte Oesterreich. Noch verletzender begegnete er Vincent in Erfurt: „Ich bin in

der Lage gewesen", sagte er, „die Monarchie Ihres Kaisers aufzulösen, wenigstens sie weniger mächtig zu lassen, ich habe es nicht gewollt; was sie ist, ist sie durch mein Zugeständniß". Seitdem wurde die Spannung zwischen den Cabineten von Wien und Paris immer bedenklicher. Zwar gab Kaiser Franz in einem Briefe an Napoleon friedliche Versicherungen; doch dieser glaubte nicht daran, und Oesterreich setzte seine Rüstungen fort.

11.

Erzherzog Karl — Reform des Heerwesens — Landwehr.

Der Erzherzog Karl hatte, seit er 1806 die oberste Leitung des Heerwesens übernommen, alles gethan, um die militärischen Kräfte Oesterreichs zu stärken und zu vermehren. Nach dem Frieden war in der Armee wie im Civil aufgeräumt worden. Fünf und zwanzig Generale wurden pensionirt, die besseren Führer hervorgehoben. Der Erzherzog vereinfachte die oberste Leitung, theilte nach dem Muster der Franzosen die Armee in einzelne Corps, deren jedes ein Ganzes für sich bildete. Das Exerciren wurde vereinfacht, die Artillerie ergänzt, Jäger-Bataillone, Depots für Recruten und für Pferde wurden errichtet. Man wirkte auf die Hebung des Officierstandes, wie auf das Ehrgefühl des gemeinen Mannes. Das Reglement von 1808 untersagte jede Brutalität gegen die Soldaten, „weil sie das Ehrgefühl vernichte, welches die Seele des Soldaten sein soll". Der Erzherzog begann 1806 seine zwei berühmten Werke: „Grundsätze der höheren Kriegskunst", „Beiträge zum praktischen Unterricht", welche eine Fundgrube für intelligente Officiere wurden. Ein neues Befestigungssystem wurde aufgenommen. Die Ennslinie, Bruck in Steiermark sollten befestiget, das Thal bei Altenmarkt versperrt werden, Olmütz und Komorn wurden verstärkt. Leider kam sehr wenig zur Ausführung.

Der Erzherzog schuf einen nationalen Heerbann zur Vertheidigung des Vaterlandes und gab damit dem stehenden Heere einen Rückhalt und dem Kriege die alte volksthümliche Grundlage. Ein Patent vom 12. Mai 1808 verordnete die Bildung einer Landmiliz als dauernde Reserve der activen Armee. Im Bezirke eines jeden Regimentes sollen zwei Reservebataillone ausgehoben, zwei Monate in den Waffen geübt werden und dann zu ihrer Arbeit zurückkehren; aus diesen Reserven sollen die Regimenter ergänzt werden. Eine andere Verordnung vom 9. Juni 1808 befahl, aus allen waffenfähigen, nicht in der Armee dienenden Männern von 18—45 Jahren „eine zur Vertheidigung des vaterländischen Bodens abzweckende Landwehr" nach Provinzen und Districten zu organisiren. Dem Erzherzog Johann wurde die Durchführung dieses echt volksthümlichen Institutes anvertraut. Für die Provinzen waren Bevollmächtigte ernannt. In den Districten soll die taugliche Mannschaft durch das Los gezogen werden. An Sonn- und Feiertagen üben sich die Männer in den Waffen, einmal im Monate rücken sie zu größeren Abtheilungen zusammen. Die Regierung liefert die Gewehre, die Hauptleute ernennt der Bevollmächtigte, den Bataillonscommandanten der Kaiser. Als Uniform wurde ein grauer Rock mit rothen Aufschlägen, ein runder aufgestülpter Hut mit einem Messingschilde bestimmt. Die Landwehrmänner bleiben unter dem Civilgesetz. Alle anderen Männer von 45—60 Jahren sollen Wach- und Transport-Dienste leisten. Wohl eiferten alte Militärs und alle, welche vor jeder Regung des Volkes scheu zurückschracken, gegen diese „Nationalbewaffnung", wie das Patent sie nannte; aber niemals wurde in Oesterreich eine Anordnung der Regierung mit mehr Begeisterung, mit mehr Freude und Opferwilligkeit aufgenommen, als diese Landwehr. Sie

entsprach dem mannhaften Geiste des Volkes, der Liebe zum Vaterlande, dem Hasse gegen Frankreich.

Ein Leben und eine Bewegung ging durch Oesterreich, wie man sie seit Maria Theresia nicht erfahren. Die ungarischen Landtage, welche 1807 und 1808 in Ofen und Preßburg gehalten wurden, zeigten ein einträchtiges Zusammenwirken zwischen Fürst und Volk. Auf dem ersten Landtage (9. April bis 15. December 1807) wurden wilde Reden gehört und die Neigung zu einer größeren Beschränkung der königlichen Rechte war mehr als je vorhanden; aber die Stände bewilligten doch die Stellung von 12.000 Mann zur Ergänzung der Regimenter und wiesen für freiwillige Werbungen 200.000 fl. an. Der zweite Landtag (31. August bis 5. November 1808) ging nach der Krönung der Kaiserin Maria Luise sogleich zu den Verhandlungen über die Vertheidigung des Landes über. Ohne ihre Beschwerden zu erwähnen, bewilligten die Stände 20.000 Mann für das stehende Heer und räumte der Regierung das Recht ein, durch drei Jahre die Insurrection aufzurufen. Mit Recht konnte der König in seiner Schlußrede (5. November) sagen: „Wir waren vereiniget, wir sind vereiniget und werden vereiniget bleiben, bis der Tod uns trennen wird". Die böhmischen Stände bewilligten auf dem Landtage 1808 (31. October) einstimmig eine und eine halbe Million zur Rüstung der Landwehr, die niederösterreichischen übernahmen die Verpflegung und Bekleidung der Landwehrmänner ihrer Provinz.

Das österreichische Cabinet hoffte auf den Beistand von Rußland, England und Preußen. Der Zar war seit dem Tilsiter Frieden zu sehr an die Politik Napoleon's gebunden; aber Fürst Karl Schwarzenberg, welcher im Jänner 1809 als österreichischer Gesandter nach St. Petersburg kam, setzte wenigstens durch, daß Rußland nicht gleichzeitig mit Napoleon

gegen Oesterreich in die Schranken trat, obwohl es sich für diesen Fall verpflichtet hatte. Mit England waren die Verbindungen niemals unterbrochen. Oesterreich vermittelte 5. Jänner 1809 den Frieden Englands mit der Pforte und verlangte Beistand durch die Landung eines englischen Heeres in Norddeutschland. Die Mitwirkung Preußens hatte General Vincent schon in Erfurt versucht. Die besten Männer hofften dort auf ein Bündniß mit Oesterreich. Preußen hatte seine schwachen Kräfte wieder so geordnet, daß es 120.000 Mann stellen konnte. Graf Götzen in Schlesien und andere Patrioten hatten die Vorbereitung eines allgemeinen Aufstandes übernommen; es bedurfte nur des Wortes „vorwärts“, um alle diese Kräfte in Bewegung zu setzen. Gneisenau beantragte sogar eine preußische Legion für den kaiserlichen Dienst. Im Herbst und Winter 1808 gingen insgeheim Unterhändler nach Wien und nach Schlesien. Stadion versicherte den Agenten, daß der Kaiser in alle Absichten des Königs eingehen wolle und die Wiederherstellung des früheren Besitzes Preußens als eine natürliche Folge des Sieges ansehe. Aber der König blieb schwankend wie früher, er hielt sich an St. Petersburg und von dort kam die Parole „zu warten“. Als Stein von Napoleon geächtet wurde und aus dem Ministerium trat (24. November 1808), verlor Oesterreich eine große Stütze. Desungeachtet hoffte man Preußen noch in der letzten Stunde mit fortzureißen, man rechnete darauf, daß die Rheinbundfürsten bei dem Einrücken der österreichischen Heere in ihr Gebiet willig oder gezwungen zufallen würden. Die geheimen Verbindungen ließen eine Erhebung des Volkes in ganz Norddeutschland hoffen. Männer, wie Graf Münster, Scharnhorst, Gneisenau, der Herzog von Braunschweig wirkten dafür. Mit letzterem schloß Oesterreich einen besonderen Vertrag. Nach allen Seiten, wo die Neigung und

Kraft zu einem Widerstande zu hoffen war, gingen die Sendboten aus. Nugent kam mit englischen Agenten auf dem Felsen von Helgoland zusammen. Major Ambros, später Wallmoden, gingen nach Palermo und Cagliari, um mit dem sicilischen und sardinischen Hofe Unternehmungen auf Neapel, Genua und Piemont zu verabreden. Durch ganz Italien, in Dalmatien, Istrien, im Veltlin waren Einverständnisse angeknüpft. Namentlich sollten die österreichischen Alpenlande Krain, Kärnten, Tyrol der Schauplatz eines großartigen Volkskrieges werden. Erzherzog Johann unterhielt Verbindungen durch Obersteier und Salzburg. In Tyrol wurde der Aufstand vom Februar 1809 an vorbereitet.

Alle Anzeichen sprachen dafür, daß Oesterreich diesmal keinen Cabinetskrieg, sondern einen Volkskrieg führen wolle. Da alle diplomatischen Anknüpfungen zu keinem sichern Resultate führten, mußte es zunächst auf seine eigene heimische Kraft vertrauen. Ueberall erhob sich das bisher von der Regierung so wenig geachtete Volksgefühl. Es war nicht der hohe Adel allein, wie Napoleon vermeinte, nicht die Welt der Schriftsteller, sondern das gesammte Volk, das von der Bewegung ergriffen wurde: der Kleinbürger in den Städten, der Bauer im Gebirge wie auf der Ebene von Böhmen und Mähren, der kleine Adel in Steiermark und Ungarn, die gelehrten und künstlerischen Kreise. Als im Winter die ersten Landwehr-Bataillone in die Waffen traten, schien Oesterreich von einem Ende zum anderen ein großes Heerlager geworden. „Dieser Staat", schrieb ein Fremder, „ist ein hoher Baum, dessen Zweige sich verbreiten; man hat einige abgehauen, aber die Wunden erregen sein innerstes Leben und treiben neue Schöße". Wer sonst dieses ruhige behagliche Volk gesehen hatte, begriff diese Rührigkeit gar nicht. Die Stadt Wien, die sonst nur in Musik und Ver-

gnügen schwelgte, stellte sechs Bataillone Freiwilliger. Die Commissäre konnten nicht alle aufnehmen, die sich meldeten. In der Vorstadt Erdberg wollte von den Ueberzähligen Keiner abtreten. Ein Schuster erschoß sich, weil man ihn wegen seiner Körperschwäche zurückwies. Ein Seidenfärber schickte seine sechs Gesellen. Ein Lastträger in Altlerchenfeld gab seinen mühsam ersparten Lohn von 100 fl. für die Landwehr. Auf dem Lande stellte ein Bauer seine vier Söhne zum Dienste und bot sich dann selbst an. Von den Wiener Kaufleuten wurde ein Bataillon auf eigene Kosten gerüstet. Die Namen der Officiere sind wohl werth, daß man sie aufzeichnet: die Bataillonscommandanten Graf St. Quentin, Steigentesch, Graf Waldstein, Küffel, Graf Salis, Managetta; die Officiere Latour von Thurnberg, Hofbeamter, Börsensensal Schosulan, Arzt Hornbostel, Trier und Egan, die noch leben, Kaiser, der Vater des Dichters u. a. Durch alle Provinzen gab sich ein edler Wetteifer kund. Wo sich ein Tausend stellen sollte, kamen zwei Tausend. Wer ein Gewehr hatte, brachte es mit. In einem Krainer Bezirke kamen 1200 Bewaffnete. In Triest fehlte kein Mann. Der Grätzer Kreis in Steiermark stellte fünf Bataillone Landwehr mit 6000 Mann, Böhmen sechs Bataillone. Die jungen Leute bildeten die freiwillige „Legion des Erzherzogs Karl", in Mähren die „mährischen Freiwilligen". Eine Reihe junger Edelleute trat ins Regiment oder in die Landwehr. Fürst Lobkowitz errichtete eine Compagnie Jäger; in Ungarn stellte der Primas Erzherzog Karl von Este ein ganzes Reiterregiment, desgleichen das Neutraer Comitat. Das Preßburger Comitat schickte 600 Reiter und zwei Bataillone zu Fuß, die Brüder Zichy eine Husarendivision, der Fürst Esterhazy zwei Escadronen. Wer nicht mitziehen konnte, gab Geld, Pferde, Lebensmittel. Der alte Herzog von Sachsen-Teschen übernahm die Aufsicht über die Spitäler

und gab 100.000 fl., Fürst Dietrichstein 2000, ein Unbekannter 20.000 fl. Die böhmischen und steirischen Herren gründeten Stiftungen für die Landwehrmänner und deren Familien. Wer vermöchte all die kleinen Züge der Vaterlandsliebe und Aufopferung zu verzeichnen? Dieses Oesterreich, das man als einen halb verlebten Staat, als einen bunten Haufen von Nationalitäten erachtete, zeigte ein festes, kerniges, kriegerisches Volksthum. Dieses Volk, das Entbehrungen und Leiden aller Art erduldet hatte, hielt unverzagt am Reiche und zeigte einen Patriotismus wie nie zuvor. Die Regierung legte auch alle Scheu ab und kam überall mit Vertrauen und Unterstützung entgegen. In allen Provinzen wurden die Fahnenweihe, der Ausmarsch der Landwehr und der Freiwilligen zu wahren Volksfesten. Die Reden, die man dabei hielt, waren oft langweilig, schwülstig, aber es fielen auch zündende Worte. Die Proclamationen und Tagesbefehle führten eine bewegte Sprache, wie man sie in Oesterreich niemals gehört hatte. „Wir stehen", hieß es in dem Aufrufe des Erzherzogs Karl an die Freiwilligen Böhmens, „gegen Jedermann auf, der unsere Selbständigkeit und unser Eigenthum antasten will; wir wollen nicht Sclaven fremder Herrscher werden, Muth und Eintracht sei unsere Losung, mit der wir siegen über alle Gefahr". Ein ähnlicher Aufruf begrüßte am 9. März die Wiener Freiwilligen bei der Fahnenweihe: „Keiner von euch will fremden Hohn, will fremde Fesseln tragen; dieser feste patriotische Entschluß erzeugt Helden und verbürgt den Sieg; wo uns die Ehre und das Vaterland hinrufen, da finde ich euch wieder, da findet ein jeder von euch auch mich". Ein Tagesbefehl des Erzherzogs Johann vom 24. März rühmte die Hingebung, womit die Landwehr von Inneröſterreich dem Rufe des Kaisers gefolgt sei: „Liebe zum Vaterlande, Enthusiasmus für Selbständigkeit, Haß gegen

alle fremden Tyrannen, erhabenes Bewußtsein des eigenen Werthes, lebendiges Gefühl unserer Kraft, echter altösterreichischer Sinn gaben der Landwehr ihr Dasein".

Die nationale Stimmung wurde mit Flugschriften, patriotischen Gedichten, Landwehrliedern angeregt. Heinrich Collin dichtete seine „Wehrmannslieder", Weigl und Gyrowetz setzten sie in Musik. In Steiermark schrieben Graf Chorinsky und Georg Fellinger, der selbst in die Landwehr eintrat, vaterländische Gedichte, Castelli brachte eine Sammlung Kriegs- und Wehrmannslieder. Das politische Lied erstand in Oesterreich vier Jahre vor Arndt und Körner. Es war darin noch viel von dem Pathos der Klopstock'schen Zeit, aber es kam aus dem Herzen und ging zum Herzen. Stellen aus Collin's Liedern waren durch das ganze Land verbreitet:

Habsburg's Thron soll dauernd steh'n,
Oestreich soll nicht untergeh'n!
Auf ihr Völker, bildet Heere!
An die Grenze, fort zur Wehre!

Allmächt'ger Gott!
Was auch des Feindes Wuth uns dräuet,
Wie er voraus des Sieg's sich freuet;
Erhören wirst du mein Gebet!
Und drängt des Stolzen grimmig Heer
Zahllos heran, wie Sand am Meer,
Ein Hauch von Dir, es ist verweht,
Erhört uns Gott.

Wenn es nur will
Ist immer Oestreich über alles!
Wehrmann ruft frohen Schalles:
Es will, es will!
Hoch Oesterreich!

Oesterreich, wohl bist du mein,
Oesterreich, wohl bin ich dein,
Trennt mich von dir nicht Noth,
Nichts als der Tod! —

Das Musikfest im Wiener Redoutensaale am 28. März 1809 ist noch in Erinnerung. Viele hundert Männer und Frauen lauschten bewegten Herzens der Sängerin Anna Milder, welche Collin's Kriegslied sang: „Wir steh'n vor Gott! hör uns Gott! wir schwören! wir halten zur Fahne in heißer Schlacht, bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht, wir schwören!“ Und das Wort „wir schwören!“ rauschte, von Allen in Freude und Rührung nachgerufen, durch den Saal. Wer die Schriften und Berichte jener Zeit durchgeht, wird mächtig angeweht von dem Geist, der sie erfüllte und doch ist dieser Eindruck nach dem Urtheile aller, welche das Jahr 1809 mit erlebt und mit empfunden, nur ein matter Ausdruck der allgemeinen Bewegung.

Die Berichte des französischen Gesandten Andreossy ließen schon im Herbste Napoleon keinen Zweifel über Oesterreichs Absicht sowie über die Gefahr, welche ein doppelter Krieg, am Ebro und an der Donau, bringen mußte. Trotz der furchtbaren Insurrection in Spanien wendete er seine Aufmerksamkeit den Dingen in Deutschland zu. Er forderte von Oesterreich eine bestimmte Erklärung. Metternich kam deshalb im December 1808 nach Wien, verhielt sich jedoch nach seiner Rückkehr so ruhig wie vorher, so daß Napoleon nicht mehr mit ihm verkehrte und seinen Gesandten am 28. Februar 1809 von Wien abberief. Am 2. März zeigte Metternich dem französischen Minister die Kriegsbereitschaft Oesterreichs an, am 27. März aber gab er noch eine Erklärung seines Hofes, welcher unter bitteren Klagen die Aufforderung Frankreichs und Rußlands, die Rüstung

einzustellen, zurückwies. Es gab nichts mehr zwischen Wien und Paris zu vermitteln. Napoleon war im Januar aus Spanien zurückgekehrt und bereitete alles zum Kriege vor. Neue Truppen wurden ausgehoben, die Recruten geübt, die Geschütze vermehrt. Aber es war doch anders, als 1805 und 1806. Die Kriege hatten in Frankreich die jungen Leute hinweggerafft, man mußte Recruten mit 18 Jahren nehmen; die alten Regimenter wurden auseinandergerissen und daraus die Stämme von neuen gebildet. In den Staatscassen waren furchtbare Lücken, die Rüstung kostete 60 Millionen. Dennoch wollte Napoleon den Krieg im größten Style führen, er verließ sich diesmal auf die Contingente des Rheinbundes. Seit Anfang März war Süddeutschland der Schauplatz mächtiger Truppenzüge und die französischen Marschälle trafen bei ihren Corps ein.

12.

Die militärischen Kräfte Oesterreichs.

Oesterreich verhehlte seit Ende Februar nicht mehr, daß es zum Kriege entschlossen war. Erzherzog Karl wurde am 20. Februar 1809 zum Generalissimus ernannt und mit einer Macht und Wirksamkeit versehen, wie sie seit Waldstein und Prinz Eugen kein österreichischer Feldherr ausgeübt hatte. Die Führung des Krieges sollte ihm allein überlassen, alle Kräfte des Staates sollten ihm verfügbar sein. Graf Zichy, früher Präsident der Hofkammer, wurde Armeeminister, Faßbender Generalintendant der deutschen Armee, Graf Saurau bei der von Inner-Oesterreich, Goës für Tyrol. Als Faßbender am 28. Februar starb, übernahm seine Stelle Graf Friedrich Stadion, früher österreichischer Gesandter in München,

bekannt durch seine deutsch-nationale Gesinnung, wie durch seine Kenntnisse in der Chemie. Ein Tagesbefehl des Generalissimus setzte die Armee vom 1. März an auf den Kriegsfuß. Die Landwehr wurde einberufen. Erzherzog Johann rüstete seit Mitte März in Grätz; Hormayr war bei ihm und schrieb die ersten Aufrufe für Tyrol. Aber der Krieg konnte nicht, wie man anfangs gehofft, im März, sondern erst zu Anfang April begonnen werden. Es fehlte an Pferden, die Beurlaubten kamen langsam zu ihren Fahnen, das ungarische Aufgebot konnte erst in Monaten fertig sein. Die Landwehr rückte spät aus und konnte nur stückweise verwendet werden. Gewiß war man im Winter zu bedächtig vorgegangen. Der Generalquartiermeister Mayer, dem man mit Unrecht die Schuld beilegte, verlor seine Stelle und wurde nach Brody versetzt; für ihn trat General Prohaska ein, der in der Armee nur geringes Vertrauen genoß.

Seit Mitte März waren jedoch die Rüstungen vollendet. Es stand eine Armee von 290.000 Mann mit 30.000 Reitern und 791 Geschützen in den Waffen. Die Landwehr sollte 154 Bataillone bilden, man rechnete mit der ungarischen Insurrection auf 224.000 Mann, so daß Oesterreich im Ganzen 544.000 Streiter stellte. Die Armee war in 9 Corps mit 2 Reserve-Corps abgetheilt. Der allgemeine Kriegszweck war, den größten Theil der Kraft gegen Deutschland zu wenden. Die Operationen der deutschen Armee sollten allen anderen den Impuls geben. Der Erzherzog hatte 194.000 Mann in Böhmen zusammengezogen, um von dort den Krieg in Franken zu beginnen. Auf die Nachricht, daß die ersten französischen Corps von Ulm und Augsburg anrücken, verlegte er den Kriegsschauplatz nach Bayern. In den ersten Apriltagen stand bei Linz, Lambach und Böcklabruck in Oberösterreich die deutsche Armee mit 174.000

Mann und 518 Geschützen vereinigt, während das 1. und 2. Corps von Saaz und Pilsen aufbrachen. Diese deutsche Armee stand unter dem unmittelbaren Befehle des Erzherzogs Karl. Er war damals 38 Jahre alt, in der Kraft seines Lebens und Wirkens, kühn, entschlossen, durch Studium und Erfahrung gebildet, von Jugend auf Soldat, geliebt in der Armee wie im Volke. Sein vertrauter Rathgeber war Graf Philipp Grünne, ein tapferer Officier, wissenschaftlich gebildet und sehr freimüthig, seit 1793 Adjutant bei dem Erzherzoge, 1800 Generalmajor und 1806 Vorstand des Bureaus des Erzherzogs. Die Corpscommandanten waren die besten Führer der Armee: Graf Friedrich Bellegarde, seit seiner Jugend im österreichischen Dienst, viel genannt in den Feldzügen 1793—1795, 1801 Hofkriegsrath, 1805 Präsident, 1806 Gouverneur in Galizien, General der Cavallerie; Freiherr Johann von Hiller, schon im Türkenkriege Oberst, seit 1799 FML., 1805 Commandant in Südtyrol; Fürst Franz Hohenzollern diente unter Alvinczy, Kray, wurde FML., 1801 Gouverneur in Galizien; Fürst Johannes Liechtenstein, Diplomat und Soldat in jedem Zoll, neben dem Erzherzog der populärste Mann in der Armee, seit Spork unstreitig der beste Reitergeneral in Oesterreich; er hatte alle Feldzüge mitgemacht, 1801 den Rückzug der Armee, bei Austerlitz den rechten Flügel commandirt; Fürst Franz Rosenberg, 1794 Oberst, 1796 Generalmajor, ausgezeichnet bei Würzburg, 1805 bei Caldiero, ein tapferer Soldat, zähe im Aushalten, aber meist unglücklich. Unter diesen Führern dienten die Generale: Klenau, Vukassovich, Stutterheim, Radetzky, Nordmann u. A. Den rechten Flügel bildeten Bellegarde und Kolowrat mit dem 1. und 2. Corps, den linken Flügel Hiller mit dem 6. Corps des Erzherzogs Ludwig, dem 2. Reservecorps unter Kienmayer und mit der Abtheilung

des FML. Jellachich in Salzburg. Die Mitte bestand aus dem 3. und 4. Corps Hohenzollern und Rosenberg mit dem 1. Reservecorps unter Johannes Liechtenstein.

Die zweite Armee befehligte Erzherzog Johann, damals 27 Jahre alt, geistreich, lebendig, von Jugend auf der „Mann des Gebirges“ und allem deutschen Wesen mit Vorliebe zugethan. Unter ihm standen die Generale: Gyulai, Frimont, Colloredo, Spleny, Nobili, die Obersten Nugent, Fenner u. a. Die „Armee von Innerösterreich“ bestand aus 2 Corps mit 48.848 Mann Infanterie und 4.788 Reitern; in den ersten Apriltagen traf in Klagenfurt die niederösterreichische Landwehr mit 26.700 Mann ein. Die Armee war anfangs für Tyrol bestimmt, eröffnete jedoch auf Andringen der Engländer den Krieg in Italien. FML. Chasteler sollte mit 10.000 Mann und 71 Kanonen in Tyrol einrücken.

Der Erzherzog Ferdinand sollte mit der Armee in Westgalizien, 30.200 Mann, 5400 Reitern den Feldzug in Polen beginnen und sich dann nach Sachsen wenden. Ein Corps von 7300 Mann und 2 Bataillonen Landwehr sollte gegen die Franzosen in Dalmatien verwendet werden, die Marine mit 23 Fahrzeugen die Küsten decken. In Triest sammelte Major Cazzan Jäger und Landwehr, um die Franzosen aus Istrien zu verjagen. Ein englisches Corps sollte von Sicilien aus in Neapel landen, das südliche Italien in Aufstand bringen und die Oesterreicher in Oberitalien unterstützen. Eine englische Armee mit 40.000 Mann sollte in Holland landen, über den Rhein gehen und die Corps der deutschen Patrioten aufnehmen. Von der englischen Armee in Spanien hoffte man die kräftigste Unterstützung. Das Reich Napoleon's war an allen Endpuncten bedroht. Der Kriegsplan war vielleicht zu weit hinausgreifend, die österreichische Waffenmacht zu sehr vertheilt, aber

so weit es im Krieg und in der Politik eine Rechnung geben kann, hoffte man auf einen glücklichen Erfolg. Oesterreich hatte niemals eine solche Macht wie 1809 ins Feld gestellt. Wie der Riese im Märchen, schien sich dieses Reich aus langem Schlaf zu erheben zum blutigen Streit für sein Leben. Es wurde klar, daß das österreichische Volk durch starke Fibern verbunden ein gemeinsames Leben führt und daß jedes große Ereigniß mit tiefen Schwingungen durch seine Herzen geht.

Die Declaration vom 27. März, welche die Kriegserklärung enthielt, die Manifeste vom 8. April gedachten der Ursachen des Krieges, der Gefahren, von denen Oesterreich bedroht sei, seit alle benachbarten Länder in die Abhängigkeit von Frankreich gerathen seien. Oesterreich, hieß es darin, richte seinen Widerstand nicht gegen Frankreich, wohl aber gegen die ungeheuere Ausdehnung des französischen Kaiserreiches; es ergreife die Waffen für seine Selbsterhaltung, für die Sicherheit und Freiheit Europas. Die Schriften waren von Friedrich Schlegel und Gentz verfaßt und wirkten durch ihre klare meisterhafte Sprache in weiten Kreisen. Aber tiefer gingen die Worte des ersten Armeebefehls des Erzherzogs Karl vom 6. April: „Auf euch, meine theuren Waffengefährten, ruhen die Augen der Welt und Aller, die noch Sinn für Nationalehre und Nationaleigenthum haben; ihr sollt die Schmach nicht theilen, Werkzeuge der Unterdrückung zu werden, ihr werdet nicht für fremdes Interesse und fremde Habsucht bluten, auf euch wartet ein schöneres Los: die Freiheit Europas hat sich unter eure Fahnen geflüchtet, eure Siege werden ihre Fesseln lösen, und eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung". Eben so stolze, erhebende Worte enthielt ein Aufruf an die deutsche Nation: „Wir kämpfen, um die Selbständigkeit der österreichischen Monarchie zu behaupten,

um Deutschland die Unabhängigkeit und Nationalehre, die ihm gebühren, wieder zu verschaffen. Unser Widerstand ist seine letzte Stütze zur Rettung, unsere Sache ist die Sache Deutschlands. Mit Oesterreich war Deutschland selbständig und glücklich, nur durch Oesterreichs Beistand kann es wieder beides werden. Deutsche, würdigt eure Lage, nehmt die Hilfe an, die wir euch bieten, wirkt mit zu eurer Rettung!"

Die Rheinbund-Zeitungen suchten den patriotischen Aufschwung der Oesterreicher zu verspotten und den Eindruck jener Proclamationen zu bekämpfen. Sie sagten, Oesterreich verpflanze den Schrecken der Revolution auf deutschen Boden. So wenig das gebeugte Volk jene stolze Sprache verstand, die Wirkungen davon waren bis zum Rhein und zur Ostsee zu verspüren. Die Art der Erhebung, die Theilnahme des Volkes, der freudige Zug, der durch das Ganze ging, die Vereinzelung Oesterreichs, sein Muth, alles gegen den Tyrannen einzusetzen, brachten einen tiefgehenden Eindruck hervor. Die Welt sollte bald inne werden, wie lebendig sich Oesterreich rührte, schon im ersten Acte des Krieges, in der Erhebung, im Kampf und Sieg des Volkes von Tyrol.



IV.

Der Krieg von 1809.

13.

Der Aufstand in Tyrol.

In Tyrol war die Regierung bayerisch, aber das Volk war österreichisch geblieben. Dieses gesunde kräftige Bergvolk hing mit unerschütterlicher Treue an Oesterreich und an dem Kaiser. Ein Stück altdeutscher mittelalterlicher Freiheit hatte sich in dem Lande erhalten. Die Stände von Tyrol übten Rechte, wie in keinem andern deutschen Lande von Oesterreich, der Bauer war niemals leibeigen oder unterthan, die Städte und Gemeinden regierten sich selbst, die Kirche genoß ihre alte Freiheit, die Abgaben waren mäßig.

Die österreichische Regierung hatte diese volksthümlichen halb mittelalterlichen Einrichtungen geschont und gepflegt, aber das bayerische Ministerium konnte sich nicht zurecht finden und erblickte darin nur ein patriarchalisches Chaos. Der König Maximilian Joseph versicherte den Ständen noch vor der Besitzergreifung (14. Januar 1806), daß er das Land bei seinen Rechten und Freiheiten erhalten wolle; nochmals am 1. Februar

1806 gab er einer Gesandtschaft von Tyroler Männern das Wort, daß „kein Iota“ an ihrer Verfassung geändert werden solle; aber ein Jahr nachher begann die bayerische Regierung in dem Wurzelwerk der alten Zustände aufzuräumen und wie in allen bayerischen Landestheilen die neue staatliche Administration einzuführen. Am 1. Mai 1808 wurden die Tyroler Stände aufgelöst; das Land wurde Südbayern genannt, in den Inn-, Eisack- und Etschkreis eingetheilt, für jeden Kreis eine Regierung mit einem Generalcommissär an der Spitze eingeführt, die Justiz, die Polizei, alles Steuerwesen vom Staate verwaltet; die Steuern wurden erhöhet, der Adel mußte sich für reiche Taxen in die bayerische Matrikel eintragen lassen, die ersten Stellen im Lande bekamen bayerische Beamte. Es gab in Tyrol viel umzuwandeln, das neue Regiment hatte viele Vorzüge in Verwaltung und Rechtspflege, aber die Maßregeln waren so einschneidend, so fremdartig und gewaltthätig, daß sie Unheil säeten und Haß ernteten. Die Beamten, welche die „dummen Bauern“ verachteten, führten in ihrer Willkür einen Krieg gegen alles Ueberlieferte und Hergebrachte, mochte es dem Volke noch so lieb sein. So ließ ein Kreishauptmann im Innthale dem kaiserlichen Doppeladler auf einem Schilde den einen Kopf übertünchen und befahl den Oebstlerinen, die „Kaiserbirnen“ als Königsbirnen zu verkaufen. Die tiefste und allgemeinste Unzufriedenheit erweckten jedoch die kirchlichen Neuerungen. Die bayerische Regierung nahm die Vergebung geistlicher Pfründen und die Handhabung der Kirchenpolizei in Anspruch und kam dabei in Conflict mit dem Tyroler Clerus. Die Bischöfe von Chur und Trient wurden des Landes verwiesen, die Kirchspiele im Vintschgau, in Meran und Passeier, welche dem Churer Bisthume zugehörten, wurden dem Bisthum Brixen zugewiesen, die widerspenstigen Geistlichen als „Landes-

verräther" eingesperrt, verwiesen, ihrer Einkünfte beraubt, die Pfarren neu besetzt. Die Regierung hob die fünf Abteien auf, ließ das Kirchengut versteigern, sie verbot den Gottesdienst in der Christnacht, die Andachten, Wallfahrten, öffentlichen Gebete, 1809 kurz vor dem Ausbruche des Krieges sogar die Auferstehungsfeier. Die zwei bayerischen Generalcommissäre Hofstetten und Graf Welsperg, übrigens geborene Tyroler, verhöhnten die kirchlichen Dinge und verfuhren so gehässig gegen die Geistlichen, daß das Volk in seinem frommen Sinn den Glauben und alle kirchlichen Satzungen gefährdet sah. Die Bauern hielten an ihren alten Geistlichen, die ihre Tröster, Rathgeber in allen weltlichen und geistlichen Dingen waren; sie nahmen von den neuen Pfarrern kein Sacrament, begruben ihre Leichen selbst und gingen meilenweit zu ihren gewohnten Geistlichen. In Meran und Passeier kam es zu ärgerlichen Auftritten. Erst als im October 1808 nach dem Willen des Papstes das Brixner Bisthum diese Kirchspiele übernahm, wurde die kirchliche Ordnung wieder hergestellt, aber die Gährung blieb. „Wir müssen beten, die Gefahr für den Glauben ist groß", sagten sich die frommen Männer des Landes.

Die Hoffnung war allgemein, daß der Kaiser wieder zu den Waffen greifen werde. Vertraute Boten gingen über die Gebirge, brachten Briefe und Nachrichten von Verwandten und Freunden. In den Wirthshäusern, bei den Schießständen, auf dem Kirchgange wurde der baldige Umschwung der Dinge besprochen. Schießgewehre und Waffen aller Art waren noch von der Rüstung 1805 her vorhanden, und die Tyroler waren gewohnt, sie zu gebrauchen. In Oesterreich war die Unzufriedenheit des Volkes wohl bekannt, und nach allen Seiten wurden Verbindungen unterhalten, die Fäden liefen bei Hormayr in Wien zusammen, der wieder dem Erzherzog Johann und Minister

Stadion berichtete. Schon zu Weihnachten 1808 kündigte ein Schreiben den vertrauten Männern in Tyrol den nahen Ausbruch des Krieges an. Im Januar 1809 reisten Andreas Hofer, Peter Hueber aus Brunecken und Nessing aus Botzen nach Wien. Sie hatten Audienz beim Erzherzog Johann und besprachen mit Hormayr den förmlichen Plan eines Aufstandes. Auf dem Rückwege knüpften sie Verbindungen an und in wenig Wochen bildete sich durch ganz Tyrol in allen Haupt- und Seitenthälern bis nach Judicarien und Valsugana hinein ein Bund ohne Zeichen und Losung, ein echter Bauernbund, bereit sich auf den Ruf des Kaisers gegen die Landesfeinde zu erheben. Es war ein Einverständniß von tausenden und unter allen war nicht ein Verräther, nicht ein Plauderer. Es gab nicht einmal eigentliche Führer; die Hauptagenten waren Wirthe, Fuhrleute, angesehene Bauern. Zur Zeit des Kampfes wurden deren eine Menge bekannt; so Joseph Straub, der Kronenwirth aus Hall, Jacob Sieberer aus Langenkampfen, Anton Aschbacher aus Achenthal, Angerer in Volders aus dem Unterinnthal, Margreiter, Lengauer, Holzhammer, Anton Oppacher, Wirth zu Hochberg, Hechenberg in Kitzbühl, Winterstetter zu Kirchdorf, Etschmann von Schönberg, Peter Kemenater in Schabs, Peter Mayr, Wirth in der Mahr bei Brixen, Putscheller aus dem Stubai, Tschöll von Meran, die Herren von Giovanelli und Schaffer aus Botzen, Martin Teimer, früher Officier und Tabakverleger in Klagenfurt, Hauptmann Gasteiger, Dr. Schneider in Vorarlberg, die Studenten Mayrhofer, Cajetan Sweth u. a. — Im Verlaufe des Kampfes traten jedoch drei Männer hervor, denen sich alles unterordnete und an denen die Erinnerung des Volkes am meisten hängt: Andreas Hofer, Joseph Speckbacher und der Capuciner Joachim Haspinger.

Andreas Hofer, der Sandwirth aus dem Thale Passeier, geb. 1767, hatte mit 22 Jahren von seinen Eltern den Sandhof bei St. Leonhard übernommen, war früh verheiratet und Vater von sieben Kindern. Durch seine Schenkwirthschaft und den Pferdehandel war er im ganzen Lande bekannt, eine markige hohe Gestalt mit langem schwarzen Bart, immer in der Passeirer Tracht mit dem grünen Wamms, dem schwarzen Leibgurt und dem großen breitkrämpigen Hute. Nach Bauernart schritt er langsam, bedächtig aus, sprach wenig, scherzte gern, war dabei fromm, von strengen Sitten, treuherzig, verschwiegen, schlau, kaltblütig, ein echter Tyroler Mann mit allen guten Eigenschaften seines Volkes. 1790 war er im Landtage, 1796 zog er mit den Passeirer Schützen gegen die Franzosen, 1808 wurde er mit dem Erzherzog Johann bekannt; seitdem lebte er still und einfach auf seinem Hofe, bis er 1809 als das Oberhaupt in Krieg und Frieden hervortrat. Er führte den Krieg wie ein sieggewohnter General, regierte das Land wie ein S atthalter und starb wie ein Märtyrer. Die Königin Luise von Preußen sagte von ihm: „Er kämpft mit gefalteten Händen, mit gebeugten Knien und schlägt die Feinde wie mit dem Flammenschwert des Cherubs".

Joseph Speckbacher, „der Mann von Rinn", war mit Hofer im gleichen Alter, geb. 1767 im Dorfe Wald bei Hall, in seiner Jugend ein Raufer und Wildschütz, bis ihn ein Mädchen aus dem Dorfe Rinn dem gesitteten Leben wieder zuführte. Er heiratete sie, wurde Bauer in Rinn und ein geachteter Mann. 1797, 1800, 1805 zog er mit seinen Landsleuten gegen die Franzosen aus. 1809 zog Hofer ihn und Straub zuerst ins Vertrauen und gab ihm „wenn's Zeit ist" das Commando im Innthale. Speckbacher war ein großer schöner Mann mit Sehnen und Muskeln von Stahl. Er ging in der Tracht

seines Thales im braunen Lodenrock und dem hohen Filzhute mit Rautenkraut und einer Spielhahnfeder geziert. Später als Majorcommandant war er öfters zu Pferd, warf einen Officiersmantel um und führte den Säbel und Stutzen. Voll Liebe zu seinem Weibe und den Kindern, besonders zum „Anderl", fand er doch nie Ruhe und liebte ein Leben voll Gefahr und Wechsel. Er war ein geborner Kriegshauptmann, klug, sicher, feurig, tapfer, ungebeugt in jeder Noth, der Tell von Oesterreich.

Der Capuciner Haspinger, 1809 „Pater Jochem" genannt, war ein Bauernsohn aus St. Martin im Gsießthale. Sein Bruder bekam den Hof, er studirte in Botzen, Innsbruck, trat 1802 in den Capucinerorden, wurde 1805 Priester. Er war bei jedem Aufgebot 1797, 1800, 1805. 1809 zog er 33jährig als Feldcaplan einiger Schützen-Compagnien aus, erhielt bald ein Commando und war bei allen entscheidenden Gefechten, am Berge Isel, bei der Brixner Klause, noch zuletzt bei St. Leonhard im Passeier. Er focht immer im Ordenshabit, im Gürtel hielt er ein kleines schwarzes Kreuz, in der Hand den Bergstock. Blut hat er nie vergossen. Er war ein kleiner magerer Mann mit einem röthlichen Barte, hitzig, feurig, immer zum Schlagen bereit, er hielt im Kugelregen so ruhig wie in seiner Gemeinde.

In München verhehlte man sich nicht, daß der Einmarsch österreichischer Truppen das Zeichen zum bewaffneten Losschlagen gegen die Bayern sein werde. Schon im Februar, als die bayerische Regierung Recruten aushob, leisteten die Bauern im Ober-Innthal Widerstand und im Fleimser Thale mußte der Aufruhr mit Gewalt niedergeschlagen werden. Die bayerische Besatzung in Tyrol, 5 Bataillone, 2 Escadronen mit einer Batterie, ungefähr 4400 Mann, war von Brixen bis Kufstein

vertheilt und offenbar zu schwach; aber sie konnte nicht verstärkt werden, da Napoleon das bayerische Contingent an die französische Armee angewiesen hatte. Wenigstens wurden alle Kriegsvorräthe und Cassen aus Innsbruck und Trient fortgeschafft, der Aufstand war jedoch schon im Anbeginn so heftig, so überraschend, daß die bayerische Macht bewältiget wurde.

Am frühen Morgen des weißen Sonntages am 9. April überschritt der k. k. General Chasteler mit 7000 Mann, 3 Reitergeschwadern und 17 Geschützen bei Sachsenburg die Grenze und rückte gegen Lienz vor. Der Marsch glich einem Triumphzuge. Alle Glocken wurden geläutet, in der Nacht flammten Feuer auf den Höhen und gaben das Zeichen zum Aufstande. Am selben Tage brachen 800 Mann von Salzburg auf, um über Gerlos und durch das Zillerthal nach Innsbruck zu ziehen. Der Sandwirth erließ aus seinem Orte den ersten Aufruf: „Morgen am 9. April wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgegangen und jedermann ermahnt, brav dreinzuschlagen". Er führte 4500 Schützen aus Passeier, Meran und Algund über den Jaufen, um die Straße über den Brenner zu verlegen. Die tapferen Pusterer eröffneten unter Anführung des jungen Kemenater aus Schabs schon vor den Truppen den Krieg. Sie drängten die Bayern von Brunecken bis zur Laditscher Brücke zurück. Als am 11. April General Bisson mit einer französischen Colonne aus Südtyrol kam, schloß sich ihm Oberstlieutenant Wrede mit den bayerischen Truppen an. In Sterzing hatte Tags vorher am 10. Andreas Hofer mit seinen Schützen die zwei bayerischen Compagnien angegriffen und gefangen genommen. Die Bauern ließen die Straße bei Sterzing frei, aber sie verfolgten die Colonne Bisson's und Wrede's Schritt für Schritt, rissen die Brücken ab, schossen von den Höhen. Die Truppen rächten sich wieder in den Dörfern durch Ausschwei-

fungen aller Art. Am 12. April war das Pusterthal, die Straße über den Brenner vom Feinde geräumt; als Chasteler ankam, fand er nichts mehr zu thun, die Bauern allein hatten den Feind verjagt.

Auch in Nordtyrol hatte der Aufstand am bestimmten Tage begonnen. Laufzettel mit den Worten: „Im Namen des Erzherzogs Johann“ hatten denselben in allen Gemeinden angekündigt. Blut und Kohlen schwammen als Zeichen den Inn herab. Am 8. April ertönten von Dorf zu Dorf die Sturmglocken und von allen Berghalden aus den Seitenthälern strömten die bäurischen Krieger zusammen. Georg Bucher von Axams führte die ersten Haufen, Pfurtscheller die Stubaier, Straub und Speckbacher die Unterinnthaler. Die Bayern wurden aus Zirl und Hall verjagt, am 11. wurde vor Innsbruck gekämpft und am 12. war die ganze Stadt umrungen. Die Bauern standen in drei großen Haufen herum vom Isel an die Sill, an den Inn und auf dem linken Ufer bei Hötting. Sie nahmen die Kanonen auf der Innbrücke und schossen in die Stadt. Bei Wilten rückten die Stubaier durch Gärten und Felder vor die Stadt. Hier wehrte Oberst Dittfurth, ein tapferer und umsichtiger Officier, mehrere Angriffe ab, während General Kinkel, ein hinfälliger schwacher Mann, von Deputationen gedrängt, alles verloren gab und in seine Wohnung zurückkehrte, ohne weitere Befehle zu geben. Oberst Dittfurth commandirte noch, schwer verwundet, auf einer Tragbahre und seine Soldaten ergaben sich erst nach dem tapfersten Widerstande. Eine Abtheilung entkam über die Mühlauer Brücke, kleine Reitertruppen wurden bei Hall gefangen.

Der Jubel über die Befreiung der Hauptstadt war grenzenlos. In den Kirchen wurde gebetet, in den Wirthshäusern getrunken. Das Bild des Kaisers wurde aufgestellt, ein öster-

reichischer Adler, den man in einem Stifte gefunden, im Triumphe herumgetragen. Ein Bauer rief: „Die Sonne scheint jetzt Tag und Nacht“. „Auf lustige Tyroler und spannt eure Büchs', schießt nieder d'Franzosen wie d'Hasen und Füchs'“, sangen die Innsbrucker Studenten. Es fehlte nicht an Tumult und Unordnung, besonders war eine wilde Jagd auf die Juden und bayerischen Beamten, ihre Wohnungen wurden geplündert; doch wurde kein Blut vergossen, kein Mann mißhandelt. Dittfurth starb später im Spitale am Typhus, Kinkel wurde in seiner Wohnung bewacht.

Bisson und Wrede rückten am 13. vom Berge Isel herab, ohne irgend eine Kunde, daß die bayerische Besatzung in Innsbruck bereits gefangen sei. Als die ersten Franzosen vor Wilten erschienen, drängten schon die Bauern aus dem Thore entgegen, der Landsturm griff auf den Höhen des Brenner an; Straub und Speckbacher fielen in die Seite, in den frühen Morgenstunden war der Feind von allen Seiten umzingelt. Bisson hielt seine Franzosen für zu erschöpft und ermattet; als Kinkel ihm auf die Drohungen Teimer's in einem Schreiben die Niederlage der Bayern bestätigte, trat Bisson in Unterhandlung und unterwarf sich unbedingt vor Teimer, der sich in eine österreichische Officiersuniform gekleidet hatte, bedrängt und erschreckt. 3500 Franzosen, 1300 Bayern streckten am 13. April Früh 8 Uhr bei Wilten die Waffen vor dem Tyroler Landsturm. Die Gefangenen wurden durch das Innthal escortirt, um an das achte Armeecorps abgegeben zu werden. Die Bauern nahmen den Officieren Degen und Pferde weg, unter dem Landvolke war eine große Erbitterung, nur mit Mühe vermochte man die Gefangenen zu schützen. In der Stadt selbst waren gegen 20.000 bewaffnete Bauern und es gab viel stürmische Scenen. In der Nacht wurde alles lebendig auf das Gerücht,

daß neue Feinde vom Brenner her im Anzuge seien; aber statt der Feinde erschienen am Morgen des 14. die Oesterreicher auf den Höhen des Isel. Ein Cavallerist, der als Quartiermacher um 9 Uhr zuerst einritt, wurde mit Jubelgeschrei empfangen. Ganze Züge von Bauern und Städtern gingen den Soldaten entgegen; die ersten Reiter und Jäger zogen unter Glockengeläute und Freudenschießen ein. Am 15. kamen Chasteler und Generalmajor Buol in Innsbruck an. Sie waren unbegreiflich langsam marschirt. Wie im Pusterthal so hatten die Bauern vor Innsbruck alles allein ausgefochten. 2 Generale, 17 Stabs- und 115 Oberofficiere, 3860 Bayern, 2050 Franzosen waren gefangen, ein Adler, 7 Geschütze, 800 Pferde, Geld und Vorräthe aller Art erbeutet. Die Tyroler hatten nur 26 Mann verloren.

Wie im Handumdrehen wurde die alte Ordnung wieder hergestellt. Der Generalintendant Graf Goës kam zu keiner Wirksamkeit, aber sein Stellvertreter Hormayr übernahm als Intendant die Regierung. Die ständische Verfassung, die alte Justiz, die kirchliche Ordnung traten wieder ins Leben. Kaiser Franz dankte dem Lande Tyrol in einem Schreiben aus Schärding vom 18. April: „Ich zähle auf Euch", hieß es am Schlusse, „Ihr könnt auf Mich zählen; mit göttlichem Beistande sollen Oesterreich und Tyrol wieder so vereinigt werden, wie sie eine lange Reihe von Jahren vereinigt waren".

Auch im Vintschgau und im Etschlande war die fremde Herrschaft abgeworfen worden, obwohl der Aufstand im Beginn keine glänzenden Erfolge hatte. In Trient commandirte Baraguay d'Hilliers 8000 Mann Franzosen und war gerüstet gegen jeden Angriff. General Lemoine, welcher mit einer Division am 12. Bisson nachgerückt war, fand den Weg durch die Pusterer bei Brixen versperrt und kehrte nach Botzen und

Trient zurück. Hinter ihm her zog Andreas Hofer mit seinen Passeirer Schützen und Tschöll mit 4000 Bauern aus dem Vintschgau. Chasteler, dem am meisten daran lag, die Verbindung zwischen der Armee in Italien und Deutschland herzustellen, folgte am 20. April mit 3000 Mann nach. Die Bauern hatten die Höhen um Trient schon besetzt, als Baraguay, der von dem Vorrücken des Erzherzogs Johann in Italien hörte, mit seinem Corps abzog. Chasteler und die Bauern bestanden noch mit den Franzosen das Gefecht bei Volano (26. April), wobei sie arg mitgenommen wurden. Die Franzosen kamen ungefährdet über die Grenze. Auch in Südtyrol richtete Hormayr die alte Regierung ein. Er und einige edle Mönche retteten damals den verhaßten Hofstetten, sowie Hörmann Graf Khuen und Graff aus den Händen des Volkes, das sie todtschlagen wollte.

Zu Ende April war ganz Tyrol, mit Ausnahme der Festung Kufstein, welche der bayerische Major Aichner tapfer vertheidigte, vom Feinde befreit. Die Bauern hatten dies vollbracht ohne militärische Verbindung, ohne Kriegsplan, nur durch ihren mannhaften Muth und die kluge Führung der Commandanten. Die Tyroler waren selbst davon überrascht und noch mehr die Wiener Regierung. Man hatte keine Ahnung von der Kraft und dem Nachhalte dieses Volkes; man dachte an den Landsturm nur als eine Hilfskraft für die reguläre Soldatenmacht, nun war der Sieg ohne Soldaten erfochten und das ganze Volk stand in Waffen. Viele erschracken davor, auch Chasteler mochte sich in den „Bauernrummel“ nicht mischen und traute der stürmischen Masse nicht. Aber die Kunde von den tapferen Tyrolern ging in die Weite und Tiefe. Wie in Spanien hatte hier im deutschen Gebirgslande das Volk seine Feinde vertrieben. In Deutschland verfing das Beispiel nicht, obwohl

alle Patrioten sich gehoben und gestärkt fühlten. In Oesterreich war alles voll Theilnahme und Freude, alle Hoffnungen gingen mit den Armeen in Italien, in Deutschland und mit dem Volke von Tyrol. Aber diese Freude wechselte in Trauer und Besorgniß, als die Nachricht kam, daß die Oesterreicher auf dem Rückzuge nach Böhmen und über den Inn seien.

14.

Der Krieg an der Donau.

Zur selben Zeit, in welcher die österreichischen Soldaten durch das Pusterthal vorrückten, setzten sich die Armeen an der Donau und an der Grenze von Venetien in Bewegung. Erzherzog Karl kam am 6. April nach Oberösterreich und kündigte in einem kurzen Billet an den Obergeneral der französischen Truppen in Bayern den Krieg an. Die Masse des Heeres 116—120.000 Mann ging am 10. April bei Schärding, Mühlheim und Braunau über den Inn, am 16. über die Isar. Der Erzherzog hatte die Kunde, daß sich französische Corps von Süden und Norden gegen die Donau bewegen und dort vereinigen wollten. Er entschloß sich, um dem zuvorzukommen, selbst an die Donau zu rücken, bei Ingolstadt oder Regensburg über den Fluß zu gehen, die beiden böhmischen Corps aufzunehmen und bei Eichstädt die Feinde vereinzelt zu schlagen, ehe noch Napoleon selbst auf dem Kampfplatz erscheinen würde. Da er die Franzosen unter Massena und Oudinot bei Ulm und Augsburg wußte, da Davoust noch am 12. April bei Nürnberg stand, rückte der Erzherzog vom Inn auf der Straße nach Landshut vor. Hiller führte den linken Flügel gegen Freisingen, an dem einen Endpuncte war Passau

schon am 10. durch einen Ueberfall genommen, an dem andern wurde München am 16. von Jellachich besetzt. Die beiden böhmischen Corps waren auf dem Marsche durch Franken und verjagten die Franzosen aus Amberg. Die deutsche Armee marschirte etwas langsam vorwärts. Am 16. kamen Erzherzog Ludwig und Radetzky nach Landshut, stellten die Brücke her und zwangen Deroy mit seiner bayerischen Division zum Rückzug. Marschall Berthier, welcher in Abwesenheit Napoleon's das Commando führte, schien einen Angriff am oberen Lech zu erwarten; er hatte die französischen Corps viel zu viel getrennt und den Oesterreichern in die Hände gearbeitet. Davoust stand am 18. und 19. April bei Regensburg, Lefebvre mit den Bayern hinter der Abens, Massena bei Augsburg. Als der Erzherzog aus einer aufgefangenen Depesche erfuhr, daß Davoust von Regensburg nach Neustadt marschiren werde, um sich dort mit den Bayern zu vereinigen, entschloß er sich ihn anzugreifen. Am 18. rückten die Oesterreicher zwischen der Abens und Donau vor, rechts Johannes Liechtenstein auf der Straße nach Regensburg, in der Mitte Rosenberg mit 4 Corps und 12 Grenadierbataillonen, links Hohenzollern zwischen Thann und Eglofsheim; General Thierry sollte den Ausgang bei Abensberg bewachen und die Verbindung mit dem Erzherzog Ludwig festhalten.

Die Mitte und der linke Flügel trafen bei Dingling zuerst auf den Feind, der bereits weit vorgerückt war und die waldigen Höhen gegen die Donau besetzt hielt. 16 österreichische Bataillone und 6 Schwadronen stürmten das Dorf Hausen. Die Generale führten ihre Regimenter persönlich ins Gefecht. Vukassovich, Lusignan und Fürst Alois Liechtenstein wurden verwundet, die Soldaten schlugen sich mit tapferem Muthe, aber die Franzosen waren nicht zu bewältigen; Hohenzollern

brach am Abend das Gefecht ab und führte die Truppen hinter Hausen zurück. Fürst Rosenberg drängte die Franzosen bis Peising zurück, ohne jedoch den linken Flügel unterstützen zu können. General Thierry war zur selben Zeit mit den Bayern bei Arnhofen in ein ernstliches Gefecht verwickelt; er wollte ihren Marsch verhindern, griff an, errang einige Vortheile, mußte sich jedoch am Abend gegen die Hauptmasse des österreichischen Heeres zurückziehen. Die übrigen Corps unter Erzherzog Ludwig und Fürst Johannes Liechtenstein waren zu weit entfernt, um in diese einzelnen Gefechte am 19., welche man die Schlacht bei Thann nennt, eingreifen zu können. Die Absicht des Erzherzogs war mißlungen, die Colonne Davoust's vereinigte sich mit den Bayern bei Abensberg.

Diese unglücklichen Gefechte am 19. hatten noch eine andere Folge, sie trennten die österreichischen Corps. Napoleon hatte bereits am 30. März seinen Feldzugsplan festgestellt. In Italien sammelte Eugen Beauharnais an 50.000 Mann, in Polen Fürst Poniatowski 19.000 Mann. Die Entscheidung sollte in Deutschland erfolgen, bei Regensburg sollten die verschiedenen Corps vereinigt werden. Napoleon war bereits am 18. April an der Donau angelangt und machte durch seine raschen Verfügungen die Fehler Berthier's wieder gut. Auf seinen Befehl hatte am 19. Davoust den Marsch von Regensburg angetreten; am selben Tage war Massena schon auf der Straße von München nach Ingolstadt und bedrohte Landshut, die Basis der Oesterreicher. Am 19. kam Napoleon nach Ingolstadt und sprach damals seine Soldaten mit den berühmten Worten an: „Ich komme wie der Blitz". Tags darauf begrüßte er bei Abensberg die Bayern und Württemberger. Es war soweit in Deutschland gekommen, daß diese Soldaten ihn mit Jubel empfingen und sich durch seine Ansprache geschmeichelt fanden.

Nachdem Davoust seine Verbindung mit den Bayern und Franzosen hergestellt hatte, konnte Napoleon auf einem ungetrennten Raume über 150.000 Mann verfügen und jeden Augenblick zum Angriff schreiten. Sein Plan war, die österreichischen Corps auseinander zu halten, den linken Flügel zu schlagen, Landshut zu besetzen und die Rückzugslinie der Oesterreicher zu gefährden.

Der Erzherzog hatte am 20. sein Hauptquartier in Eglofsheim. Er gedachte den linken Flügel unter Hiller an sich zu ziehen und dann den Angriff längs der Donau fortzusetzen. Da jedoch die Corps zu sehr vertheilt waren, so wurden sie in eine Reihe von Einzelgefechten verwickelt, in welchen sie sich mit überlegenen Gegnern schlagen mußten. Sie fielen trotz der außerordentlichen Tapferkeit der Officiere und Soldaten unglücklich aus.

Am 20. April griffen die Bayern und Württemberger von Abensberg her den General Thierry an und warfen ihn nach Rohr zurück. Er und General Schusteck suchten dann den Rückweg auf der Straße von Rohr nach der Laber zu gewinnen, wurden aber auf dem Wege von den Truppen des Lannes angegriffen. Ein Regiment Dragoner unter dem tapferen Obersten Hardegg und ein Regiment Hußaren brachen durch, die Infanterie konnte sich nicht halten und floh in Unordnung nach Rottenburg. Zu gleicher Zeit hatten die Generale Bianchi und Reuß vom Corps des Erzherzogs Ludwig bei Biburg einen Kampf gegen die Bayern zu bestehen, welche hier von Napoleon selbst geführt wurden. Auch sie räumten das Feld. Erzherzog Ludwig, von der Nachhut Bianchi's und Radetzky's geschützt, schlug den Weg nach Pfaffenhausen ein, wurde hier wieder angegriffen und seine Truppen flohen, von den Bayern verfolgt, auf der Straße nach Landshut weiter. Feldmarschall-Lieutenant

Hiller war bereits von Mainburg aufgebrochen; da er vom Erzherzog keine Kunde hatte, wendete er sich nach Landshut, um seinen Rückzug und die Vereinigung mit den Corps des Erzherzogs Ludwig und Kienmayer's zu sichern.

Die Gefechte am 20. April, die Schlacht von Abensberg genannt, hatten die nachtheilige Folge, daß sich die Franzosen zwischen die Hauptarmee und den linken Flügel einschoben und hinter Hiller und Erzherzog Ludwig her waren, um deren Corps vollends aufzureiben. Beide Theile trachteten am 20. Landshut zu erreichen, wo die zwei Straßen von Regensburg und München sich vereinigen. Hiller kam von Rottenburg, Erzherzog Ludwig von Pfaffenhausen her, beide von Franzosen und Bayern verfolgt. Die Hauptmasse der beiden Corps kam noch in die Vorstadt und über die Brücke. Drei Regimenter Uhlanen und Hußaren unter General Vincent, dann zwei österreichische Infanterie-Regimenter setzten dem Feinde einen tapfern Widerstand entgegen. Die Oesterreicher wollten die Brücke abbrennen, aber einige Bürger warfen das brennende Stroh ins Wasser. Auf der Brücke, in den Gassen der Stadt wurde gefochten und die Soldaten hielten sich noch auf den Höhen hinter der Stadt und in der Feste Trausnitz, bis Hiller, der sich vorn von Franzosen und Bayern unter Napoleon's Führung und von der Seite von Massena's Corps bedroht sah, den Rückzug anordnete. Obwohl diese Truppen sich seit vier Tagen geschlagen hatten und arg bedrängt wurden, langten sie doch, von dem Corps Kienmayer und der Reiterei Radetzky's geleitet, in fester Haltung zwischen Biburg und Neumarkt an. 2758 Mann waren todt, 2313 gefangen, 25 Kanonen verloren. Der Knotenpunct des Feldzugsplanes, Landshut mit seinen Magazinen war verloren, der linke Flügel der Oesterreicher von der Hauptarmee getrennt und der Feind mitten inne.

Erzherzog Karl hatte nach dem Gefechte bei Thann sein Augenmerk auf Regensburg gerichtet, um den Uebergang über die Donau und die Verbindung mit Böhmen frei zu haben. Fürst Johann Liechtenstein erhielt den Auftrag, die Stadt zu nehmen und er führte ihn wie immer rasch und glücklich aus. Die französische Besatzung capitulirte, als Liechtenstein mit Sturm drohte. Die Oesterreicher zogen noch am Abend des 20. April in Regensburg ein, sie waren voll Freude über diesen Erfolg und jubelten bei den Klängen der Musik bis in die Nacht hinein. Durch die Besetzung von Regensburg war der Plan Napoleon's, die Oesterreicher zwischen der Abens und der Laber allenfalls wie in Ulm einzuschließen, mißlungen. Der Erzherzog dachte am 20. und in der Nacht auf den 21. noch an keinen Rückzug, vielmehr an einen kräftigen Angriff und erwartete die Ankunft Hillers über Rottenburg und Eggmühl. Am 21. schlugen sich die zerstreuten österreichischen Colonnen bei Schneidert und Schierling den ganzen Tag gegen Davoust und Lefebvre und verloren, da meist mit blanker Waffe gefochten wurde, viele Leute. Die Corps Hohenzollern und Rosenberg wichen wohl zurück, behielten aber am Abend eine feste Stellung; eine Brigade stand über Eggmühl heraus, um den Erzherzog Ludwig zu erwarten, der das Mißgeschick Hiller's noch nicht erfahren hatte.

Der Generalissimus hoffte noch einen glücklichen Schlag auf Davoust zu führen und ging am 22. zum Angriff über. Rosenberg sollte in seiner Stellung bei Schierling bleiben, während die Armee in drei Colonnen unter Kolowrat, Johann Liechtenstein und Hohenzollern gegen Abach und Peising vorrücken würde. Gegen 1 Uhr Mittags setzten sich die Colonnen in Bewegung, marschirten in der schönsten Ordnung wie auf dem Exercirplatze vor und griffen den linken Flügel der Franzosen

an. Rosenberg erwartete mit Ungeduld ein gemeinsames Eingreifen, als auf der Straße von Landshut her starke feindliche Heerhaufen herankamen und der Schlacht eine neue Wendung gaben. Fürst Rosenberg stellte sogleich seine Truppen über die Straße, um den Feind so lange als möglich aufzuhalten, bis der Erzherzog neue Anordnungen getroffen. Die Stellung war vortrefflich durch Wälder und Gründe geschützt, die Artillerie konnte einen Theil von Eggmühl bestreichen, aber die Uebermacht der Franzosen war zu groß und ihr Angriff umfassend. Napoleon selbst leitete die Schlacht und ließ allein bei Schierling eine Reitermasse von 17 Regimentern gegen die Oesterreicher vorrücken. Rosenberg sah sich von vorn und beiden Seiten angegriffen. Die Soldaten schlugen sich gut. Die Reiterei brach mehrmals in die französische Infanterie ein und die Kanoniere wichen nicht vom Geschütze, bis der letzte Mann gefallen. Stundenlang wurde um das Dorf, um die Höhe, um Waldspitzen gerungen. Erst nach drei Stunden heldenmüthigen Widerstandes ließ Rosenberg seine Regimenter auf der großen Straße nach Eglofsheim zurückgehen.

Die Franzosen brachen aus den Wäldern hervor und bedrängten die Oesterreicher an jedem Puncte. Eine Aufstellung war nicht mehr möglich, erst bei Eglofsheim bildete die Reiterei und Artillerie wieder eine Masse und deckte den Rückzug. Der Erzherzog änderte sogleich, als er den furchtbaren Angriff von Landshut her vernahm, den Marsch seiner Colonnen, sie sollten stufenweise und parallel mit der Straße nach Regensburg in die Ebene hinabsteigen. Um Rosenberg aufzunehmen und die Straße zu decken, schickte er 32 Schwadronen Reiter, einige Batterien und Grenadierbataillone auf die Straße von Eglofsheim mit dem Befehl, sich nur in geschlossener Masse zu vertheidigen. Aber diese braven Reiter ließen sich nicht halten. Ein

Regiment Kürassiere brach gegen die Feinde los, die anderen flogen nach und es entspann sich noch bei dem Einbruche der Nacht ein wildes Reitergefecht. Da die Geschütze in der Dunkelheit verstummten, so hörte man nur das Klirren der Säbel auf die Harnische und Helme, den Klang der Trompeten, den wilden Schrei der Kämpfer, die Freund und Feind nur im Mondlicht unterschieden. Das Getümmel des Kampfes dauerte die Nacht fort bis zum Ende der Höhen, wo die Straße in die Ebene von Regensburg abfällt. Erst Johann Liechtenstein, der mit einer frischen Reiterschaar bei Oberträubling erschien, brachte das Gefecht zum Stehen. Napoleon blieb in Eglofsheim und gewährte seinen Truppen die Ruhe; nur Massena marschirte rechts, um den Weg von Regensburg nach Straubing zu verlegen. Der Erzherzog beschloß, seine Armee, welche sich auf dem kleinen Raume vor Regensburg nicht mehr schlagen konnte, über die Donau zurückzuführen. Noch in der Nacht wurden auf der Höhe am linken Ufer Batterien aufgefahren, die Stadt und Brücke besetzt und unterhalb Regensburg bei Weichs eine Schiffbrücke geschlagen. Mit Tagesanbruch am 23. begannen die Oesterreicher ihren Rückzug über die Donau. Der Erzherzog selbst führte das Regiment Würzburg über die steinerne Brücke. Die Reiterei und eine Abtheilung Infanterie sollte die Brücken und die Stadt decken. Napoleon ließ diesen Reiterhaufen um 9 Uhr durch seine Kürassiere angreifen und es entspann sich hier wieder ein Cavalleriegefecht mit prächtigen Scenen. Die österreichischen Reiter, vor allen die Kürassiere unter Liechtenstein, hielten doch den Feind auf, bis die Colonnen über die Brücke waren und rückten dann nach. Einige hundert, welche nicht rasch genug nachkamen, setzten auf ihren Pferden über die Donau. Napoleon ließ die Stadt stürmen und beschießen. Die Oesterreicher erwiederten das Feuer von Mauern und Thürmen.

Dabei geschah es, daß Napoleon am Fuße von einer matten Flintenkugel getroffen wurde, was unter den Franzosen großen Schrecken verursachte. Erst nach einem dreistündigen Gefecht kamen die Franzosen in die Stadt, das Handgemenge dauerte in den Straßen noch fort. Kolowrat unterhielt bis in die Nacht ein so lebhaftes Feuer auf der Brücke, der Brand der Stadt am Hof war so furchtbar, daß der Feind alle weitere Verfolgung einstellen mußte. Die Oesterreicher vollbrachten in der Nacht ihren Uebergang und nahmen am 24. April ihren Weg nach Cham. Der Erzherzog gönnte hier den Truppen einige Rasttage und brach dann nach Böhmen auf.

Hiller war mit seinen Truppen bis an den Inn zurückgegangen, dort kehrte er durch einige Bataillone verstärkt nochmals um und schlug bei Neumarkt am 24. die Bayern und Franzosen unter Wrede und Bessières so nachdrücklich, daß sie mehr als 2000 Mann verloren und es nicht mehr wagten, ihn zu verfolgen. Auf die Nachricht von dem Ausgange der Schlacht bei Eggmühl trat Hiller den Rückmarsch an, am 26. führte er seine Truppen, 42 Bataillone, 39 Escadronen bei Burghausen über den Inn und setzte über Ried und Lambach den Weg nach Linz fort. Ende April war kein österreichischer Soldat mehr auf bayerischem Boden.

Die Gefechte bei Thann am 19., bei Abensberg am 20., bei Landshut am 21., bei Eggmühl am 22., bei Regensburg am 23. April sind wie eine große Schlacht auf weit gedehntem Raume, in welcher die Oesterreicher angriffen und angegriffen wurden, und welche durch ein Zusammenwirken der verschiedensten Umstände verloren ging. Die Ursache lag zumeist in der Zersplitterung der militärischen Kräfte, in der Scheu und Unentschlossenheit, im Anbeginn zu einem kräftigen Angriff überzugehen. Die Ehre der Waffen war unversehrt. Die Soldaten

hatten sich mit einem Muthe und einer Ausdauer geschlagen, die eines besseren Schicksals würdig war. Noch auf dem Marsche nach Böhmen war, obwohl die Wege schlecht und die Tage empfindlich kalt waren, kein marober Mann, kein marodes Pferd. Wer vermöchte all' die kleinen Züge der heldenhaften Tapferkeit und Aufopferung zu schildern? Bei dem Rückzuge von Landshut rettete ein Grenadier vom Regimente Deutschmeister seine Kameraden dadurch, daß er einen Pulverwagen und dabei sich selbst in die Luft sprengte. Ein Mann vom Regimente Gyulai sah zwei feindliche Soldaten an einem schwer verwundeten Officier herumzerren; er kehrte um, schoß den einen nieder, verjagte den andern und trug den Officier auf seinen Schultern fort. Bei Eggmühl bediente ein Kanonier, nachdem alle Kameraden gefallen, das Geschütz allein, bis frische Mannschaft herbeikam. Bei Regensburg holte ein Feldwebel seinen verwundeten Hauptmann, einen Prinzen von Neuwied, mitten aus dem Feinde heraus; ein Mann von Erzherzog Karl nahm die Fahne vom Stocke, sprang in die Donau und schwamm hinüber. Und so viele andere. Die Verluste der Armee waren groß. mehr als 30.000 waren todt und verwundet; jeder Schlachttag hatte Tausende von Opfern gekostet, das Blut der Armee war tropfenweise verspritzt. Die Wirkungen des Mißlingens des Feldzuges an der Donau wurden verhängnißvoll für Oesterreich und Europa. Der Kriegsplan war vernichtet. Oesterreich war nun nicht mehr der angreifende Theil, sondern mußte alle Kräfte zur Vertheidigung anwenden. Die Thore des Reiches standen offen und die feindlichen Heere wälzten sich wieder über das Land. Wo gekämpft wurde, in Italien und in Polen, war allen Erfolgen und Siegen Einhalt gethan. Statt eines großen Volkskrieges kamen nur einzelne Schilderhebungen vor, ohne Zusammenhang und militärischen Rückhalt.

In Italien hatte Erzherzog Johann mit dem Heere von Inneröſterreich den erſten glänzenden Erfolg errungen. Er war aus Kärnten aufgebrochen, hatte unter Schnee und Sturm die Gebirge überſchritten und nach einem kurzen Gefecht am Iſonzo ganz Friaul ohne Schwertſtreich beſetzt. Am 15. ſchlug der Erzherzog mit dem tapferen Frimont die Franzoſen bei Pordenone, am 16. bei Sacile, ſo daß ſie an 8000 Mann verloren und über die Piave zurückwichen. Die Oeſterreicher verfolgten die Feinde in einem Zuge über Baſſano und Vicenza hinaus bis Caldiero, wo der Vicekönig Eugen ſein Hauptquartier hatte; ſie beſtanden noch am 29. und 30. einzelne glückliche Gefechte. Noch ein Sieg vor Verona, die Verbindung mit Tyrol war hergeſtellt, der Weg nach Mailand frei. Aber die Niederlage des deutſchen Heeres ließ ein Ausbeuten des Sieges nicht zu. Der Erzherzog ſtellte alle Angriffe ein und trat am 1. Mai den Rückweg an.

Auch in Dalmatien und Polen hatte der Krieg mit Erfolg begonnen. Erzherzog Ferdinand hatte die beſten Regimenter der Armee und ganz tüchtige Generale. Er ſchlug mit ihnen am 19. April 13.000 Mann Polen unter Fürſt Poniatowski bei Raszyn, brachte Warſchau zur Capitulation und zog am 23. in die Hauptſtadt ein. Allein man hatte in Wien auf einen großen Sieg in Deutſchland gerechnet, um dadurch auf Preußen und Rußland zu wirken; auch dies, und damit die Erfolge Ferdinand's, mußten nun aufgegeben werden.

Der große Volksaufſtand in Deutſchland, auf den die Hoffnung Stadion's geſtellt war, blieb gänzlich aus. Die Aufrufe an das Volk in Süddeutſchland hatten keine Wirkung. Das Volk hielt treu an ſeinen Fürſten, die Soldaten des Rheinbundes kämpften gegen die Oeſterreicher ſo muthig, wie die beſten Franzoſen. In Norddeutſchland waren Einverſtändniſſe ange-

knüpft, aber es fehlte an einer sicheren einheitlichen Leitung. Wo eine Erhebung stattfand, mißlang sie; so der Versuch des Karl Katt zur Befreiung Magdeburgs, so die Erhebung des Obersten Dörnberg im Hessenlande, so der Zug des tapferen Schill, der am 28. April von Berlin auszog und ein so trauriges Ende fand. Im österreichischen Hauptquartier war vom Anbeginne wenig Vertrauen auf so regellose Kämpfe. Erzherzog Karl war von dem Mißlingen des Feldzuges tief berührt, er schrieb damals an Napoleon wegen der Auswechslung der Gefangenen und bot eine freundliche Vermittlung an. Als jedoch Napoleon nicht antwortete, nahm er die Waffen wieder auf im Dienste seines Herrn und Kaisers. Dieser war noch voll kriegerischer Stimmung, ebenso der Minister Stadion, die ganze Kriegspartei am Hofe, und man kann wohl sagen, das gesammte österreichische Volk. Der Preuße Gneisenau schrieb am 13. Mai: „Die einzige Hoffnung steht noch auf der Wehrlust der Nation in Oesterreich, die entschlossen sein soll, sich der Sclaverei zu erwehren". Die Stimmung war trotz der Verluste an der Donau durchaus nicht gedrückt. Die Kräfte des Landes reichten für einen langen Kampf aus. Die Armee war noch in einem solchen Stand, daß sie sich mit Napoleon messen konnte, von der Landwehr waren bisher nur wenige Bataillone verwendet worden; die innerösterreichische war bei der Armee des Erzherzogs Johann, die österreichische bei Hiller, die böhmische bei Erzherzog Karl, die mährische war auf dem Marsch, das ungarische Aufgebot setzte sich in Stand. Waren im April diese Landwehren noch bewaffnete Haufen, so glichen sie jetzt organisirten Truppen und schlugen sich wie die besten Soldaten. Es bedurfte nur eines Zeichens, eines neuen Rufes und neue Massen hätten sich gestellt.

Napoleon hatte gleich nach dem Treffen bei Regensburg den Entschluß gefaßt, mit seiner Armee so rasch als möglich nach

Oesterreich aufzubrechen, Wien zu besetzen und damit den Krieg zu beenden. Er war voll Zuversicht uud Uebermuth. In Regensburg erließ er ein prahlerisches Bulletin, worin er seine Soldaten mit denen Cäsars verglich und von 50.000 Gefangenen sprach. Am selben Tage (24. April) confiscirte er die Güter der Reichsedlen, welche in österreichischen Diensten standen; ein anderes Decret nahm dem deutschen Ritterorden alle Güter in den Rheinbundländern und schenkte sie den Fürsten. Napoleon brach dann nach Oesterreich auf und sandte, sobald er den Inn passirt hatte, seine Colonnen sogleich auf der Straße nach Wien weiter.

Erzherzog Karl hielt mit seiner Armee, mit der sich auch das Corps Bellegarde vereinigt hatte, in Budweis. Nachdem die Fortsetzung des Krieges entschieden war, dachte der Erzherzog vor Allem daran, sich mit Hiller zu verbinden. Eine Colonne Reiter wurde nach Wien geschickt, um die Donauübergänge bei Linz und Mauthhausen zu decken.

Hiller kam am 2. Mai nach Linz. Er hielt den Uebergang für zu gewagt, und setzte am 3. den Weg nach Ebelsberg fort. Hier hoffte er dem Feinde, der rasch hinter ihm her war, leichten Widerstand zu leisten und bei Mauthhausen oder Krems über die Donau zu gehen. Während die Masse der Oesterreicher die Traun überschritt, hatte der Feind die Nachhut unter den Generalen Radetzky und Vincent in Kleinmünchen am linken Ufer schon erreicht. Massena kam von Linz, Bessières von Wels her. Die Oesterreicher bestanden am 3. Mai von 9 Uhr Früh bis 5 Uhr Nachmittags einen der furchtbarsten Kämpfe, welchen die Geschichte des Jahres 1809 kennt. Die Franzosen vertrieben die Oesterreicher aus den Gärten und Häusern von Kleinmünchen, und gingen rasch auf die Brücke los. Radetzky kam mit den Uhlanen und Hußaren noch hinüber. Die Regimenter

Splenty und Benjowski fochten auf der Brücke mit Kolben und Bajonnet, bis ein Kartätschenfeuer in ihre Mitte einschlug und sie zum Weichen brachte. Mit ihnen im Handgemenge kamen die Franzosen hinüber und drangen trotz des furchtbaren Gewehrfeuers an das andere Thor der kleinen Stadt Ebelsberg vor. Auch die Bataillone, welche in und neben dem Schlosse aufgestellt waren, wurden von ihnen bestürmt. Da rückten 3 Bataillone Wiener Freiwillige unter ihren Führern Kueffel und Salis im Sturmschritt an, jagten die Franzosen bis an das Thor, und mit einem Bataillone vom Regimente Lindenau vereint bis in den Markt zurück. Die Franzosen wurden durch frische Regimenter unterstützt und unternahmen einen neuen Angriff auf das Schloß und den Vormarkt. Stundenlang war hier der Erfolg ungewiß, die Oesterreicher nahmen das Thor, verloren es wieder. Erst um 5 Uhr zog sich dieser tapfere Haufen von Soldaten und Landwehrmännern hinter die Höhen an der Stadt zurück. Massena brach noch aus der brennenden Stadt hervor ins Flachfeld, fand jedoch die Oesterreicher in vollkommener Schlachtordnung und wurde mit einem solchen Kartätschen- und Musketenfeuer begrüßt, daß er es nicht mehr wagte anzugreifen. Das Treffen bei Ebelsberg war eine der schönsten Waffenthaten der Armee. Wenige Bataillone hatten zwei französischen Corps Stand gehalten. Der Verlust war groß, mehr als 2300 Mann, 85 Officiere waren todt oder verwundet. Von den Wiener Freiwilligen blieben allein 300 Mann auf dem Platze, die Franzosen hatten 4000 Mann und 3 Adler verloren. Hiller war nicht Willens eine Schlacht anzunehmen, er wollte seine 30.000 Mann unversehrt dem Erzherzoge zuführen. Auf die Nachricht, daß Napoleon alle seine Colonnen vereinigt habe, brach er rasch nach Enns auf, und als er die Brücke zerstört fand, weiter nach Amstetten und Melk. Von

hier rückte ein Corps von 10.000 Mann nach Wien, die anderen 20.000 Mann führte Hiller am 8. Mai bei Mautern über die Donau. Er brach die Brücke ab, ließ eine Abtheilung bei Krems zur Bewachung des Ufers stehen und ging dann in Eilmärschen in die Gegend von Wien, um die Verbindung mit der Hauptstadt zu erhalten. Schon am 11. Mai trafen die Grenadiere Kienmayer's an der Donaubrücke am Spitz ein, 5 Bataillone rückten in die Stadt, den Rest des 5. und 6. Corps hielt Hiller am linken Ufer der Donau vereinigt.

Erzherzog Karl war am Tage des Treffens bei Ebelsberg noch in Budweis, am Tage des Donauüberganges in Zwettl. Er hatte sich durch frische Zuzüge aus Böhmen verstärkt. Um den Uebergang der Franzosen bei Linz zu verhindern, schickte er das Corps Kolowrat und die böhmische Landwehr an die Donau. Er selbst rückte mit der Hauptmasse der Armee von Zwettl nach Horn und Stockerau. Da sich der Marsch wider Erwarten verzögert hatte und dem Feinde der Weg nach Wien nicht mehr streitig gemacht werden konnte, entschloß sich der Erzherzog, die Straße nach Böhmen und Mähren zu vertheidigen.

Eine Entscheidungsschlacht an den Mauern Wiens war nicht möglich, aber man konnte darauf rechnen, daß sich die Hauptstadt wenigstens einige Tage gegen den Feind halten würde. Erzherzog Maximilian, welcher seit 2. Mai das Commando übernommen hatte, schien dazu geneigt. Er hatte an 16.000 Mann Soldaten, Landwehr, etwa 1000 Freiwillige und seit dem 10. Mai jene 5 Bataillone ungarischer Grenadiere von der Armee Hiller's. Die Wälle wurden ausgebessert, Batterien aufgeführt, Spitäler hergerichtet, alle Donauschiffe wurden verbrannt oder versenkt. Das Volk war voll guten Willens und die Stadt wie ein Kriegslager. Viele Familien waren geflüchtet, die Archive, Staats- und Gemeinde-Cassen fortgeschafft.

Napoleon hatte wie immer sein Glück rasch benützt. Schon am 10. Mai kamen die Franzosen vom Corps Lannes an die Schönbrunner Linie und besetzten die Vorstadt Mariahilf. An der Wienbrücke bei der Wieden kam es zu einem kleinen Gefechte; ja vier französische Reiter sprengten keck bis in die Kärntnerstraße, wurden jedoch gefangen, einer erschossen. Die Franzosen umschlossen nun die Stadt in einem großen Bogen, mit dem Mittelpuncte Schönbrunn, wo Napoleon wie im Jahre 1805 sein Hauptquartier nahm.

General Andreossy, früher Gesandter in Wien, wurde Gouverneur der Stadt, blieb jedoch im Palais Esterhazy in Mariahilf. Da von der Stadt aus auf jeden Franzosen, der sich auf dem Glacis sehen ließ, Feuer gegeben und die Aufforderung zur Uebergabe mit Kanonenschüssen beantwortet wurde, ließ der Feind die Stadt in der Nacht des 11. Mai aus 20 Haubitzen beschießen. Einzelne Häuser kamen in Brand, mehrere Bürger wurden bis auf den Tod verwundet; einige Kugeln flogen in die Burg, wo die Prinzessin Maria Luise krank lag. Das Bombardement dauerte bis 2 Uhr Früh. Der Erzherzog wollte die Stadt noch einen oder zwei Tage halten, als aber die Franzosen von Erdberg aus sich auf der Praterinsel festsetzten, kam die Besatzung in Gefahr, abgeschnitten zu werden. Erzherzog Max verließ die Stadt noch in der Nacht, zog mit Soldaten und Landwehr auf das linke Ufer und ließ die Brücke hinter sich abbrennen. In der Stadt wurde die weiße Fahne aufgesteckt und eine Deputation ging nach Schönbrunn, um Napoleon die Unterwerfung anzuzeigen. Abends am 12. Mai wurde die Capitulation unterzeichnet und am 13. Mai Morgens rückten die Franzosen unter Oudinot in die Stadt. Sie nahmen sogleich $4\frac{1}{2}$ Millionen Gulden aus der Stadtcassa und schrieben Lieferungen aus. Alles bekam nun in

Wien einen französischen Anstrich, die Wiener Zeitung erschien ohne kaiserlichen Adler von einem französischen Redacteur geleitet; ihre Blätter trieften von Lob und Preis des großen Soldatenkaisers. Der Stephansthurm wurde besetzt, die Verbindung mit Ungarn aufgehoben.

Auf dem Lande kam es zu vielen Excessen, und mehrere französische Marodeure fielen als Opfer der Volksrache. In der Stadt hielt Napoleon scharfe Mannszucht. Er scheute sich den Volksgeist wachzurufen, er liebte die Gassenkriege nicht. Die Volksbewaffnung in Oesterreich war ihm von Anbeginn verhaßt. Schon am 14. Mai decretirte er die Auflösung der Landwehr, die Officiere, welche nicht in ihre Heimat zurückkehren, sollten mit ihrem Gut verfallen. Nur die Bürgergarde blieb in Wien unter Waffen, sie versah den Polizei- und Wachdienst. Auch die Behörden empfahlen Ergebung und Ruhe. Am 21. am ersten Schlachttage von Aspern, während die Soldaten auf dem Marchfelde bis zum Tod für Oesterreich kämpften, war ein Regierungsbefehl angeschlagen, der mit den Worten begann: „Eine der ersten und wesentlichsten Pflichten eines guten Bürgers und Unterthans ist stilles und ruhiges Verhalten bei ungewöhnlichen Ereignissen“. Das klang beinahe wie das berüchtigte Wort des preußischen Ministers 1806: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“. Die Stimmung des Volkes war gedrückt, die Leute hätten sich gerne gewehrt, sie haßten die Franzosen, niemals kam es hier zu so entsetzlichen Huldigungen wie in Berlin. Als am 20. Mai einige gefangene Landwehrmänner durch die Stadt geführt wurden, gab man aus einem Hause Feuer auf die Franzosen. Die Soldaten nahmen die Brotwagen mit Gewalt weg. Am 30. Mai war wirklich in Wien Hungersnoth. Uebrigens schonte Napoleon die Stadt, für den Krieg im Herzen Oesterreichs brauchte er eine ruhige Hauptstadt. Sonst war bei ihm Alles auf den Unter-

gang und die Zertrümmerung Oesterreichs berechnet. Von Wien aus am 15. Mai erließ er eine Proclamation an die Ungarn, worin er sie zum Abfall von Oesterreich aufrief: „nur mit dem Kaiser von Oesterreich, nicht mit dem König von Ungarn befinde er sich im Kriege, sie möchten sich wie vor alter Zeit auf dem Rakos versammeln und einen neuen König wählen“. Er wagte dies in einer Zeit, wo der Kaiser inmitten des Landes verweilte. Der Aufruf blieb ohne allen Erfolg. Wer ein Blatt erhielt, lieferte es den Behörden aus. Viele Ungarn waren im österreichischen Dienst. Eben damals rückten zwei Hußaren-Regimenter der Insurrection zur Armee. Fürst Esterhazy, den eine französische Zeitung als König nannte, begab sich in das Hoflager des Kaisers und bot seine Dienste an.

15.

Die Schlacht von Aspern (21. und 22. Mai).

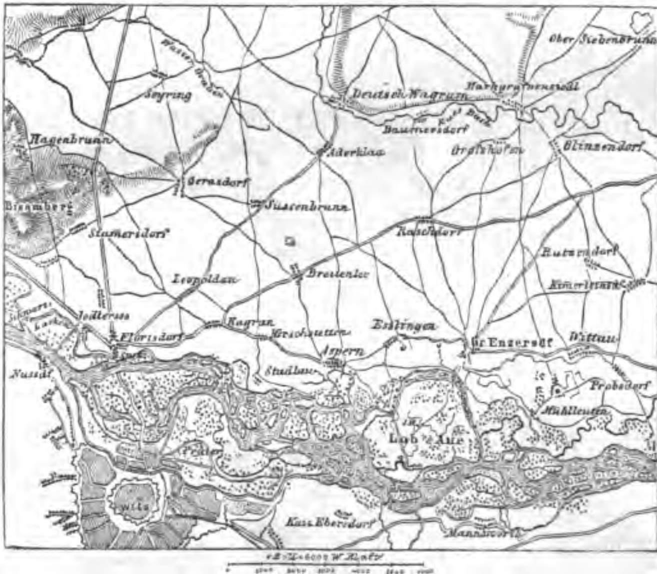
Nach der Einnahme Wiens war das rechte Ufer der Donau von Linz bis an die ungarische Grenze in der Gewalt der Franzosen, das linke in der Gewalt der Oesterreicher. Bei Linz hatten die Franzosen und Württemberger die Brücke wieder hergestellt, aber Kolowrat kam am 17. Mai vor Urfahr und verwehrte dem Feinde jeden weiteren Schritt. Bei Krems hielt General Schusteck, bei Stockerau Radetzky die Wache; die Brücken waren zerstört, jedes Schiff, das die Donau herabkam, wurde in den Grund geschossen. 2000 Franzosen, welche bei Melk über den Fluß gingen, wurden verjagt und in das Wasser gesprengt. Die Hauptmacht Hiller's lagerte am Fuße des Bisamberges, der Vortrab stand am Spitz, Wien gegenüber, kleine Reiterabtheilungen streiften bis an die March. Am 13. Mai

besetzten einige hundert Franzosen bei Nußdorf die Insel „schwarze Lacken“ genannt, um von da auf das linke Ufer überzugehen. Das Regiment Kerpen griff sie an, tödtete einen Theil der Mannschaft und nahm die anderen gefangen. Hiller ließ dann auf der Insel Geschütz auffahren, welches dem Feinde die Lust verleidete, hier einen Uebergang zu versuchen.

Erzherzog Karl war in diesen Tagen auf der Straße bei Horn, am 16. erreichte er Stockerau und Korneuburg und vollzog die Vereinigung mit Hiller. Die Absicht Napoleon's, die österreichischen Armeen auseinanderzuhalten, war vereitelt, er war um die Früchte seiner Siege an der oberen Donau gebracht. Mit Ausnahme des Corps Kolowrat war hier im Angesichte von Wien die ganze österreichische Heeresmacht 70 bis 80.000 Mann stark vereinigt. Sie lagerte von den Geländen des Bisamberges bis an die Straße, die von Wien nach Mähren führt.

Der Landstrich vom Bisamberge bis an die ungarische Grenze heißt das Marchfeld, und ist, mit Ausnahme einiger sanft geschwellter Höhen hinter dem Rußbach, völlig eben. Der Boden ist fruchtbar, wohl angebaut, mit Dörfern, Schlössern und Kirchen bedeckt. Heutzutage durchschneidet die Eisenbahn die Mitte der Ebene, damals wurde der Verkehr nach Wien auf drei Straßen, aus Böhmen, Mähren und Ungarn vermittelt, welche unmittelbar an der Donau am Spitz einmündeten. Der Fluß bildet zahlreiche Arme und Inseln. Am Ufer liegen die Dörfer: Stadlau, Aspern, Eßlingen, Groß-Enzersdorf; weiter am Rußbache Deutsch-Wagram, Baumersdorf, Markgraf-Neusiedl. Sie werden alle in der Geschichte jener Tage genannt. Das Marchfeld ist eine alte geschichtliche Stätte. Rudolf von Habsburg hat hier vor mehr als einem halben Jahrtausend seinem Geschlechte und der deutschen Nation die Herrschaft über diese

Länder erstritten. Hussitenschwärme, Schaaren rebellischer Böhmen und Ungarn streiften darüber hin, Herzog Karl von Lothringen erwartete die tapferen Polen, um mit ihnen die Türken von Wien zu vertreiben. Nun lagerte auf diesem Boden wieder eine österreichische Armee, bereit mit einem mächtigen Feinde zu kämpfen für des Landes Recht und Freiheit.



Unterhalb Wien, bei Kaiser-Ebersdorf, ist seit alten Zeiten eine Ueberfuhr über zwei breite Arme der Donau zur Insel Lobau und von ihr über einen kleinen schmalen Arm in die Auen und Felder am linken Ufer. Diese Stelle hatte sich Napoleon zum Uebergang auserſehen. Er kam am 19. Mai nach Ebersdorf und wohnte in dem sogenannten Schlößl „Thürmelhof“, das damals einer Gräfin Veterani gehörte.

Seit einigen Tagen waren Schiffe, Bretter und Balken herbeigeschafft, einige hundert Franzosen setzten über den einen Arm und vertrieben von der Insel den österreichischen Posten. Am Nachmittag des 20. waren drei Brücken bis zur Lobau und noch eine vierte über den schmalen Arm fertig. Sogleich rückten mehrere Bataillone und Escadronen hinüber, die mit österreichischen Reitern bei Eßlingen ein Gefecht begannen, aber in die Auen zurückgeworfen wurden. Da die große Brücke noch am selben Abend des 20. vom Hochwasser zerstört und erst in der Nacht wieder hergestellt wurde, rückte die Hauptmasse der Franzosen erst am Morgen des 21. auf das linke Ufer; zuerst das Corps Massena, dann die Infanterie und Cavallerie der Garde, die Grenadiere, zwei Divisionen Kürassiere und eine Infanterie-Division vom Corps Lannes, ungefähr 30.000 Mann. Die Truppen Massena's besetzten Aspern, jene des Lannes Eßlingen. Sie konnten durch die Büsche in den Auen, wie in einem Walde ungesehen vorrücken. Die beiden Dörfer bilden natürliche Basteien, in Aspern bot die Kirche mit dem Friedhofe und seiner Ringmauer, in Eßlingen der große Schüttkasten einen festen Vertheidigungspunct. Zwischen den Dörfern auf der Ebene ritten die Kürassiere Espagne's und die leichten Reiter Lasalle's auf; hinter ihnen kamen die Garden und Grenadiere. Die Franzosen waren noch ungewiß, wo sie die Oesterreicher treffen würden. Sie hatten in der Nacht an den langen Feuerstreifen der Bivouaks erkannt, daß die Armee am Bisamberge liege.

Die österreichische Armee hatte in den letzten Tagen die Ruhe genossen, deren sie nach so viel Anstrengungen und in der Erwartung einer nahen Schlacht sehr bedurfte. Im Hauptquartier erwartete man einen Uebergang bei Nußdorf. Als jedoch am 19. die Vorposten meldeten, daß die Franzosen auf

die Lobau übersetzten, als abwärts von Wien die Staubwolken aufwirbelten und das Blitzen der Bajonnete die allgemeine Bewegung verrieth, war es offenbar, daß der Feind bei der Lobau den Uebergang versuchen und eine Schlacht wagen wolle. Eine Recognoscirung am 20., wobei die leichten Reiter Klenau's mit den Franzosen zusammengeriethen, löste allen Zweifel.

Der Erzherzog war zur Schlacht entschlossen, er gedachte die Stunde abzuwarten, in welcher der Feind einen Theil seiner Streitkräfte auf dem linken Ufer entwickeln würde, in diesem Momente sollten die Oesterreicher angreifen und den Feind vernichten. Noch am Abend des 20. erließ der Erzherzog den Schlachtbefehl, mit den Worten: „Morgen ist Schlacht, das Schicksal der Monarchie hängt von ihr ab, ich werde meine Schuldigkeit thun, und erwarte dasselbe von der Armee". Die Nacht über blieben die Truppen in ihrer früheren Stellung. Der Erzherzog übernachtete in Ebersdorf, der Kaiser Franz, der in die Nähe der Wahlstatt geeilt war, in Wolkersdorf, Napoleon auf der Lobau. Bei Tagesanbruch führte der Erzherzog die Armee über die Straße vor und stellte sie zwischen dem Bisamberg und dem Rußbach in zwei Treffen auf. Es waren 103 Bataillone, 148 Schwadronen, ungefähr 75.000 M. mit 288 Geschützen, die beste Armee, welche der Erzherzog in seinem ruhmreichen Leben ins Feuer geführt hat. Wer dieses Kriegsvolk gesehen in seiner Mannigfaltigkeit, in seiner Kraft und Bewegung, in seinem unwandelbaren Gehorsam, dem stellte sich ein Bild des vielgestaltigen Oesterreich vor. Deutsche, Čechen, Croaten, Magyaren, Rumänen waren hier vereinigt; alle von einem Geiste geleitet und alle bereit, Tod und Verderben in die Reihen der Feinde zu tragen. Wohl waren ihre Röcke beschmutzt, die Schuhe zerrissen, aber die Waffen waren blank, der Muth hoch, die Herzen schlugen freudig. Vor ihnen

lag die Landschaft, grün, duftig glänzend, es war der 21. Mai, Pfingstsonntag, und viele gedachten der Feier des Tages.

Die Armee sollte in fünf Colonnen vorrücken. Die erste Colonne führte Hiller, er sollte längs der Donau gegen Stadlau und Aspern vorrücken, die zweite und dritte Colonne unter Bellegarde und Hohenzollern sollten über Breitenlee ebenfalls gegen Aspern marschiren. Die vierte und fünfte bildeten den linken Flügel und standen am Rußbache; Rosenberg sollte die vierte Colonne nach Eßlingen führen, Dedovich mit der fünften über Enzersdorf an die Donau vorrücken. Die Reiterei Klenau's stand an der Spitze dieser zwei Corps. Den Raum zwischen der Mitte und dem linken Flügel füllte die Cavallerie-Reserve unter Johann Liechtenstein aus, die Grenadiere blieben bei Gerasdorf. Als Ziel des Angriffes gab der Erzherzog an: die beiden Dörfer Aspern und Eßlingen zu erobern, dann den Hauptstoß gegen die französische Mitte zu richten, die Feinde über die Donau zurückzuschlagen und das Ufer zahlreich mit Geschütz zu besetzen. Zwischen 9 und 10 Uhr wurde abgekocht und abgefüttert. Die Bataillone stellten sich in Schlachtordnung, die Officiere sprachen ihre Soldaten an. „Nur Sieg oder Tod kann heute der Spruch eines braven Soldaten sein“, rief Oberst Hardegg seinen Reitern zu und diese schlugen die Säbel aneinander. Der Erzherzog durchritt die Reihen, die Musik erklang, die Rufe: „Hoch Oesterreich, hoch der Erzherzog“, hallten in die Luft. Um 12 Uhr Mittags brachen die Colonnen auf und marschirten fest geschlossen auf den bestimmten Wegen zur Schlacht wie zu einer Parade. Je weiter sie rückten, desto mehr schloß sich der eiserne Bogen, welcher den Feind erdrücken sollte.

Napoleon hatte noch am Morgen die Schlacht nicht erwartet, aber er nahm sie an, obwohl die Verbindung mit dem rechten Ufer unterbrochen war. Er traf seine Verfügungen, um die

Stellung auf dem linken Ufer zu behaupten. Von der Ziegelhütte zwischen Aspern und Eßlingen, wo er mit seinem Stabe hielt, erblickte er die österreichischen Bataillone im Marsch. Diese trafen gegen vier Uhr Nachmittags auf den Feind. Hiller's Vortrab warf von Stadlau her die feindlichen Vorposten zurück, die Colonne folgte nach und drängte gegen Aspern vor. Die Franzosen standen vor dem Dorfe durch Gräben und Gebüsche gedeckt. Als die Oesterreicher mit gefälltem Bajonnete anstürmten, zogen sie sich zurück. Das Dorf bildet eine lange Gasse. Die ersten Häuser waren rasch erobert, aber weiter innen leisteten die Franzosen einen zähen Widerstand. Sie feuerten aus jedem Hause, aus den Fenstern, Keller- und Dachlucken. Die Oesterreicher mußten jede Mauer, jede Hecke erkämpfen. Es war ein wahrhaft mörderisches Gefecht, das mehrere Stunden dauerte; die Flammen stiegen aus den Häusern auf, Bäume und Büsche verbrannten. Von der 2. Colonne waren bereits mehrere Bataillone im Feuer, auch die 3. Colonne kam nun bei Aspern an und griff mit in den Kampf ein, während die 4. und 5. Colonne gegen Eßlingen und Enzersdorf anrückten und die Schlachtlinie schlossen. Der Andrang der Oesterreicher gegen die beiden Endpuncte der französischen Stellung war gewaltig, aber die Mitte war schwach gebildet und bot zwischen dem 2. und 3. Corps eine Lücke. Napoleon bemerkte dies und nahm sogleich den Gedanken auf, wie bei Austerlitz mit einem kräftigen Stoß die Mitte zu sprengen. Er gab Bessières und Espagne Befehl, mit 12 Regimentern Reiter und zwei Infanterie-Regimentern vorzurücken. Es war dies die entscheidende Stunde des Tages. Die österreichischen Batterien und zwei Chevauxlegers-Regimenter, welche der 2. und 3. Colonne voran waren, wurden zum Weichen gebracht, das Fußvolk der beiden Colonnen, die Bataillone vom Regimente Stain (Siebenbürger Rumänen), Zach (Russi-

nen), Froon (Mährer), Joseph Colloredo (Polen), Rohan und Fröhlich (Böhmen) und das 2. Bataillon der böhmischen Legion standen nun im Angesicht des Feindes. Der Erzherzog sprengte herbei und belebte mit wenigen kraftvollen Worten den Muth der Soldaten. Ruhig, ernst, das Gewehr im Arm, stand das Fußvolk da, vorn ein Bataillon Fröhlich. Oberst Mecséry commandirt „nicht schießen". Die Tirailleurs knien unter die Bajonnete des ersten Gliedes. Wie eine Woge des Meeres braust die Masse der geharnischten Reiter über die Felder her, voran General Espagne hoch im Bügel, statt des Säbels die Karbatsche in der Hand. Kaum hundert Schritte vor den Oesterreichern hält die Masse. Einige Officiere reiten vor und rufen: „Streckt die Waffen"; „Holt sie euch", hallt es von den Oesterreichern zurück. Einige Schüsse fallen. Die Kürassiere sprengen nun wüthend an. Sie sind kaum fünfzehn Schritte von den Oesterreichern entfernt. Noch halten diese ruhig fest aneinander geschlossen, da ertönt der Ruf: „Feuer!" Salven auf Salven knattern. Jedes Bataillon scheint ein Vulcan, der Feuer speit. Ein junger Officier, Müller aus Eger, nimmt seinem Corporal das Gewehr und schießt. Der wilde Espagne wird von der Kugel getroffen und fällt rücklings von seinem sich aufbäumenden Schimmel. Ganze Reihen französischer Reiter stürzen, der Boden ist mit Helmen, Kürassen, Menschen und Pferden bedeckt; die noch leben, wenden sich zur Flucht. Das Fußvolk geht mit gefälltem Bajonnet auf den Feind und General Vecsey läßt seine leichten Reiter einhauen. Während dem führt auch Johannes Liechtenstein seine Reiterregimenter im Kartätschenfeuer vor, er selbst an der Spitze der Kürassiere mit dem Säbel in der Hand. Die feindliche Cavallerie wird zurückgeworfen, 3000 Kürasse liegen vor der Front der Regimenter Staray und Hiller. Ihre Bajonnete bohren sich in die flüchtigen Massen ein. Napoleon, der

diese Reiterangriffe geleitet, kam in Gefahr; von seinem Gefolge wurden zwei Generale verwundet und gefangen.

Dieser glückliche Erfolg in der Mitte setzte Hiller und Bellegarde in Stand, den Angriff auf Aspern zu erneuern. Das Dorf wurde mit einem Hagel von Kugeln überschüttet und von Haubitzgranaten angezündet. Wieder fand ein grauenhaftes Gemetzel statt. In zwei Stunden nahmen die Oesterreicher dreimal das Dorf und verloren es dreimal wieder. Die Bataillone Vogelsang (Steirer) und Erzherzog Rainer (Böhmen) rückten wieder zum Sturme ein. „Das Dorf muß genommen werden", war der Befehl. „Wir werden es nehmen", erwiederten die Soldaten. Bei dem ersten Hause fällt ein Officier, er rafft sich auf, sein letzter Gruß ans Leben ist ein „es lebe das Haus Oesterreich". General Vacquant geht mit der Fahne des Regimentes voran; die Soldaten folgen ihm mit gefälltem Bajonnet, der Friedhof, die Kirche werden erstürmt, die weißen Wände werden roth von Blut, ein Wall von Leichen liegt umher. Mann für Mann sind aneinander voll Schrecken, Haß und wilder Gier. 12.000 Franzosen werden zurückgejagt. Massena führt zwei frische Regimenter herbei und behauptet sich in den letzten Häusern. Erst in der Nacht um 9 Uhr hört der Kampf auf. Auch auf diesem Puncte sind die Franzosen geschlagen.

Nur in Eßlingen bleiben sie die Herren. Die Truppen der 4. und 5. Colonne, welche Rosenberg von Wagram her zum Kampfe führte, erstiegen den kleinen Damm vor dem Dorfe, aber die Häuser des Dorfes, besonders der Schüttkasten, starrten ihnen wie eine Reihe von Festungen entgegen. Auf den Befehl des Erzherzogs, der hier zur Brücke durchbrechen wollte, gingen die Bataillone Bellegarde (Szekler), Chasteler, Hiller (Siebenbürger Rumänen), Staray (Croaten) noch um 7 Uhr zum

Sturm vor. Marschall Lannes vertheidigte jedoch diesen Stützpunct der französischen Armee mit der größten Hartnäckigkeit.

In der Abendstunde nach 8 Uhr ließ Napoleon nochmals die österreichische Mitte angreifen. 3000 feindliche Reiter von Bessières geführt sprengten auf die österreichischen Kürassiere des Reservecorps ein, aber der Angriff scheiterte wie jener zu Mittag. Ein Hußaren- und ein Dragoner-Regiment nahm die Franzosen in die Flanke und schlug sie völlig zurück. Die Nacht brach herein. Weithin beleuchteten die Flammen der Dörfer die entsetzlichen Bilder des Todes und der Zerstörung. Die Geschütze spielten noch fort. Die Granaten fielen in feurigen Bogen nach Aspern hinein. Erst gegen Mitternacht wurde es still und ruhig. Die österreichische Armee blieb auf dem Boden, den sie blutig erkämpft hatte. Vacquant hielt mit 8 Bataillonen Aspern besetzt, Hiller führte seine Truppen hinter das Dorf und reihte sie wieder in Schlachtordnung. Die Colonnen Bellegarde und Hohenzollern blieben vor Aspern; die Reiterei Liechtenstein's und die Colonne Rosenberg auf den Feldern vor Eßlingen. Erst spät legten sich die müden Soldaten nieder in das Gras, in die Ackerfurchen und harrten der Wiederkehr des Tages. Der Erzherzog ruhte nur wenige Stunden. Johannes Liechtenstein lag auf dem Boden bei seinen Vorposten ohne Schlaf und Nahrung. Napoleon blieb in einem Bivouac am Strande der Donau. Die Franzosen lagerten regimenterweise am Ufer. Wie zwei feindliche Ringer mit den Waffen in der Hand, hatten sich die Armeen niedergelegt; die Posten standen kaum 30 Schritt von einander. Kein Theil konnte sich bewegen, ohne daß der andere es bemerkt hätte; wer das Feld verließ, war geschlagen.

Die französische Armee war die ganze Nacht in Bewegung. Frische Truppen rückten vom rechten Ufer über die Lobau. Die Verbindung war am Nachmittage unterbrochen worden. Die

Oesterreicher hatten brennende Schiffe den Fluß hinab schwimmen lassen, welche die Schiffbrücke zerrissen; was am Abend hinüberkam, wurde auf Fähren übergesetzt, bis in der Nacht die Brücke wieder hergestellt wurde. Schon vor Tagesanbruch standen einige Regimenter der Garde, zwei Divisionen vom Corps Lannes, zwei Divisionen von Davoust auf dem linken Ufer. Die französische Armee war dadurch der österreichischen gleich, wenn nicht überlegen. Ueber 70.000 Mann standen in Waffen und erwarteten die Erneuerung des Kampfes. Die Oesterreicher waren am 21. Mai 75.000 Mann stark, hatten aber empfindliche Verluste erlitten, da fast alle Bataillone im Gefecht waren.

Wie Napoleon, so wollte der Erzherzog die Fortsetzung der Schlacht am 22. Mai. Alle Kräfte sollten aufgeboten werden, um den Sieg vollständig zu machen. Schon am Abend vorher waren die Grenadiere, die am ersten Tage keinen Antheil genommen, in die Schlachtlinie eingerückt. Als Ziel des Kampfes wurde wieder bestimmt: Die Eroberung der beiden Dörfer und der Angriff in der Mitte. Noch vor dem Grauen des Tages, zwischen 2 und 3 Uhr Morgens, traten die Oesterreicher auf der ganzen Linie ins Gewehr. Das Feuer ihrer ersten Kanonenschüsse blitzte durch den Frühnebel. Zur selben Stunde ritt Napoleon durch die Reihen seiner Truppen. Er gedachte alles daran zu setzen, die Oesterreicher zu schlagen. Die Schlachtordnung war dieselbe wie am Tage vorher.

Mit Tagesanbruch am 22. Mai begann der Kampf und heftiger und dichter als am Tage vorher. Die französische Gardeinfanterie rückte gegen Aspern vor, der dichte Nebel versteckte ihren Anmarsch, sie stürmten so rasch in das Dorf, daß FML. Weber mit 800 Mann gefangen und Vacquant bis an den Kirchhof zurückgedrängt wurde. Das blutige Wechselspiel vom vorigen Tage wiederholte sich. Das Regiment Klebeck (Oberösterreicher) und

zwei Compagnien von Rainer (Böhmen) hielten sich eine Stunde mitten unter Trümmern, Leichen und Flammen, bis sie von der Garde verdrängt wurden. Gegen 10 Uhr rückte das Regiment Benjowski (Siebenbürger Rumänen), von Ebelsberg her bekannt, im Sturmschritt in das Dorf und nahm in einem Anlaufe wieder den Friedhof. Hiller ließ sogleich die Mauer des Friedhofs niederwerfen und Kirche und Pfarrhaus anzünden, daß der Feind keine Stütze mehr fände. Die Tirailleurs der Garde kamen den Franzosen zu Hilfe, aber die österreichische Artillerie schüttete einen solchen Hagel von Kugeln und Granaten über die Franzosen aus, daß sie das Dorf räumen mußten. Wiener Freiwillige und Jäger vertrieben sie auch aus den Auen am Ufer. Sie wurden matter und wagten keinen Angriff mehr. General Bianchi hielt Aspern besetzt.

Die Entscheidung erfolgte wie Tags vorher in der Mitte von Freund und Feind. Als am frühen Morgen die Franzosen im Vortheil waren, versuchte Napoleon auf das Andringen seiner Generale einen Hauptstoß gegen die österreichische Mitte. Es war ein Moment, wo der linke Flügel des Corps Hohenzollern mit der Reiterei Liechtenstein's nur schwach verbunden war, hier wollte Napoleon durchbrechen. Er verwendete diesmal die Infanterie und das Geschütz. Lannes und Bessières leiteten das Gefecht. Die französische Artillerie eröffnete aus 400 Geschützen ein Feuer, wie es die ältesten Soldaten nie erlebt hatten, dann rückten fünf Divisionen in geschlossener Masse gegen die 2. und 3. Colonne der Oesterreicher vor, während die französischen Reiter an die Linie ritten, wo die 3. Colonne mit dem Reservecorps zusammenhing. Johannes Liechtenstein schloß sich bei der ersten Bewegung des Feindes enger an die 3. Colonne. Seine Reiter hieben tapfer ein. Napoleon ließ das österreichische Fußvolk wie die Mauern einer Stadt beschießen und alle Carrés

zugleich angreifen. Die Bataillone von Rohan (Böhmen), d'Aspre (Deutsche), Joseph Colloredo (Polen) und Stein wehrten den Angriff zurück, aber das Regiment Zach (Russinen) begann zu wanken; die Bataillone lösten sich auf, es entstand eine Lücke und die Franzosen rückten an der ganzen Linie vor. Das Schicksal des Tages schien entschieden. Da führt der Erzherzog selbst ein Bataillon herbei, Hohenzollern läßt das Regiment Fröhlich unter seinem tapfern Obersten Mecséry in drei Massen aufmarschiren, es kam eben recht, um einen Sturm von vier französischen Reiterregimentern zurückzuweisen. Der Erzherzog schickt die Grenadiere und einen Theil der Colonne Rosenberg, um die Lücke wieder auszufüllen. Die Oesterreicher gehen nun selbst auf den Feind los. Der Erzherzog ergreift die Fahne des Regiments Zach und führt ein Bataillon in den Kampf, so nahe, daß ihn die französischen Officiere erkennen. Die anderen Bataillone folgen nach. Oberst Smola führte seine Batterien auf und schmetterte Ladung auf Ladung in die Feinde. Diese wurden auf allen Puncten zurückgedrängt. So tapfer die französischen Divisionen fochten, sie hielten den Angriff des österreichischen Fußvolks nicht mehr aus und wichen in die Stellung zwischen den beiden Dörfern zurück. Der Sieg war in der Mitte entschieden auf Seite der Oesterreicher.

Es war Morgens zwischen 8 und 9 Uhr. Napoleon gab bereits den Tag für verloren. Noch eine andere Besorgniß stieg in ihm auf. Die Verbindung mit dem rechten Ufer war abermals unterbrochen. Die Oesterreicher hatten in der Nacht brennende Schiffmühlen und mit Steinen beladene Schiffe die Donau hinabschwimmen lassen, welche wie am 21. die Brücke auseinanderrissen. Ihre Herstellung konnte stundenlang dauern. Die französische Armee hatte nur den Rückweg über die Lobau und mußte in die größte Gefahr kommen. Napoleon brach deß-

halb die Schlacht ab, und befahl nur Aspern so lange als möglich, Eßlingen um jeden Preis zu halten. Von dem Besitze dieses Dorfes hing die Sicherheit des Rückzuges und die Rettung der Armee ab.

Auch der Erzherzog erfuhr zur selben Stunde die Zerstörung der Brücke. Er befahl sogleich ein allgemeines Vorrücken der Armee und einen neuen Sturm auf Aspern und Eßlingen. Gegen 10 Uhr wurde Aspern genommen. Eßlingen konnte den Franzosen nicht entrissen werden.

Rosenberg hatte das Dorf schon seit dem frühen Morgen von zwei Seiten bestürmt, ohne nur ein Haus zu gewinnen. Um 11 Uhr kam ein neuer Befehl des Erzherzogs, das Dorf zu nehmen. Da es an schweren Geschützen fehlte, fiel diese Aufgabe zumeist der Infanterie zu. Die Soldaten gingen mit beispiellosem Muthe ins Gefecht. Wer die ungarischen Grenadiere mit ihren hohen Mützen, den weißen Leibern und ernsten Gesichtern gesehen, wie sie im Sturmschritt zum Tode gingen, mußte mit Bewunderung für diese Truppe erfüllt werden. Sie liefen zweimal bis unter die Kanonen des Feindes. Das mörderische Feuer warf sie jedesmal zurück. Als der Erzherzog um 12 Uhr abermals den Sturm auf Eßlingen befahl, brachen diese tapferen Soldaten durch Hecken und Büsche bis an den festen Fruchtspeicher durch, sie stießen ihre Gewehre in die Schußlöcher der Mauer, hieben auf die verrammelten Thüren. Die Franzosen schossen aus allen Lücken heraus, Napoleon schickte dem General Mouton, welcher Eßlingen vertheidigte, frische Truppen zu und die Grenadiere wurden wieder zurückgeworfen. Ein Officier, der eben zum Sturme kam, fragte einen Trupp Grenadiere, wo ihr Bataillon sei? „Wir sind das Bataillon", antworteten die Soldaten. Ihre Kameraden lagen todt in der Dorfgasse. Alle Officiere waren gefallen oder ver-

wundet. Ein Oberlieutenant ordnete vor dem Dorfe den Rest der Mannschaft, die Grenadiere erboten sich freiwillig zu einem neuen Sturm, aber der Erzherzog befahl um 1 Uhr innezuhalten. Rosenberg bedrängte wenigstens den Feind in Eßlingen durch sein Geschütz. Auch in der Mitte hatten die Franzosen noch eine heftige Kanonade der Oesterreicher auszuhalten.

Napoleon machte Anstalten zum Rückzug. Bei der kleinen Brücke an der Lobau fragte er noch seine Generale, was sie von der Lage der Armee dächten; alle stimmten für den Rückzug auf das rechte Ufer. Napoleon übergab den Befehl über die Truppen an Massena und ritt dann auf die Lobau hinüber — müde, stumm und bleich. Der Schall der Kanonen übertönte das Rauschen der Wellen, jeder Schuß traf seine Armee. Statt des Lebens hatte er den Tod gefunden, statt des Sieges die Niederlage, statt des Ruhmes die Schande. Um Mitternacht schiffte er mit Berthier und Savary auf einem Kahn nach Ebersdorf hinüber. Er war so ermüdet, daß ihn Savary am Arme führte bis zu seiner Wohnung im „Schlößl". Dort legte er sich auf das Stroh und verfiel in einen wahrhaft todesähnlichen Schlaf, der durch 36 Stunden dauerte.

Die französische Armee vollendete in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai den Rückzug auf die Lobau. Massena hatte nur mit Mühe die Ordnung aufrecht erhalten. Das Kanonenfeuer der Oesterreicher dauerte bis zum Abend. Um 3 Uhr Morgens räumten die Franzosen Eßlingen. Da das Hochwasser die große Brücke abermals zerstört hatte, mußte die gesammte Armee auf der Lobau bleiben. Nur kleine Abtheilungen schifften über. Mehr als 40.000 Mann Soldaten lagen auf der Insel zusammengedrängt in den Gehölzen, auf dem feuchten Rasen, geschlagen, entmuthigt, ohne Nahrung und Munition. Sie schlachteten ihre Pferde, Officiere und Soldaten griffen

nach Brennesseln und Waldgras. Erst am 25. Abends erhielten sie wieder Salz und Brot, aber so wenig, daß auf den Einzelnen nur eine dünne Schnitte kam. Und der Mann, der alles leitete, lag in Ebersdorf im tiefsten Schlafe. Die Franzosen verlebten auf der Lobau zwei furchtbare Tage. Hätten die Oesterreicher damals den Uebergang erzwungen, hätte ein Corps von 12.000 Mann bei Krems die Donau überschritten, wäre zugleich das Volk von Wien aufgestanden, wozu es gestimmt war, die französischen Heerestrümmer auf der Insel wären vernichtet oder gefangen worden. Einer der besten Marschälle der Armee hat dies zugestanden. Am ersten Tage wurde der Angriff der Oesterreicher erwartet, Massena wollte in diesem Falle auf das linke Ufer durchbrechen und den Weg nach Mähren oder Böhmen einschlagen.

Die Oesterreicher ordneten in der Nacht vom 22. zum 23. Mai auf dem Schlachtfelde ihre früheren Colonnen und nahmen dann die Stellung zwischen Aspern und Eßlingen ein. Officiere und Soldaten erwarteten einen Angriff auf die Lobau. Der Erzherzog schien am 23. dazu entschlossen. Rosenberg und Hiller erhielten den Auftrag, die Feinde in der nächsten Nacht zu überfallen. Eine Abtheilung war bestimmt, über die Herrenau zu gehen und von dort auf eine kleine Insel und die Lobau zu übersetzen. Drei Signalschüsse sollten die Landung kund thun und alles in Bewegung bringen. Der General Prinz von Hessen-Homburg führte 2 Regimenter mit Geschütz und einigen Pontons bei Mühlleiten an die Donau, fand jedoch die Donau zu hoch und die Auen so überschwemmt, daß er nicht an den Feind kommen konnte. Auch der Angriff Hiller's von der Mühlau her unterblieb, obwohl ihn die Officiere für möglich hielten. Ein so rasches Nachdrücken auf die Lobau erschien den Leitern im Hauptquartier ein tollkühner Streich und zu gefähr-

lich. Es fehlte an Munition und an Schiffen zur Ueberbrückung. Man konnte die Franzosen wenigstens necken und beunruhigen. Auch dies unterblieb. Der beste Tag wurde versäumt. Am 26. Mai war bereits die Brücke von der Lobau an das rechte Ufer hergestellt und die Lobau so verschanzt, daß ein Angriff nur mit ungeheuren Opfern möglich war. Der Sieg blieb unbenützt und sechs Wochen später mußte dieselbe Armee auf denselben Feldern einen neuen Kampf gegen die Feinde bestehen.

Die Oesterreicher hatten in diesen zwei Tagen 23.330 Mann, also fast ein Drittheil der Armee verloren; davon waren 4286 Mann und 87 Officiere todt, mehr als 15.000 verwundet, gefangen 800 Mann. Die Generale Rohan, Dedovich, Winzingerode, Colloredo, Maier, Buresch, 663 Officiere waren verwundet. Von den Franzosen wurden 7000 Mann auf dem Schlachtfelde begraben, 5000 Verwundete lagen in den Verbandhäusern, 29.773 Verwundete wurden in Wien untergebracht, andere in Enns und Linz. Napoleon gab in seinen lügenhaften Berichten den Verlust auf 1100 Todte und 3000 Verwundete an. Die französische Armee hatte sicher an 12.000 Todte und 30.000 Verwundete. Die Generale Espagne, St. Hilaire, Albuquerque und Pouget waren gefallen; Marschall Lannes war auf den Tod getroffen und starb am 30. Mai in Ebersdorf. Das Schlachtfeld bot ein grauenvolles Bild der Zerstörung. Die Dörfer waren niedergebrannt, Wiesen und Felder zerstampft, in den Ackerfurchen floß das Blut. Weithin lagen todte Pferde, Küraffe, Gewehre, Laffetten. Ein gräßlicher Geruch stieg von dem Felde des Todes auf. In den Brunnen lagen Todte, viele Hunderte wurden in die Donau geworfen, Tausende eingescharrt; „des Begrabens war kein Ende“ sagt der Bericht des Generalissimus.

Die Schlacht von Aspern war ein Schlag, der die Herrschaft Napoleon's bis in das Mark hinein traf. Man erzählt, daß während seines langen Schlafes in Ebersdorf eine Anzahl seiner Generale zusammentrat, um zu berathen, was im Falle seines Todes oder seiner Gefangenschaft zu thun wäre. Soweit kam es damals nicht. Der Mann, der alles in Händen hielt, erhob sich wieder gekräftigt, gerüstet, zu neuem Schlag bereit; aber er war doch überwältigt und der Zauber seines Namens, seiner Unbesiegbarkeit dahin. Zum ersten Male war Napoleon aus einer offenen Feldschlacht gewichen. Die Soldaten, die aus Eßlingen abzogen, konnten es gar nicht begreifen. Durch ganz Europa brachte die Botschaft einen gewaltigen Eindruck hervor. In England, in Spanien, Holland wie in Rom knüpfte man daran die Hoffnung eines Umschwungs. In Oesterreich, in Deutschland richteten sich alle Herzen wieder auf. In Wien war während der Pfingsttage alles Volk auf der Straße und horchte dem Kanonendonner. Mit Mühe hielten die Behörden das Volk zurück. Die Banknoten, alle öffentlichen Papiere stiegen im Werthe. In Linz ließ Kolowrat durch einen Parlamentär dem sächsischen General die Anzeige machen, daß er Victoria schieße. Seit Zenta und Kolin war kein solcher Sieg erfochten. Die Franzosen hatten wieder einmal die Kraft und die Tapferkeit der österreichischen Armee kennen gelernt. Wie muthig, zähe, keck hatten sich die Truppen geschlagen! Mit Recht sagte der Bericht: „Alle Soldaten sind der öffentlichen Dankbarkeit würdig". Der Erzähler kann die Einzelnkämpfe, welche man eine Schlacht nennt, nicht genau geben, viel weniger die Züge des Muthes, der Aufopferung und alle die Namen der Tapfern berichten. Nur einige mögen genannt werden: die Führer Hiller, Bellegarde, Hohenzollern, Rosenberg; Wimpffen, der den Schlachtplan entwarf, Smola, der die Artillerie führte; die

Generale Vacquant, Nordmann, Louis Liechtenstein, Vecsey, Brady, Buresch, Maier, Bianchi; die Obersten Hardegg, Mecséry, Roussel; vor allem der Fürst Johannes Liechtenstein, fortan „der erste Soldat von Aspern" genannt, und Erzherzog Karl, „die Stütze des Thrones, der Retter des Vaterlandes", wie ihn ein Brief des Kaisers Franz vom 24. begrüßte. Ein ruhender Löwe auf breitem Steine an der Kirche zu Aspern erinnert heutzutage an die am 21. und 22. Mai gefallenen Krieger.

Der Tag von Aspern hat der Welt bewiesen, daß der Oesterreicher sein Vaterland bis zum Tode liebe, daß dieses Reich fest gekittet sei in allen seinen Theilen. Vor Pfingsten war in den französischen Zeitungen Schmach und Hohn auf Oesterreich gehäuft; es war nur von einer Dynastie Lothringen, nicht von einem Hause Oesterreich die Rede. Nach Aspern wagten es die Feinde nicht mehr so zu sprechen. Viele Wochen später, als über den Frieden verhandelt wurde, sagte Napoleon zu General Bubna: „Oesterreich wird nach Frankreich immer die bedeutendste Festlandsmacht bleiben. Ihr seid teufelsmäßig stark. Im Bunde mit Rußland glaubte ich keinen ernstlichen Continentalkrieg bestehen zu müssen, und gar einen solchen Krieg. Eure Armee wäre so gut wie die meinige, wenn ich sie commandirte, jedes andere Heer, welches sich mit dem eurigen messen wollte, das preußische und russische, würde geschlagen werden". Als später ein General, der nicht im Kriege war, sich darüber verwunderte, daß Napoleon Oesterreich nicht zerstückelt habe, gebot ihm dieser zu schweigen. „Ihr urtheilt, wie ein Blinder von der Farbe", sprach er, „ihr habt die Oesterreicher bei Aspern nicht gesehen, also habt ihr gar nichts gesehen". Den Franzosen blieb die Schlacht ein Gegenstand des ernstesten Eindrucks; sie verzeichnen in ihren Büchern keine Schlacht von Aspern, sondern nur eine von Eßlingen.

Für Oesterreich war die Schlacht ein Kampf der Freiheit gegen die Fremdherrschaft, eine Bluttaufe seines Lebens, eine Saat der Zukunft. Kein Mann fiel bei Aspern umsonst, kein Tropfen Blut floß ohne Anspruch, jede Anstrengung war ein Korn mehr zum großen Erfolg. Durch das ganze Volk ging wieder ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, des Muthes und des Vertrauens auf den Sieg des Rechtes und der Freiheit.

16.

Die zweite Befreiung Tyrols — Rückzug des Erzherzogs Johann — Stillstand a. d. Donau.

Zunächst feierte Tyrol seine zweite Befreiung. Nach dem Rückzuge der österreichischen Armee vom Inn und von der Etsch war Tyrol wieder im Norden und im Süden von den Feinden besetzt worden. Erzherzog Johann hatte, als er am 1. Mai seinen Rückzug antrat, die Absicht, sich mit seiner Armee nach Tyrol zu wenden und den Krieg an die Donau in den Rücken der Feinde zu führen. Auf die Nachricht, daß das Brentathal und Valsugana von den Franzosen besetzt seien, gab er dieses Unternehmen auf und zog sich nach Innerösterreich zurück. Die Franzosen rückten auf offener Straße ins Land und besetzten Trient. Im Norden drangen die Bayern ein, Deroy gegen Kufstein, Wrede von Lofer gegen den Strubpaß. Die Bauern waren nach dem Sieg im April in ihre Dörfer und Gehöfte heimgegangen, aber auf den ersten Ruf eilten sie wieder zur Schirmung der Grenzen herbei. Allenthalben war das Volk voll Muth und Zuversicht. Die Stände schrieben in Wahrheit am 1. Mai an den Kaiser: „Kriegsunfälle beugen den Tyroler nicht, wir werden die ganze Welt überzeugen, daß

es eher möglich sei, Tyrol vom Erdboden zu vertilgen, als ihm seine angeborne Liebe und Anhänglichkeit für Ew. Majestät und das Kaiserhaus zu nehmen". Straub und Hutter waren zu dem Kaiser Franz geeilt und brachten Geld, Pulver, Blei und das Versprechen kräftiger Unterstützung mit. Chasteler hatte 13.000 Soldaten im Lande. Unterstützt von der Natur des Landes und von dem tapfern Volke, konnte er Tyrol wie eine selbständige Festung wochenlang vertheidigen. Aber dieser sonst so tapfere General hatte im Eindruck der Ereignisse an der Donau allen Muth, alle Thatkraft verloren. Vom 2. bis 11. Mai stand er ruhig zwischen Innsbruck und Hall, als wenn keine Feinde ins Land rücken könnten. Auch Jellachich blieb mit seinem Corps unbeweglich im Pongau, ohne Tyrol zu Hilfe zu kommen. Eine kleine Schaar von 300 Tyrolern unter dem Wirth Oppacher, vereint mit einer halben Compagnie Infanterie und einigen Jägern, wehrte sich im Passe Strub gegen 5000 Bayern durch vier Stunden, bis ihre Kanoniere getödtet waren und der Feind ihnen in den Rücken kam. Dieser rückte über St. Johann ins Innthal und vereinigte sich am 13. Mai mit Deroy, so daß eine Masse von 10.000 Bayern durch das Innthal vordrang. Chasteler erwartete den Feind mit 3000 Soldaten und 300 Bauern am 13. bei Wörgl leider in einer unglücklichen Stellung; beim ersten Angriff war sein Häuflein gesprengt und in die Flucht geschlagen. Chasteler floh allein nach Innsbruck. Nur vorsichtig rückten die Bayern das Innthal herauf. Bei Schwatz hielt sie Oberstlieutenant Taxis mit 500 Jägern und dem Landsturm unter Straub in einem heftigen Gefechte stundenlang auf. Die Bayern hausten hier in schaudererregender Weise. Das Dorf Vomp, die Stadt Schwatz wurden am 15. Mai in Brand gesteckt; 400 Häuser, 3 Kirchen, 2 Spitäler, Erzhütten und Scheunen brannten nieder. Der

Schaden belief sich auf mehr als $1^1/_2$ Millionen Gulden, dabei wurde Raub, Mord, Kirchenschändung und Nothzucht verübt. Sogar der feindliche Bericht sagte: „Die Blut- und Mordscenen in dieser Stadt waren schrecklich, die Wuth der Soldaten ohne Grenzen". So wütheten Deutsche gegen Deutsche. Wrede benahm sich brutal. Lefebvre schämte sich der Verbrechen seiner Soldaten, aber er ließ am selben Tage, den 15. Mai, kundmachen, daß alle Tyroler, welche mit den Waffen in der Hand gefangen würden, erschossen werden sollen; wenn in einem Dorfe ein Soldat todt gefunden würde, sollen die Höfe des ganzen Gerichtes niedergebrannt, die vornehmsten Männer gehenkt werden. Napoleon erklärte den General Chasteler als den „Chef einer Räuberbande" in die Acht und befahl, ihn 24 Stunden nach seiner Verhaftung zu erschießen. Kaiser Franz ließ entgegnen: der Spruch würde in diesem Falle sicher an zwei französischen Generalen vollzogen werden.

Chasteler benahm sich als ein verlebter, verzagter Mann. Auf die Nachricht, daß der Erzherzog Johann Venetien verlassen habe, räumte er Innsbruck und gab seinen Generalen Buol, Fenner, Schmidt und Marschall den Befehl, sich nach Kärnten zurückzuziehen. Er selbst eilte ins Pusterthal. Am 19. Mai rückten die Bayern unter Deroy und Wrede in Innsbruck ein, Abends kam Lefebvre. Zwei Deputationen gingen nach München und nach Schönbrunn zu Napoleon, um die Unterwerfung des Landes anzuzeigen und um Gnade zu bitten. Innsbruck und Nordtyrol waren in der Gewalt der Feinde. „Das Bauernspiel", wie die Franzosen den Tyroler Aufstand nannten, schien zu Ende.

Aber der eigentliche Kampf begann erst. Andreas Hofer, der bisher mit dem General Graf Leiningen die Vertheidigung Südtyrols geleitet hatte, erhielt vom Erzherzog Johann die

Ermächtigung, das Volk zu neuem Aufstande zu rufen. Hofer versammelte die Schützencompagnien von Passeier, Meran, vom Vintschgau und Eisackthal, schickte treue Boten zu Speckbacher und Straub, und Laufzettel nach Dux, ins Inn- und Pusterthal, sogleich die Mannschaften zu stellen. Alles wurde lebendig, niemand wollte zu Hause bleiben. Hofer stieg wie im April mit seinen Passeirern über den Jaufen. In Sterzing erfuhr er den Abmarsch der österreichischen Truppen; sogleich eilte er nach Brunecken und beredete Chasteler, im Lande zu bleiben. Ein Brief des Erzherzogs Johann forderte den General dazu auf. Chasteler versprach zu bleiben, marschirte zurück; aber in der Nacht vom 20. zum 21. kehrte er plötzlich um und führte seine Truppen nach Kärnten, um sich so bald als möglich mit dem Erzherzog Johann zu vereinigen. Die Generale Marschall und Schmidt, welche mit den Bauern nicht gemeine Sache machen wollten, hatten am meisten zum Abmarsch gedrängt. Nur Buol blieb mit 2380 Mann, 130 Reitern und einigen Geschützen auf dem Brenner zurück. Leiningen, ein entschlossener, tapferer Führer, den sich Hofer vom Erzherzog besonders ausgebeten hatte, stand mit 650 Mann und 2 Geschützen in Botzen.

Um dieses Häuflein Truppen versammelte sich nun die Landesvertheidigung von Tyrol. Hofer war der Mittelpunct und Leiter des Ganzen. Sein Ruf fand überall Gehör. Mit ihm waren sein Adjutant, der Wirth Eisenstecken, der Capuciner Haspinger, die Schützenführer Mayr, Kemenater, Ennemoser, der junge Graf Stachelberg u. A. Hofer entschloß sich, unverzüglich die Bayern anzugreifen, obwohl ihm General Buol zu dem Unternehmen nur 800 Soldaten und 20 Geschütze überließ. Mit dieser Schaar und 6000 Schützen aus Passeier und dem Pusterthal stieg Hofer am 25. Mai in drei

Colonnen den Brenner hinab, griff die Bayern auf dem Berge Isel an, ging aber am selben Tage nach Matrey zurück. Hier verstärkte er sich mit frischen Zuzügen und schickte Boten in das Innthal, um all die Haufen von seinem Unternehmen zu benachrichtigen. Teimer war auf dem Weg nach Reutte, kehrte sogleich um und kam auf der Straße von Telfs. .Straub und Speckbacher standen auf den Höhen des rechten Innufers, bereit, die Brücken bei Volders und Hall zu stürmen. Hofer bestimmte im Einverständnisse mit dem Oberstlieutenant Ertel den 29. Mai für eine zweite Schlacht auf dem Berge Isel.

In Innsbruck befehligte Deroy, ein tapferer und milder Mann, etwa 6000 Mann mit 400 Reitern und 20 Kanonen. Die Division Wrede war auf Befehl Napoleon's nach Salzburg aufgebrochen und Lefebvre nach Wien gerufen. Deroy kannte die Stimmung der Tyroler, und sah einem Kampfe nicht ohne Bedenken entgegen. Mit Mühe hatte er noch ein Regiment und ein Bataillon als Verstärkung erhalten. Er hielt mit seinen Truppen die Ebene bei Wilten, den Iselberg, rechts die Höhen bei Natters, links den Patschberg besetzt; besonders hielt er die Brücken über den Inn im Auge, um den Rücken frei zu haben.

Am frühen Morgen des 29. Mai um 4 Uhr rückten die Bauern und Soldaten in drei Colonnen, wie am 25., die Brennerstraße hinab; in der Mitte Oberstlieutenant Ertel mit 7 Compagnien Fußvolk, einer halben Schwadron Reiter und 8 Geschützen, mit ihnen Hofer und 4000 Schützen, rechts auf der Elbogner Straße Oberstlieutenant Reißenfels mit 5 Compagnien, einer halben Schwadron, 2 Geschützen und 2000 Schützen, links gegen Natters der Capuciner mit einer gleichen Schaar Schützen. Den Kampf eröffneten Speckbacher und Straub, welche die Brücke bei Volders und nach drei Stürmen auch jene bei Hall erstürmten. Reißenfels vertrieb die Bayern

vom Patscherberg und nahm Amras, in der Mitte drangen die Männer aus Passeier vor und links jagte Haspinger die Feinde bis in die Wiltener Felder zurück, mußte aber umkehren, als die Kanonenkugeln gar zu dicht einfielen. Deroy ließ gegen Mittag die Höhen wieder stürmen, auch Amras nehmen und war wieder im Vortheil. Hofer hatte bisher bei dem Wirth in der Schupfen seine Befehle gegeben; er kam nun sogleich ins Vordertreffen und feuerte seine Leute an mit dem Spruch: „Vertraut auf Gott und wehrts enk standhaft“. Er ließ Eisenstecken und Haspinger wieder angreifen. Ertel führte frische Compagnien Schützen vor und die Bauern gingen mit dem alten Ruf: „niederschlag'n, niederschlag'n!“ auf den Feind los.

Auf allen Puncten brach der Kampf mit frischer Heftigkeit los. Die Schlacht wurde mit einer Anstrengung und Regelmäßigkeit geschlagen, als wenn die besten Veteranen einander gegenüber ständen. Gegen Abend war die ganze Macht der Bayern anf das Blachfeld am Inn zurückgedrängt. Um 5 Uhr erschien Teimer mit den Oberinnthaler Schützen und verlegte dem Feind den Weg in die Scharnitz. Bei dem Einbruche der Nacht ruhte das Feuer auf der ganzen Linie; beide Theile ließen einen Stillstand eintreten. Die Oesterreicher boten dem bayerischen General eine Capitulation an, welche dieser unbedingt verwarf. Da aber die Erneuerung des Kampfes zu erwarten war, zog Deroy es vor, Innsbruck zu räumen, um dem Schicksal Bisson's und Kinkel's zu entgehen. Er führte in der Stille der Nacht seine Truppen aus der Stadt, setzte, da alle Brücken abgebrochen waren, den Marsch auf dem linken Ufer fort, versah noch Kufstein mit frischen Truppen und entkam ungefährdet über die Grenze. Am Morgen des 30. fanden die Tyroler alle Posten geräumt. Um 7 Uhr führte Ertel einen Trupp zur Stadt und Nachmittag zogen Hofer, Haspinger und

Teimer mit Soldaten und Landesschützen wieder in die Hauptstadt ein. Speckbacher jagte noch von Hall den Bayern nach, kam aber zu spät. In Innsbruck waren nun wieder 12 bis 15.000 bewaffnete Bauern; sie lärmten und tobten, daß es nicht stille wurde, außer zu Mittag und bei dem Gebetläuten. Doch hielt Hofer mit seinen Passeirern gute Ordnung.

Wie Tyrol, so hatte auch Vorarlberg sich in diesen Tagen frei gemacht. Der Landsturm trieb nach den Treffen bei Hohenems und Bregenz Franzosen und Württemberger aus dem Lande. Ein Jubel ging durch das ganze Land; und als am 2. Juni die Nachricht vom Siege bei Aspern kam, hallte von Dorf zu Dorf das Glockengeläute und Freudenschießen wieder. Vom Kaiser Franz kamen Briefe aus Wolkersdorf vom 26. und 29. Mai, worin er versicherte, daß er die Tyroler nie verlassen werde, daß er nur einen Frieden unterzeichnen wolle, der dieses Land unauflöslich an die Monarchie knüpfe. Erzherzog Karl ließ sagen, daß er den Tyrolern die Hand bieten wolle und daß er hoffe, den Feind ganz aus Oesterreich zu vertreiben.

Im Lande selbst wurde alles gethan, um gegen einen neuen Einfall der Feinde gesichert zu sein. Die Pässe wurden befestigt, einige Ausfälle nach Bayern unternommen, wobei aber die Tyroler in einem Gefechte mit bayerischen Dragonern schlecht wegkamen. Oberstlieutenant Taxis und der kühne Speckbacher, welcher 1000 Schützen führte, belagerten Kufstein, konnten aber den alten Aigner nicht zur Uebergabe bringen. Im Süden unternahm Leiningen mit seiner kleinen Schaar einen Streifzug nach Bassano; als er wenige Tage nachher am 27. Mai von den Franzosen im Trienter Castell eingeschlossen wurde, befreiten ihn die Schützen des Etschlandes. Mit ihnen und 14 Compagnien Militär vertheidigte er Südtyrol. General Buol blieb mit seinen Truppen im Lande und

verabredete mit den Führern der Schützen eine gemeinsam geordnete Vertheidigung des Landes; Munition wurde hereingeschafft, Kanonen wurden gegossen. Die Verwaltung kam wieder in Gang und fiel immer mehr dem ständischen Ausschusse anheim. Alle Geschäfte nahmen ihren ruhigen Verlauf. Das Land war aber nach dem Rückzuge des Erzherzogs Johann und nach dem unglücklichen Gefechte des Feldmarschall-Lieutenants Jellachich in Obersteier von aller Verbindung mit Oesterreich getrennt. Monate lang war Tyrol wie eine einsame Felsenburg nach allen Seiten abgeschlossen. Volk und Soldaten harrten auf Nachrichten vom Hofe, von Wien, von den Armeen. —

Erzherzog Johann war im April bis Verona vorgedrungen. Auf die Nachricht von dem Mißgeschick der deutschen Armee hatte er den Rückzug nach Friaul angetreten. Der Feind drückte rasch nach und am 8. Mai mußte er auf der Straße zwischen Treviso und Conegliano ein heftiges Treffen gegen die französische Armee unter Eugen Beauharnais bestehen. Der Erzherzog verlor viel Leute, aber der hartnäckige Kampf hatte doch die Folge, daß er die Besatzungen aus Venedig und Palma an sich ziehen und ungefährdet über Pontafel nach Kärnten zurückgehen konnte. Er gedachte damals noch die Gebirge von Inneröſterreich und die Verbindung von Tyrol behaupten zu können. Während die Armee des Erzherzogs noch bei Villach stand, Gyulai die feste Stellung bei Tarvis inne hatte und alle Posten in Venetien aufgegeben waren, vertheidigten zwei junge österreichische Officiere, die Hauptleute Hensel und Hermann, mit geringer Mannschaft die beiden Forts bei Malborghetto und Predil gegen die französische Armee. Beide hatten sich diese Posten vom Commandirenden ausgebeten und weihten

sich mit ihren Soldaten dem Tode, um die französische Armee einige Tage aufzuhalten. Jeder hatte ungefähr 300 Mann mit 10 Kanonen. Der Vicekönig Eugen kam von Pontafel her und mußte das Fort bei Malborghetto nehmen. Auf den Antrag, sich zu ergeben, erwiederte Hensel: „er werde sich wehren“. Er eröffnete am 14. Mai ein so furchtbares Feuer, daß die Franzosen viel Mannschaft verloren und erst am 17. Mai das Blockhaus umzingeln und Geschütze aufführen konnten. Zwei Divisionen stürmten hier dreimal vergebens gegen das Häuflein Oesterreicher. Erst als Hensel gefallen und der letzte Kanonier an der Batterie niedergehauen war, konnten die Feinde eindringen. Nur wenige österreichische Soldaten kamen mit dem Leben davon, unter ihnen der Oberfeuerwerker Rauch, den Eugen als einen tapferen Mann vor der Wuth der Franzosen rettete.

Das Fort bei Predil vertheidigte Hauptmann Hermann mit seinem kleinen Häufchen durch drei Tage am 16., 17. und 18. Mai gegen einen zehnfach überlegenen Feind. Als General Serras ihm den Tod seiner Waffenbrüder bei Malborghetto melden ließ, antwortete er, „er sei eben so bereit für sein Vaterland zu sterben und wolle auf dem Felde der Ehre fallen“. Seine Mannschaft hielt zu ihm bis zu Ende. Erst am dritten Tage, als französische Haubitzgranaten das hölzerne Blockhaus anzündeten, suchte sich Hermann durchzuschlagen, bis er zum Tod getroffen fiel und der Rest seiner Getreuen mit ihm. Einige schwerverwundete Soldaten, welche der Feind für todt liegen ließ, schleppten sich in der Nacht bis Tarvis zu ihren Waffenbrüdern. Diese tapferen Thaten konnten freilich den großen Gang der Dinge nicht aufhalten; aber sie zeigen die unverwüstliche Kraft des österreichischen Soldaten und sollen von der Armee wie vom Volke niemals vergessen werden.

Der Erzherzog Johann hatte in diesen Tagen auf die Nachricht, daß Wien besetzt und Ungarn bedroht sei, den Marsch nach Grätz fortgesetzt. Die einzelnen nachrückenden Corps sollten sich dort mit ihm vereinigen, wurden jedoch von den Franzosen versprengt und gefangen, so daß nur wenige tausend Mann in Grätz eintrafen. Der Ban Gyulai räumte die Stellung von Tarvis und ging nach Croatien, um die Insurrectionstruppen zu übernehmen. General Zach hatte die Schanzen von Prewald verlassen; die Bataillone, die zurück blieben, capitulirten. Triest mit allem Reichthum an Kriegsvorräthen fiel in die Häude der Feinde. Laibach ging durch einen altersschwachen Commandanten und den Verrath des Platzmajors verloren, während sich die Besatzung wehren wollte. Jellachich, der mit 9000 Mann im Pongau stand, ohne nur irgend etwas in diesem Kriege gethan zu haben, sollte schon vor dem Erzherzog in Grätz eintreffen. Er ging von Rastadt nach Obersteier, ließ sich aber bei St. Michael, während er auf der Straße nach Leoben ausweichen konnte, in ein Gefecht mit dem viel stärkeren Feinde ein, verlor die Hälfte seiner Mannschaft und kam mit nur 3000 Mann nach Grätz. Auch Chasteler brachte seine Truppen aus Tyrol.

Von allen Seiten rückten die Franzosen nach, der Vicekönig von Klagenfurt nach Wildon, Macdonald von Cilli und Baraguay d'Hilliers aus Obersteier. Der Erzherzog wandte sich, nachdem er einige Tage in Grätz gewartet hatte, um sich der ungarischen Insurrection anzuschließen, nach Körmend, wo er am 2. Juni eintraf. Während er hier seinen erschöpften Truppen einige Rasttage gönnte und Verstärkungen an sich zog, führte der Vicekönig die italienische Armee nach Grätz, Bruck und über den Semmering nach Wiener-Neustadt, wo sie Napoleon am 7. Juni begrüßte und musterte.

Auch die Armee in Polen unter dem Erzherzog Ferdinand war auf dem Rückzuge. Die Polen hatten am 24. Mai Lemberg besetzt. Der Erzherzog verließ am 2. Juni Warschau, versuchte vergeblich Galizien zu befreien und wandte sich nach Ungarn.

Erzherzog Johann machte von Körmend aus Vorschläge zu einer eigenen Kriegführung zwischen Wien und dem Semmering, während er aus dem Hauptquartier im Marchfeld wiederholt die Aufforderung erhielt, sich in keine Schlacht einzulassen, sondern vor Allem nach Preßburg zu rücken, um diesen wichtigen Uebergangspunct zu besetzen und sich mit der Hauptarmee zu vereinigen. Er konnte von Körmend aus den Weg am Neusiedler See oder den über Papa und Raab einschlagen. Am 2. Juni war der erste und kürzere Weg noch offen, in den nächsten Tagen jedoch schon von französischen Colonnen besetzt. Der Erzherzog brach erst am 6. Juni auf, kam am 11. nach Papa und am 13. nach Raab, wo er sich mit der ungarischen Insurrection unter Erzherzog Joseph vereinigte. Da keine Brücken und keine Fahrzeuge vorhanden waren, so konnten die Oesterreicher das rechte Ufer nur über die Brücke von Komorn gewinnen. Napoleon, dem vor Allem daran lag, die Vereinigung der beiden österreichischen Armeen zu verhindern, hatte dem Vicekönig Eugen und Macdonald den Befehl gegeben, dem Erzherzog Johann nachzurücken und ihn zu schlagen. Beide griffen schon bei Papa die österreichische Nachhut an und folgten dem Erzherzog auf dem Fuße nach, um ihm unter den Mauern von Raab eine Schlacht zu liefern.

Erzherzog Johann glaubte nur ein französisches Corps von etwa 15.000 Mann gegenüber zu haben und nahm die Schlacht an. Er hatte 20.000 Mann, 1600 Reiter, etwa 10.000 Mann ungarisches irreguläres Fußvolk und 8000 unga-

rische Reiter. Sie waren ungeübt, schlecht beritten. Aber der Erzherzog gab ihnen an der Raab, mit der Festung und der Komornerstraße im Rücken eine vortreffliche Stellung. Der Vicekönig führte 38.000 Franzosen gegen die Oesterreicher und ließ zuerst den linken Flügel angreifen. FML. Mecséry überflügelte die feindliche Cavallerie, ein rascher entschlossener Angriff konnte die Schlacht zu Gunsten der Oesterreicher entscheiden, das feindliche Geschütz brachte jedoch die ungarischen Reiter in Unordnung. In der Mitte schlug Hieronymus Colloredo mit einigen Bataillonen und mit der Grätzer Landwehr mehrere Stürme zurück. Als dann der Feind die Komorner Straße bedrohte, brach der Erzherzog die Schlacht ab und befahl den Rückzug. Die steirische Landwehr vertheidigte noch, während die Armee abzog, einen Meierhof in Kismagyar gegen eine furchtbare Uebermacht. Alle ihre Officiere fielen; von 450 Mann blieben nur 103 übrig. Im Ganzen verloren die Oesterreicher in dieser Schlacht bei Raab 5000 Mann.

Erzherzog Johann führte die Reste seiner Armee nach Komorn, und am 23. in Folge einer Botschaft des Erzherzogs Karl nach Preßburg; hier vereinigte er sich mit Bianchi, welcher mit 6000 Mann die Brücke gegen Davoust vertheidigte. Die Franzosen beschossen die Stadt, konnten aber den Uebergang nicht gewinnen.

So war denn wieder wie im Jahre 1805 das rechte Donauufer von der bayerischen Grenze bis nach Ungarn und ganz Inneröſterreich in der Gewalt der Franzosen, die Verbindung mit dem Meere unterbrochen, eine Reihe von Städten, wie Salzburg, Linz, Wien, Grätz, Laibach, Klagenfurt, Triest, vom Feinde besetzt; die feindliche Armee wurde auf Kosten des Landes ernährt, bekleidet, die österreichische Regierung erhielt weder

Geld noch Truppen aus diesen Ländern. Nach dem ersten Schrecken von Aspern fingen die Franzosen ihre alten Erpressungen und Gewaltthaten in den Städten wie auf dem flachen Lande wieder an. Am meisten in Wien selbst. Als das Volk seine Freude über den Sieg am 22. Mai unverholen ausdrückte, verschärfte der Gouverneur Andreossy sogleich die Wachen wegen des „aufrührerischen Geistes" in der Stadt. Fremde wurden ausgewiesen, Häuser durchsucht, Waffen weggenommen, ein französischer Polizeipräsident eingesetzt. Alle Volksaufläufe wurden verboten, nicht einmal die Frohnleichnamsprocession durfte durch die Stadt gehen. Die Bürgermiliz that alles mögliche zur Aufrechthaltung der Ordnung, aber die Franzosen selbst waren gereizt und es kam zu Streit und Kampf. Dem gemeinen Mann war die Noth empfindlich; es fehlte an Fleisch und Brot. Schon um Mitternacht stellten sich die Leute vor den Bäckerläden auf, um morgens ein Stück Brot zu erhaschen; einige Läden wurden gestürmt. Die Einquartierung kostete manchem Hause täglich 5 bis 600 fl., so Lobkowitz, wo Massena wohnte, so Kinsky, Liechtenstein u. A. Im Eindruck der ernsten Ereignisse blieben die Wiener für das nächste theilnahmslos, so als der alte Joseph Haydn am 31. Mai 1809 starb. Die Franzosen scheuten auch vor Gewaltthaten nicht zurück. Am 23. Juni wurde der junge Tischlermeister Peter Tell im Jesuiterhof auf dem Getreidemarkte erschossen, weil er Tags vorher einem französischen Officier, der bei einem Volksauflaufe einhauen wollte, den Säbel zerbrochen hatte. Am 26. Juni fiel ein anderes Opfer. Der Sattlermeister Jacob Eschenbach hatte im Mai zwei Kanonenrohre, statt sie abzuliefern, vergraben; er wurde angezeigt, verurtheilt und an derselben Mauer des Jesuiterhofes erschossen. Der Schrecken war groß, aber die Stimmung der Wiener blieb unverändert. Mit Zorn und Beben sahen sie

frische Regimenter durch die Stadt nach Ebersdorf ziehen. Die Franzosen fürchteten eine sicilische Vesper, so mildthätig sich auch die Wiener gegen die vielen tausend Verwundeten bewiesen. In Wien wie im ganzen Lande erwartete man in der ersten Woche nach Aspern ein Ueberschreiten der Oesterreicher bei Tuln oder Preßburg und eine neue Schlacht unter den Mauern von Wien. Schon der Ueberfall bei Mautern in der Nacht vom 30. zum 31. Mai durch den Grafen Hardegg brachte die ganze französische Armee in Bewegung. Aber es verging Woche für Woche ohne eine große kriegerische That.

Erzherzog Karl hielt ruhig seine Armee am linken Donauufer vereinigt. Er meinte, jeder Tag, wo man auf dem Marchfelde ruhig stehen bleibe und den Feind unthätig festhalte, sei als ein Sieg zu betrachten. Eine Schlacht am linken Ufer bot ihm zu wenig Sicherheit. Seine Armee schien nicht ausreichend dazu. Er wollte vor Allem die Verbindung mit Böhmen und Mähren, auf welche Länder er allein angewiesen war, behaupten. Das Zaudern und Zögern mußte Napoleon selbst gefährlich werden. Er stand inmitten eines feindlichen Landes, mußte die Armee trennen und war in allen Hilfsquellen beschränkt. Der Erzherzog konnte von seiner vortrefflichen Stellung aus den Feind, wenn er es wagen würde, über die Donau zu gehen, wie im Mai überfallen. Alle Anstalten des Feindes ließen einen zweiten Angriff jenseits der Donau erwarten. Der Erzherzog ließ inzwischen bei Aspern und Eßlingen Verschanzungen anlegen, welche jeden Uebergangsversuch an dieser Stelle vereiteln mußten. Kriegsvorräthe und Pferde wurden herbeigeschafft, die Lücken der Armee ergänzt.

Auch andere Gründe sprachen dafür, die Entscheidung hinauszuschieben. Das österreichische Cabinet konnte auf eine Erhebung in Norddeutschland und eine thätige Mitwirkung

Preußens hoffen. Der Herzog von Braunschweig führte ein Corps von 10.000 Mann, unter ihnen die im Volke so beliebte „schwarze Legion“, nach Dresden (11. Juni) und Leipzig. Ein österreichisches Corps ging von Eger nach Bayern und besetzte am 13. Juni Bayreuth. Major Nostitz war daran, eine österreichische Legion zu errichten. In Nürnberg öffnete das Volk den Oesterreichern die Thore. Wenn auch die Massen stumpf blieben, viele tausend Patrioten waren bereit, zu den Waffen zu greifen. Junge Männer aus Hannover, Preußen, Schwaben und der Schweiz nahmen in Oesterreich Dienste; so Leo Lützow, Varnhagen; ein Marwitz war schon bei Aspern, ein zweiter Marwitz trat jetzt ein. Heinrich von Kleist und Dahlmann gingen über das Schlachtfeld von Aspern. Alle sahen Oesterreich als Führer und Retter der deutschen Nation an. Heinrich von Kleist schrieb damals sein zornvolles Gedicht: „Zu den Waffen, zu den Waffen, was die Hände blindlings raffen; mit dem Spieße, mit dem Stab strömt ins Thal der Schlacht hinab“.

Das österreichische Ministerium hoffte auf eine Landung britischer Truppen in Norddeutschland. Noch am 16. und 21. Juni hatten Erzherzog Karl und Graf Stadion darauf gedrungen. Mit Preußen waren die Unterhandlungen eifrig im Gange. Stadion hatte alles in Bewegung gesetzt, um Preußen zu gewinnen. Er ließ dem Könige eröffnen: „Oesterreich werde keinen Frieden ohne Preußen schließen und beider Interessen als verbunden ansehen; aber es sei eine rasche Entscheidung nothwendig“. Der König hatte noch vor der Schlacht von Aspern dem Prinzen von Oranien erklärt, er sei dazu entschlossen. Kaiser Franz schickte nach der Schlacht den Oberst Steigentesch mit einem Briefe, worin er den König an jenes Wort erinnerte, „es sei seine Ueberzeugung, daß nur eine vollständige Vereinigung Preußens und Oesterreichs eine Bürgschaft gegen das Napo-

leonische Eroberungssystem sein könne". Blücher, Gneisenau, Bülow hielten den Augenblick für günstig. Aber der russische Einfluß, die französische Partei und die eigene Unschlüssigkeit des Königs vereitelten alle diese Bestrebungen. Das Ministerium war ohne Einheit und Kraft. Einer der Minister sagte zu Gneisenau: „Wenn die Oesterreicher noch zwei, drei, vier Siege erfechten, und wenn man sich von der Redlichkeit ihrer Gesinnung überzeugt hat, dann wäre es für Preußen immer noch Zeit zu streiten und Oesterreich würde es immer noch mit Dank annehmen müssen".

Alle Hoffnungen auf den Beistand Deutschlands und Europas erwiesen sich als trügerisch. Die Proclamationen verwehten wie dürre Blätter. Oesterreich blieb auf sein gutes Recht und auf seine eigene Kraft angewiesen. Leider war diese Kraft schon theilweise gebrochen und verstreut. Seit sechs Wochen hatten die Waffen völlig geruht. Nichts war gelungen, was den Sieg hätte fruchtbar machen können. Nur in Tyrol hatte sich das Volk selbst geholfen; sonst wurden nur matte militärische Diversionen, fruchtlose diplomatische Verhandlungen unternommen. Die Stellung auf dem Marchfelde war nicht verschanzt, die Lobau nicht bombardirt und die Armee nicht zusammengezogen. Erzherzog Johann stand bei Preßburg, der Palatin bei Komorn, Chasteler in Stuhlweißenburg, Gyulai an der Grenze von Steiermark, Reuß am Bisamberg, Schusteck bei Krems, Sommariva bei Linz. Gegen 70—80.000 Mann waren vertheilt. Nur Kolowrat kam am 8. Juni mit seinem Heertheil.

17.

Die Schlacht von Wagram (5. und 6. Juli).

Erzherzog Karl hatte wieder 122.000 Mann mit 15.000 Reitern und 452 Geschützen beisammen. Er hatte der Armee eine vortreffliche Stellung auf der Hochfläche hinter dem Rußbache gegeben. Das Hauptquartier war in Wagram. Von hier aus ging der Impuls für alle Thätigkeit, für Maß und Richtung aller Kräfte in Oesterreich. Das österreichische Heer lagerte in der Heimat, im Mittelpuncte des Reiches, wie ein Wandervolk unter freiem Himmel. Nur die Generale wohnten in den Bauernstuben. Die Officiere und Soldaten hatten sich Erdgruben ausgewühlt und nothdürftig mit Rasen und Laubzweigen überdacht. Nur in der Mitte des Regiments stand ein Zelt für den Oberst. Wenn Vergatterung geschlagen wurde, erhob sich das Heer wie aus dem Erdboden heraus. Es ging ernst und still im Lager zu. Alle waren der Stunde gewärtig, welche sie zu dem todternsten Geschäfte rufen würde.

Napoleon hatte in den sechs Wochen frische Truppen und Geschütze herbeigezogen. Seine Streitkräfte erstreckten sich von Linz bis an die ungarische Grenze, aber er konnte sie in wenig Tagen vereinigen. In den ersten Julitagen hatte er 180.000 Mann mit 600 Geschützen zur Verfügung. Die Lobau war durch Brückenköpfe und Verschanzungen zu einer riesigen Festung umgeschaffen. Die Franzosen hatten sich hier eingerichtet, als wollten sie überwintern; sie nannten die Lobau „Napoleonsinsel“. Napoleon entschloß sich dieses Mal an der Ostseite der Insel bei Großenzersdorf über den Fluß zu gehen. Die kleine Insel an dieser Seite wurde verschanzt und mit Ge-

schützen versehen. Seit dem 30. Juni war alles zu einem Angriffe bereit. Um die Oesterreicher zu täuschen, ließ er am Abend dieses Tages an derselben Stelle, wo im Mai die Brücke gewesen, einige Truppen überschiffen und unter fortwährendem Geschützfeuer eine Brücke erbauen. Die österreichische Armee kam in Bewegung. Der Erzherzog ließ noch in der Nacht die Colonnen vorrücken. Aber er überzeugte sich, daß Napoleon unmöglich hier einen Uebergang versuchen könne, und erwartete nun vielmehr einen Uebergang bei Nußdorf, bei Ort oder weiter unten an der Donau. Die Armee marschirte in ihre Stellung zurück, von wo sie sich frei nach beiden Seiten bewegen konnte. Die Corps Hohenzollern, Bellegarde und Rosenberg lagerten hinter dem Rußbach, die Grenadiere und Reiter bei Gerasdorf, Kolowrat und Reuß am Fuße des Bisamberges. Nur das sechste Corps, welches statt des erkrankten Hiller Klenau befehligte, war bis an die Donau vorgeschoben. Der Erzherzog kehrte am 3. Juli nach Wagram zurück. Als am 4. Juli Nachmittags im feindlichen Lager alles lebendig wurde, schickte er am Abend den Befehl an den Erzherzog Johann, sogleich nach dem Schlachtfelde aufzubrechen. Die Batterien bei Aspern und Eßlingen eröffneten noch denselben Abend ihr Feuer gegen den Feind.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Juli, bei einem furchtbaren Unwetter im strömenden Regen ließ Napoleon fünf Brücken über den Donauarm bei Enzersdorf und Mühlleiten schlagen. Hier ging Oudinot, dort Massena und Davoust von der Lobau auf das linke Ufer über. Der erste Wurf waren 40.000 Mann, denen unausgesetzt dicke Haufen folgten. Schon mit Anbruch des Tages gab es Kampf nach verschiedenen Seiten hin. Die österreichische Vorhut, welche in den Büschen an der Donau gelagert hatte, wurde geworfen, Mühlleiten und

Wittau besetzt, die Verschanzungen zwischen Enzersdorf und Eßlingen umgangen, die Besatzung getödtet. Ein Bataillon Bellegarde vertheidigte noch Enzersdorf, bis es abgelöst wurde und der Feind mit frischen Truppen in den Ort eindrang.

Als der Erzherzog erkannte, daß der Uebergang der Feinde nicht mehr zu hindern war, entschloß er sich, die Schlacht weiter rückwärts anzunehmen. Er rief den Vortrab und das Corps Klenau ab und erwartete den Feind in der Stellung hinter dem Rußbache. Da das ganze 5. Corps an der Schlacht nicht Theil nahm, konnte der Erzherzog nur über 98.492 Mann Infanterie, 12.086 Reiter und 410 Geschütze verfügen, während die französische Armee 146.774 Mann Infanterie, 30.523 Reiter und 584 Geschütze zählte.

Napoleon ließ seine Corps von 9 Uhr bis Mittag von der Donau bis Markgrafneusiedl fächerförmig aufmarschiren. Um 1 Uhr rückten die Massen in die offene Ebene des Marchfeldes: links Massena, in der Mitte Bernadotte, Eugen und Oudinot, rechts Davoust. Das Corps Marmont blieb hinter dem Centrum. Alles ging in einer Ordnung, wie wenn ein Räderwerk aufgezogen würde. Napoleon hielt bei Raschdorf auf einer flachen Höhe; er war abgesessen, ging auf und ab, pflückte Gras und Blumen und gab den auf- und abfliegenden Adjutanten seine Befehle. Wer ihn damals gesehen, dem kam er wie ein verwegener Spieler vor, der Goldhaufen vor sich hat und unwiderstehlich von der Lust des Spieles ergriffen ist.

Auf der ganzen Linie unterhielten Oesterreicher und Franzosen ein so furchtbares Kanonenfeuer, daß vor Dampf und Rauch anfangs nichts zu sehen war. In der ersten Stunde wurden nur kleine Kämpfe ausgefochten. Erst gegen Abend zwischen 6 und 7 Uhr brach die Schlacht los.

Napoleon befahl den Führern der Mitte, die Höhen bei Baumersdorf und Wagram zu nehmen. Vierzig Kanonen beschossen Baumersdorf. Graf Hardegg behauptete sich darin mit beispielloser Entschlossenheit. Am linken Flügel trieb Rosenberg die französischen Reiter bis Glinzendorf zurück. Die Sonne war schon im Untergehen, als die zwei feindlichen Colonnen rechts und links von Baumersdorf über den Rußbach gingen und die Höhen der österreichischen Stellung erstiegen. Die Colonne rechts wurde von den Regimentern Zach, Joseph Colloredo und von den Chevauxlegers Vincent zurückgeworfen; Hardegg, der aus Baumersdorf hervorbrach, trieb die Feinde noch weit in die Ebene hinaus. Die Colonne links kam durch eine Schlucht hinauf und bohrte sich so zwischen dem ersten und zweiten Corps ein, daß mehrere Regimenter in Unordnung kamen und die Flucht ergriffen. Während der Erzherzog und Bellegarde diese Truppen wieder sammelte, führte Major Fromm das Regiment Erbach (Deutschböhmen) aus dem zweiten Treffen vor; die Soldaten gaben Feuer auf Manneslänge und legten das Bajonnet ein. Die Regimenter Vogelsang, Argenteau und ein Legionsbataillon schlossen sich an, und da zugleich Hohenzollern, der mit seiner Arbeit gegen die andere Colonne bereits fertig war, zwei Reiterregimenter einhauen ließ, wurde der Angriff auch hier abgeschlagen. Der Erzherzog hatte ein Regiment so nahe an den Feind geführt, daß die Tirailleurs an sein Pferd kamen. Ein französischer Officier rief einem Soldaten zu: „Schieß auf den General". Der Erzherzog wurde von der Kugel leicht verwundet, blieb aber bei dem Sturme, bis die Franzosen flüchtig über den Rußbach hinaus waren. Erst bei der Garde unter den Augen Napoleon's konnten sich die Flüchtigen wieder sammeln. Auch in Wagram hielt das österreichische Fußvolk tapfer gegen die sächsischen Bataillone

unter Bernadotte bis in die Nacht Stand und behauptete das Dorf.

Es war bereits tiefe Nacht, als der Kanonendonner und das Kleingewehrfeuer verstummte. Die Oesterreicher hatten, wenn nicht einen Sieg, doch entschieden einen Erfolg erfochten. Sie behaupteten das Schlachtfeld. Die Armee behielt in der Nacht die Stellung von Markgrafneusiedl bis Wagram, bis Hagenbrunn und zum Bisamberge. Ihr gegenüber lagerte die französische Armee von Hirschstetten bis Glinzendorf. Zahllose Bivouacfeuer bezeichneten die Linien von Freund und Feind.

Der Erzherzog hoffte für den nächsten Tag einen entscheidenden Sieg. Um Mitternacht in dem einzigen Hause, das in Wagram unversehrt war, traf er seine Anordnungen. Die Armee sollte ihre Stellung verlassen; Klenau und Kolowrat sollten den linken Flügel des Feindes von der Donau wegdrängen, Rosenberg den rechten Flügel angreifen und die anderen Corps auf die Mitte losgehen. Erzherzog Johann konnte in den Morgenstunden eintreffen. Noch um 2 Uhr Nachts schickte der Generalissimus einen Courier, die ungarische Armee möge ohne Rast von Marchegg auf das Schlachtfeld eilen. Napoleon hielt in der Nacht die Hauptmasse der Armee bei Raschdorf versammelt. Er gab die Weisung, vor Allem den linken Flügel der Oesterreicher zurückzuwerfen, die ungarische Armee abzuhalten und die Mitte der österreichischen Linie zu durchbrechen.

Noch in der Nacht zur bestimmten Stunde setzten sich die österreichischen Heerestheile in Bewegung. Der Bogen war zu groß, die Colonnen trafen in ungleicher Zeit auf den Feind; sie kamen dadurch in eine Reihe von Einzelgefechten, welche trotz der Tapferkeit der Truppen ein genaues Zusammenwirken der Masse verhinderten und die Ordnung störten.

Rosenberg war schon um 4 Uhr von Neusiedl gegen den rechten Flügel des Feindes vorgedrungen, zog sich aber auf den Befehl des Erzherzogs zurück und mußte in Neusiedl die heftigsten Stürme Davoust's aushalten. Die Colonnen Klenau und Kolowrat kamen erst am lichten Tage an den Feind. Ihr Stoß war so gewaltig, daß die Feinde zurückwichen. Bei Aspern und in den Auen wurden einige glänzende Gefechte ausgeführt und Klenau hielt nicht inne, als bis er die Verschanzungen bei Aspern und Eßlingen wieder erreicht hatte, und seine Bataillone in die bestimmte Linie eingerückt waren. In der Mitte kam Bellegarde in die Richtung von Wagram bis Adlerklaa. Die Franzosen griffen hier so ungestüm an, daß zwei Regimenter über Adlerklaa hinausstürmten und die österreichischen Bataillone in Unordnung brachten. Aber der Erzherzog und Bellegarde führten sie wieder gegen den Feind; die Grenadiere und ein Bataillon Rainer eilten zur Unterstützung herbei; sie stürmten das Dorf und sprengten Franzosen und Sachsen unter Bernadotte so auseinander, daß Napoleon und Massena Mühe hatten, sie wieder zu ordnen. Der Feind ließ hier mehr als 3000 Todte und Verwundete zurück. In derselben Stunde hielten das Fußvolk Kolowrat's und die Reiterei Liechtenstein's einen Anprall von acht französischen Reiterregimentern unter Bessières aus; ihr muthiges Vorschreiten warf die Reiter und das nachrückende Fußvolk zurück. Bessières selbst wurde verwundet.

Gegen 10 Uhr Vormittags waren die Oesterreicher an allen Puncten im Vortheil. Am rechten Flügel war die Schlacht gewonnen, der Feind bis an die Lobaubrücke zurückgedrängt, daß die österreichischen Kanonen diese beschießen konnten. Napoleon hatte noch immer eine gewaltige Truppenmasse bei Raschdorf vereinigt; eben hatte er die Bayern unter Wrede von der Lobau holen lassen. Die Gefahr des linken Flügels schien

er gar nicht zu beachten. Napoleon fürchtete nur den Erzherzog Johann. Immer hielt er die Augen auf Neusiedl gerichtet. Er verstärkte fortwährend Davoust und ließ links nur die Kanonen spielen. Sobald er die Franzosen über Neusiedl hinausrücken sah, erneuerte er seinen Angriff gegen die Mitte der Oesterreicher. Er sprengte selbst zur Garde-Artillerie und ließ 100 Kanonen vorführen, welche einen Hagel von Granaten und Kartätschen auf die österreichischen Bataillone ausschütteten. Diese stürmten wiederholt gegen die Batterien an, aber der Kugelregen streckte ganze Reihen nieder. Als Napoleon die Colonnen genug erschüttert glaubte, ließ er Macdonald mit zwei Divisionen vorgehen. Die Oesterreicher erwarteten sie auf 100 Schritte und gaben dann Feuer. Der Erzherzog kam herbeigesprengt und ermunterte die Soldaten. Napoleon ließ noch die Kürassiere, die Garde, die übrigen Divisionen Eugen's und die Bayern anrücken; aber sie alle vermochten nicht die österreichische Linie zu durchbrechen.

Es war Mittag. Unbestritten waren die Oesterreicher am rechten Flügel und in der Mitte Sieger. Nur am linken Flügel stand es schlecht. Mit Sehnsucht erwarteten der Generalissimus und die Armee den Erzherzog Johann. Einige Bataillone, einige Batterien von Marchegg her mußten das Geschick entscheiden. Rosenberg hatte sich bis 10 Uhr in Neusiedl gehalten. Erst als die Franzosen den Ort in Brand steckten und mit frischen Truppen auf die Höhe stürmten, verließ er das Dorf, vertheidigte aber auch den Wartthurm und die Stellung außer dem Dorfe gegen die überlegenen Massen des Feindes. Hohenzollern schickte fünf Bataillone und vier Schwadronen zu Hilfe, die Reiterei unter Nostitz hieb ein. Auch Davoust wurde verstärkt, so daß er gegen Mittag fast über ein Drittheil der französischen Armee verfügte; er umging die österreichische Stellung,

während Oudinot links von Neusiedl über den Rußbach kam und Hohenzollern angriff. Die Oesterreicher waren nun in der Fronte und an den Seiten bedroht, verließen den Wartthurm und wichen zurück. Nochmals führten die Officiere ihre Leute vor, die feindlichen Reiter kamen ihnen so nahe, daß sie die Gewehre an der Brust des Pferdes abdrückten. Ein furchtbares Kartätschenfeuer lichtete die Reihen dieser braven Bataillone, General Nordmann war erschossen, die meisten Obersten waren verwundet, die Soldaten auf den Tod erschöpft. Es war gegen 1 Uhr Mittags, als vom Erzherzog der Befehl kam, sich zurückzuziehen.

Der Sieg war durch die Niederlage am linken Flügel vereitelt. Der Erzherzog wollte nicht alles auf das Spiel setzen; er brach die Schlacht ab und befahl den Rückzug. Schritt für Schritt, in wahrhaft stolzer Haltung, geordnet und schlagfertig, verließen die einzelnen Colonnen das Schlachtfeld. Rosenberg führte, von den Husaren Radetzky's gedeckt, seine Truppen gegen Bockfließ, Hohenzollern marschirte gegen Wolkersdorf, Bellegarde auf die böhmische Straße; die Grenadiere, die Reiter Liechtenstein's, die Corps Kolowrat und Klenau schlossen sich an. Es gab noch kleine Gefechte, bis die Franzosen, selbst ermüdet, die Verfolgung einstellten. Gegen 6 Uhr Abends war die ganze österreichische Armee hinter der Straße nach Mähren und so vertheilt, daß Napoleon über Richtung und Ziel der Bewegung im unklaren blieb.

Um 5 Uhr traf der Erzherzog Johann mit 11.000 Mann Infanterie, 1200 Reitern und 3 Batterien Geschützen in Siebenbrunn ein, viel zu spät für den Erfolg der Schlacht. Ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen hatte seinen Marsch verzögert. Der Bote, welcher am 4. Juli Abends aus dem Hauptquartier wegritt, fand bei Neudorf die Brücken weggerissen, ritt, statt eine Furt zu suchen, 6 Stunden aufwärts zu

einer anderen Brücke und kam erst Morgens 5 Uhr zum Erzherzog. Es dauerte einen Tag, ehe dieser Truppen und Geschütz aus den Verschanzungen zog. Um Mitternacht brach er auf, um 10 Uhr Vormittags war die Spitze in Marchegg und erst zwischen 4 und 5 Uhr kam das Corps nach Siebenbrunn. Es konnte um einige Stunden früher auf dem Schlachtfelde sein. Der Erzherzog war viel zu langsam marschirt; wäre er nur etwas rascher, feuriger vorgerückt, er hätte der Schlacht trotz der Ueberlegenheit des Feindes auf dem rechten Flügel eine andere Wendung gegeben. Auf dem Wege brachte ihm ein Officier, den er an Rosenberg geschickt hatte, die Nachricht: es sei bereits alles vorbei und nichts mehr zu machen. Der Erzherzog machte einige Gefangene, sandte Husaren auf Streifungen aus und kehrte nach Preßburg zurück.

Napoleon hatte zwischen 2 und 3 Uhr, nachdem die blutige Arbeit des Tages geschehen war, bei Raschdorf sein türkisches Zelt aufschlagen lassen, schickte Couriere ab und legte sich dann auf einen kleinen Teppich nieder, den sein Mameluk auf dem Grase ausbreitete. Seine Grenadiere häuften Trommeln auf, um ihm einen Schatten vor den brennenden Sonnenstrahlen zu geben und stellten sich im Viereck um sein Lager. Generale und Officiere legten sich auf den Rasen, aßen und tranken. Es fing bereits zu dunkeln an, als plötzlich im Rücken des Heeres ein wildes regelloses Rennen stattfand. Die Stallknechte des Kaisers riefen: rettet euch, die österreichische Cavallerie greift die Zelte des Kaisers an. Flüchtige Reiter sprengten vorbei, Soldaten plünderten die eigenen Transporte, die Gefangenen entliefen. Der Kaiser wurde geweckt und stieg sogleich zu Pferde. Die Ursache des Lärms war Oberst Geramb mit seinen Streifern, von Erzherzog Johann ausgeschickt, der die französischen Marodeurs in solchen Schrecken jagte. An der Brücke war einen

Moment eine grenzenlose Verwirrung. Daraus ließ sich schließen, welche Wirkung das Erscheinen des Erzherzogs Johann gehabt hätte. Wie Blücher später bei Waterloo den Entscheid gab, so hätte der Erzherzog bei Wagram Napoleon Verderben bereitet.

Die Schlacht war verloren und die letzte große Armee Oesterreichs zum Rückzuge nach Mähren genöthigt. Die Franzosen hatten am 5. und 6. Juli 14.000 Todte und Verwundete, unter ihnen viele Generale. Die Oesterreicher zählten 20.000 Todte und Verwundete, 8000 waren gefangen. Die Generale D'Aspre, Nordmann, der alte Vukassovich, Vecsey, der Oberst Graf Joseph Chotek waren todt, der Erzherzog, Nostitz, Stutterheim, Walmoden u. A. verwundet; alle waren im Getümmel der Schlacht, die meisten hatten ihre Scharen selbst vorgeführt. Drei Tage konnten keine Leichen beerdigt werden. Viele hundert Verwundete verschmachteten auf den Feldern. Die Oesterreicher hatten in diesen Julitagen wie im Mai mit dem tapfersten Muthe gefochten. Sie waren besiegt, hatten aber dem Feinde 7000 Gefangene, 12 Fahnen und Adler abgenommen, mehr Siegeszeichen als die Franzosen fortnahmen. Das Regiment Erbach rühmte sich lange dieses Tages und durfte den Generalmarsch schlagen. Die oberösterreichische Landwehr hatte sich unter ihrem Hauptmann Straka bei dem Sturm auf Aspern besonders ausgezeichnet. Fürst Moriz Liechtenstein schrieb: „Was die Armee leistete, bedeckt sie mit Ruhm; alles ist verloren, nur die Ehre nicht". Der Erzherzog Karl war am 5. bei Baumersdorf, am 6. bei Adlerklaa und bei Neusiedl mitten im Gefecht. Die Franzosen sahen, wie er den Degen führte und die Leute in Ordnung hielt. Kaiser Franz war in den ersten Julitagen von Dotis, wo er seit Juni mit der Kaiserin im Schlosse Esterhazy wohnte, auf das Marchfeld gekommen und hatte von der Höhe „Hohenleiten" der Schlacht zugesehen. Er

blieb in der Nacht in Ernstbrunn und reiste am 8. nach Dotis zurück.

Erzherzog Karl schlug mit der Hauptmasse der Armee den Weg auf der böhmischen Straße ein; nur Rosenberg erhielt den Auftrag, die Brünner Straße zu decken und sich bei Laab wieder mit der Hauptarmee zu vereinigen. Auf dem Wege hielt der Erzherzog immer eine entscheidende Macht beisammen, um sich an jedem Puncte dem Feinde entgegenstellen zu können. Napoleon bekam erst am 8. Juli sichere Nachricht über den Marsch der Oesterreicher. Er rückte nur langsam nach; er mußte im Rücken den Erzherzog Johann und Gyulai fürchten; auch war die Kraft der österreichischen Armee nicht gebrochen. Bei Korneuburg, bei Hollabrunn kam es zu hitzigen Nachhutgefechten, und am 10. und 11. Juli schlug sich die Armee noch einmal bei Znaim gegen die ganze französische Heeresmacht. Während der Erzherzog nach Znaim marschirte, wären ihm die Franzosen von Laa her beinahe zuvorgekommen. Er schickte sogleich Grenadiere und Reiterei voraus, welche durch fünf Stunden in einem hartnäckigen Kampfe Stand hielten, bis die Corps Bellegarde, Kolowrat und Klenau nachkamen, die Brücke überschritten und die Höhen bei Znaim an der Iglauer Straße besetzten. Die anderen Abtheilungen kamen bei der Nacht. Der Erzherzog blieb die Nacht in Znaim und nahm am anderen Morgen die Schlacht an, um seinen Rückweg zu decken. Es wurde auf den Höhen und vor der Stadt gekämpft. Napoleon traf um 11 Uhr ein; erst Nachmittag 4 Uhr drang Massena durch die Stadt auf die Heerstraße. Graf Leiningen jagte ihn mit seinen Grenadieren und einem Bataillon Wiener Freiwilligen wieder zurück. Auch auf den Höhen behaupteten sich die Truppen Bellegarde's. Während ein furchtbares Gewitter über die Stadt hinzog und der Regen in Strömen niederfloß, schlugen diese tapferen Soldaten,

die seit sieben Tagen im Kampf und auf dem Marsch waren, drei Stürme zurück. Die Franzosen hatten nicht einen Schritt weit Boden gewonnen, die Oesterreicher kämpften in Haß und Rache, sie hofften den Sieg, als ein französischer Officier bei den Truppen Bellegarde's erschien und die Meldung brachte, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen sei. Freund und Feind waren darüber verdutzt. Am linken Flügel und in der Mitte wurde das Feuern sogleich eingestellt und eine Stunde später erlosch auch am rechten Flügel das Feuern der Streiter unter dem Rufe: Friede, Friede!

18.

Der Friede zu Wien (14. October).

Erzherzog Karl hatte schon nach der Schlacht von Wagram den Feldmarschall-Lieutenant Colloredo zu Kaiser Franz geschickt, um ihm zu melden, daß er sich nicht mehr schlagen könne, daß ein Friede oder wenigstens ein Waffenstillstand nothwendig sei. Er hatte deswegen am 8. mit dem Kaiser eine Unterredung zu Göllersdorf. Mit dem Feinde hatten schon früher Annäherungen stattgefunden. In Znaim schickte der Erzherzog am Abend des 11. Juli den Fürsten Johannes Liechtenstein zu Napoleon, um einen Waffenstillstand vorzuschlagen. Dieser ging sogleich darauf ein und noch in der Nacht unterzeichneten die beiden Chefs des Generalstabes Wimpffen und Berthier einen vierwochentlichen Waffenstillstand (12. Juli). Die Küsten des adriatischen Meeres, ganz Innerösterreich, Oesterreich an der Donau, ein Stück von Mähren und Ungarn, die Städte Brünn, Preßburg, Gräz, Raab blieben in der Gewalt der Franzosen; die österreichische Armee behielt Böhmen, Mähren, Galizien und die Verbindung

mit Ungarn. Napoleon kehrte am 13. nach Schönbrunn zurück und verlegte seine Corps in die „eroberten Provinzen". Der Erzherzog hatte den Waffenstillstand auf eigene Hand abgeschlossen. Militärische und politische Gründe bewogen ihn dazu. Er wollte dem Kaiser die letzte große Armee und damit die Wahl zwischen Krieg und Frieden lassen. Mit dem Corps des Erzherzogs Johann und Gyulai vereinigt, bildete die Armee eine ansehnliche Streitmacht; der Kaiser konnte mit den Waffen in der Hand dem Feinde wenigstens günstige Bedingungen abringen. In Oesterreich und Deutschland war man überrascht. Die Armee war unzufrieden; in einem eigenen Tagesbefehle mußten die maßlosen Ausdrücke gerügt und die Kriegslust gedämpft werden.

Kaiser Franz wollte anfangs den Waffenstillstand nicht anerkennen; ein Kriegsrath, den er in Komorn versammelte, sprach sich für die Fortsetzung des Krieges aus. Erst als Fürst Liechtenstein in Komorn ankam, als Generale wie Schwarzenberg u. A. für den Frieden sprachen, ratificirte der Kaiser den Waffenstillstand (18. Juli). Den Vollzug desselben überließ er dem Erzherzog Johann; auch übergab er ihm die selbständige Leitung seiner Armee. In Folge dessen nahm Erzherzog Karl seine Entlassung. Er entsagte aller militärischen Thätigkeit und lebte hinfort als Privatmann, anfangs in Teschen, dann in Wien. Nur einmal noch 1815 in dem großen Kriege übernahm er das Commando von Mainz. 1809 schien es Vielen, als wäre mit ihm Leben, Glück und Hoffnung von der Armee geschieden. Seit Waldstein und Prinz Eugen war kein Feldherr so von den Soldaten geliebt wie Erzherzog Karl.

Die Armee marschirte größtentheils nach Ungarn; nur Rosenberg blieb mit seinem Corps in Mähren, Kolowrat in Böhmen. Das Ober-Commando übernahm einstweilen Fürst

Liechtenstein. Der Krieg schien zu Ende. Die Waffen ruhten an der Donau und ringsum löschten alle die kleinen Feuer aus, welche der große Krieg von 1809 entzündet hatte. Die Colonne Oesterreicher, die in Franken eingedrungen, war 9000 Mann stark und hatte am 8. Juli bei Berneck ein siegreiches Gefecht gegen die Franzosen unter Junot bestanden. Die Generale Thielemann. Am Ende waren in Sachsen eingedrungen. Sie nahmen nun alle ihren Rückweg nach Oesterreich. Der Herzog von Braunschweig schlug sich, nachdem er bis in sein Heimatland gekommen, an die Nordsee unterhalb Bremen durch, wo er sich nach England einschiffte. Die Engländer hatten in den letzten Julitagen, als der Krieg zu Ende war, die längst erwartete Landung mit 40.000 Mann ausgeführt, jedoch nicht in Deutschland an der Weser, wie es bestimmt war, sondern auf der holländischen Insel Walcheren, auch nicht um Oesterreich zu helfen, sondern um die französische Flotte in der Schelde zu vernichten. Sie nahmen Vließingen, einige andere Plätze, scheuten aber einen Angriff auf Antwerpen, das von den Franzosen stark befestigt war. Die Hälfte der englischen Armee ging an den Sumpffiebern zu Grunde; der Rest schiffte nach vier Wochen wieder heim. Wochenlang hatte Oesterreich dieses Unternehmen betrieben und noch nach Abschluß des Waffenstillstandes einen Erfolg erwartet. Aber es fand sich in allen seinen Hoffnungen auf fremde Hilfe getäuscht.

Man hatte nach der Kunde des Waffenstillstandes einen raschen Abschluß des Friedens erwartet. Aber es vergingen Wochen, ehe die Friedens-Conferenzen nur eröffnet wurden. Kaiser Franz hatte schon ungern den Waffenstillstand ratificirt und wünschte die Fortsetzung des Krieges, als er die Bedingungen vernahm, unter denen Napoleon den Frieden gewähren wollte. Auch das Volk von Oesterreich war für den Krieg. „In

diesem Lande", schrieb Stein nach der Schlacht von Wagram, „herrscht noch Gutmüthigkeit, gesunder Menschenverstand und Freimüthigkeit; die Menschen wollen noch immer und beharrlich die Fortdauer des Kampfes um Selbständigkeit und Unabhängigkeit."

Am 17. August trat Champagny mit Metternich und Nugent in Ungarisch-Altenburg zusammen, um über den Frieden zu unterhandeln. Was Napoleon verlangte, war maßlos: Salzburg und Oberösterreich sollten an Bayern, Kärnten, Krain, Croatien an das Königreich Italien, ein Theil von Böhmen an Sachsen, ein Stück Galizien an Polen fallen; Oesterreich sollte zugleich 100 Millionen Franken Kriegskosten zahlen. Kaiser Franz war nicht geneigt, auch nur den vierten Theil dieser Forderungen einzugehen. Oesterreich schien in der Lage, den Krieg fortführen zu können. Erzherzog Johann hatte bei Komorn 30.000 Mann, der Palatin eine gleiche Zahl Insurrectionstruppen. Eine andere Armee, die des Erzherzogs Ferdinand, war nach dem Waffenstillstande aus Polen nach Mähren zurückmarschirt und stand in Olmütz; die Abtheilungen Kienmayer, Am Ende stießen zu ihr. In den Provinzen, welche Oesterreich geblieben, wurde frisch geworben. Noch bis zum 21. September wartete der Kaiser ab, ob er sich vertragen oder schlagen solle. Eine Ursache seines Zögerns war der Zustand in Spanien. Die Kaiserin, die Erzherzoge Max, Johann sprachen für den Krieg. Aber die Generale Walmoden, Stutterheim, Radetzky, Kolowrat waren anderer Meinung; besonders Johann Liechtenstein, Karl Schwarzenberg und Bubna. Sie machten geltend, daß die Armee nur aus Milizen und Recruten bestehe, daß sie den Kampf mit Napoleon, der seine Armee ergänzt und täglich für den Krieg bereit halte, nicht bestehen könne, daß Oesterreich seiner besten Länder und aller Hilfsquellen

beraubt sei. Und wahrhaftig, Oesterreich blutete aus tausend Wunden.

Die österreichisch-deutschen Länder wurden von den Franzosen ausgesogen und ausgepreßt. Vom Spielberg bei Brünn, vom Schloßberg bei Grätz, bei Preßburg schauten französische Schildwachen und Kanonen herab. Alles Eigenthum des Staates wurde confiscirt, Zeughäuser und Cassen geleert. Napoleon ließ sogar die Gewehre auf dem Schlachtfelde von Wagram auflesen. Die Lieferungen an Wein, Getreide, Tuch, Leinwand und Leder waren ungeheuer. Die Intendanten verfuhren dabei rücksichtslos. Schon am Tage nach der Schlacht von Wagram hatte Napoleon eine Contribution von 49 Millionen Thalern den deutschen Ländern auferlegt. Die Städte Grätz, Linz, Triest mußten mehrere Millionen, Wien und Niederösterreich 50 Millionen zahlen. Um die Summen schnell herbeizuschaffen, wurde eine Personalsteuer auferlegt, zu welcher sogar die armen Dienstboten auf dem Lande 1/2 Gulden beisteuern mußten. Die Einquartierung war in Dorf und Stadt eine entsetzliche Last. Es fehlte den Bauern an Dienstleuten, an Brot, an Zugvieh, an barem Gelde. Wo der Kampf gewüthet hatte, war die Ernte verloren, die Dörfer waren niedergebrannt. Auf dem Marchfelde fanden sich die Bauern erst im October wieder ein; sie vermochten ihre Häuser kaum nothdürftig für den Winter aufzurichten. Wer vermöchte die Noth und das Elend zu beschreiben? Und doch war das Volk voll Erbarmen gegen die verwundeten Feinde. Ein Graf Salm hatte ein Spital in der Nähe des Marchfeldes errichtet; ein Graf Berchtold pflegte die Verwundeten in seinem Schloße zu Buchlowitz wie ein barmherziger Bruder; ebenso ein Graf Harrach. Bei alledem war Napoleon, so fein und artig er sich gegen die Gesandten äußerte, herrischer und rücksichtsloser als 1805. Jede Stockung in den

Friedensunterhandlungen bezeichnete er mit scharfen Maßregeln. Er ließ das Klostervermögen nach den Grundbüchern abschätzen, die Cassen und Archive einzelner adeliger Familien durchsuchen; er drohte in die innere Verwaltung einzugreifen. Seine Gelehrten Denon und Bacher räumten in Gallerien und Bibliotheken auf. Aus der Hofbibliothek wurden allein 943 Bände, darunter 246 orientalische Manuscripte und 20 Bände mit Holzschnitten und Kupferstichen geraubt; das kostbare Gebetbuch Karl's V. ist noch in Paris. Es wurde in Wien unter dem Druck so stille wie nie zuvor.

Nur der Eindruck so vieler Leiden konnte den Kaiser Franz ernstlich bewegen, den Frieden zu suchen. Da der Congreß in Altenburg nicht zum Ziele kam, schickte er Johannes Liechtenstein und Bubna unmittelbar zu Napoleon nach Schönbrunn. Sie einigten sich am 27. September über das Abtreten von Ländern, mußten aber noch wegen der Kriegskosten markten. Mitten in den Verhandlungen trat ein Ereigniß ein, welches der Welt kund gab, wie Haß, Rache, Mordsucht unter dem Druck der Fremdherrschaft aufwuchsen. Am 16. September in Brünn hielt ein Schmiedgeselle, ein Tyroler, der dort in Arbeit stand, von einem Dachfenster eine Flinte gespannt, bis ihn sein Meister entwaffnete; wenige Minuten nachher ritt Napoleon vorbei. Am 12. October, während einer Revue in Schönbrunn, drängte sich ein junger Mann in die Nähe des Kaisers. Er wurde gepackt, untersucht, gefragt. Er hieß Friedrich Staps, war 18 Jahre alt, der Sohn eines Predigers in Thüringen, und wollte, wie er offen gestand, Napoleon ermorden; ja er sagte es dem Kaiser selbst, daß er ihn tödten wolle, auch wenn er ihm das Leben schenke. Er wurde in einem Winkel des Schönbrunner Parkes erschossen. Damals wurde wenig von dem Ereignisse gesprochen, aber es machte Eindruck auf Napo-

leon und beschleunigte den Abschluß des Friedens. Er ließ seinen Minister rufen und sagte ihm: „Schließen Sie ab, ich will den Frieden, ich will die Sache zu Ende bringen". Die Forderung von 100 Mill. Francs wurde auf 85 Mill. ermäßigt und am 14. October in Schönbrunn von Champagny und Liechtenstein der Friede unterzeichnet. Am andern Tage ratificirte Napoleon den Frieden und reiste sogleich am 16. October ab. Kaiser Franz unterzeichnete den Frieden am 17. in Dotis. Auf Befehl Napoleon's wurden am 15. October die Festungswerke von Wien, Grätz, Raab, Klagenfurt, Brünn gesprengt. Vergebens verwendeten sich die Wiener für ihre alten Türkenmauern. Die Stadt war lange mit einem Schutthaufen umgeben. Berthier hatte den Oberbefehl übernommen und schloß mit Oesterreich einen Vertrag (27. October), nach welchem bis zum 4. Jänner 1810 die Franzosen und ihre Bundesgenossen das österreichische Gebiet verlassen würden. Von Wien marschirten sie am 20. November aus. Am 26. führte Moriz Liechtenstein wieder die ersten österreichischen Truppen in die Stadt und Tags nachher kam Kaiser Franz in die Hauptstadt zurück, die er im Mai verlassen hatte. Er konnte nur Schritt für Schritt durch die gedrängten Volkshaufen fahren; als er auf dem Burgplatze ausgestiegen, wurde er in seine Gemächer beinahe hinaufgetragen. Zu Ende des Jahres kam auch der Erzherzog Karl, der erste Mann des Jahres 1809, nach Wien zurück.

In dem Frieden von Schönbrunn oder Wien (14. October) trat Oesterreich ab: An Bayern die Gebiete von Salzburg und Berchtesgaden, das Innviertel und einen Theil des Hausruckviertels; von diesen Landschaften behielt Oesterreich nur einige Waldungen und das Recht Holz auszuführen. An den Kaiser der Franzosen: die Herrschaft Razüns in Ober-

Graubündten, die Grafschaft Görz, das Gebiet von Monfalcone, Stadt und Gebiet Triest, Krain, den Villacher Kreis in Kärnten und alle Landestheile auf dem rechten Ufer der Save. Napoleon vereinigte diese „illyrischen Provinzen" mit dem Königreich Italien. An Sachsen: alle Dorfschaften im sächsischen Lande, welche zur Krone Böhmens gehörten, Guntersdorf, Taubentranke, Gerlachsheim, Lenkersdorf, Schirgiswalde. An den König von Sachsen als Großherzog von Warschau: ganz Westgalizien, einen Bezirk um Krakau und den Zamosker Kreis von Ostgalizien; Wieliczka und die Salzbergwerke werden gemeinschaftliches Eigenthum. Rußland erhält ein Stück von Galizien mit 40.000 Einwohnern. Die Rheinbundfürsten ziehen alle Güter und Rechte des deutschen Ordens ein. Oesterreich amnestirt die Polen, Napoleon die Tyroler. Frankreich garantirt den Besitzstand des Kaiserstaates, Oesterreich erkennt alle staatlichen Veränderungen in Spanien und Italien zu Recht an und schließt sich gegen England dem Continentalsystem an. Außerdem bewilligte Oesterreich in geheimen Artikeln die Verminderung seiner Armee auf 150.000 Mann und die Contribution von 85 Millionen Francs. Davon sollen 30 Millionen zur Hälfte bar, zur Hälfte in Papier und der Rest in drei Monaten gezahlt werden.

Der Eindruck dieses Friedens war in ganz Oesterreich tief und schmerzlich. Die Regimenter kehrten in ihre Standplätze zurück. Die Landwehr wurde am 23. December 1809 aufgelöst. Die tapferen Männer gingen in ihre Heimat. In Wahrheit sagte das Patent: „Das Vaterland achtet Euch, Ihr habt Euch im Kriege Ehre erworben". Sie hatten gefochten wie die besten Soldaten: die niederösterreichische Landwehr bei Ebelsberg, die böhmische bei Aspern, die steirische bei Raab, die mährische und oberösterreichische bei Wagram.

Das schmerzhafteste war, Tyrol sollte fremdes Land bleiben, das treue Volk wieder unter bayerische Herrschaft kommen. In der Eile und Noth war im Waffenstillstande über Tyrol nichts weiter gesagt, als daß die Oesterreicher Tyrol räumen sollten. Kaiser Franz hatte gehofft, das Land bei Oesterreich zu erhalten; aber Napoleon schlug bei den Verhandlungen jedes Begehren ab. Artikel X des Friedens berührte das Schicksal Tyrols mit den Worten: „Der Kaiser der Franzosen wolle den Bewohnern von Tyrol und Vorarlberg, welche an dem Aufstande Theil genommen, eine volle Verzeihung, die Freiheit ihres Vermögens und ihrer Person von jeder Untersuchung auswirken".

19.

Die letzten Kämpfe in Tyrol.

Nach der siegreichen Erhebung im Mai war in Tyrol tiefer Friede und eine Zuversicht, daß man an einen Umschlag der Ereignisse gar nicht dachte. Als von feindlicher Seite die Nachricht des Waffenstillstandes in das Land kam, nahmen dies Soldaten und Bauern für eine Kriegslist. Ein Brief des Erzherzogs Johann vom 16. Juli befahl dem General Buol, das Land nur in Folge eines von ihm unterfertigten Befehles zu räumen. Es war die Zeit, wo die Stimmung im Hoflager auch eine durchaus kriegerische war. Erst am 27. Juli kam eine Botschaft des Erzherzogs an General Schmidt, daß der Waffenstillstand abgeschlossen und die Räumung Tyrols bedungen sei. Auch Andreas Hofer und andere Führer erhielten die Nachricht. Weil aber der Artikel nur vom Abziehen der Oesterreicher, nicht von einer Uebergabe des Landes sprach und die Feinde bereits im Anmarsch

waren, nahmen Hofer und seine Gefährten dies für eine Verletzung des Waffenstillstandes. Sie entschlossen sich, auch ohne militärische Hilfe den Krieg auf Tod und Leben wieder aufzunehmen. In den ersten Augusttagen zogen die Truppen ab. Schmidt übergab die Feste Sachsenburg, Buol und Leiningen führten am 5. August ihre Corps über die Grenze. Der französische General verlangte die Auslieferung der Kanonen, aber Leiningen stellte sogleich seine Truppen kampfbereit auf, so daß ihn die Franzosen unbehelligt ziehen ließen. Hormayr war schon aus dem Lande entwichen. Einige Führer wie Sieberer, Aschbacher u. A. waren in österreichischer Uniform den Truppen gefolgt. Auch Speckbacher hatte sich ihnen angeschlossen. Als ihm aber bei Brunecken Andreas Hofer begegnete und ihm zurief: „Seppel, auch du willst mich im Stich lassen; sie führen dich der Schande zu", sprang er aus dem Wagen und kehrte mit Hofer um.

Napoleon hatte sogleich nach dem Waffenstillstande alle Anstalten getroffen, um Tyrol zu unterwerfen. Gegen Ende Juli waren von allen Seiten feindliche Colonnen im Anmarsch: 4000 Württemberger und Franzosen gegen Vorarlberg, General Beaumont mit 3000 gegen die Scharnitz, 3000 Bayern gegen das Achenthal, 5—6000 Franzosen unter Rusca und Peyre gegen das Pusterthal und Etschland. Die Hauptmasse, 30.000 Franzosen, Sachsen und Bayern führte Marschall Lefebvre von Salzburg durch den Strubpaß in das Innthal. Seine Soldaten hausten fürchterlich; nur die Sachsen hielten gute Mannszucht. Lefebvre rückte am 30. Juli, wenig Stunden nachdem die letzten Oesterreicher abgezogen waren, in Innsbruck ein. Da er die Franzosen vom Süden her erwartete, schickte er den General Rouyer mit einer Abtheilung über den Brenner und Oberst Bourscheidt in's Oberinnthal, um durch den Vintschgau nach

Meran vorzurücken. Lefebvre glaubte, vor ihnen würden die „elenden Bauern“ nach allen Seiten zerstäuben; aber es sollte den Franzosen noch schimpflicher ergehen wie im April und Mai. In wenig Tagen floh Lefebvre aus dem Lande, besiegt, gehetzt, beschimpft, und ein großer Theil der Truppen lag erschlagen in den Thälern. Vier Tage nach dem Einrücken des Feindes war der Aufstand im ganzen Lande wieder lebendig. Hofer erließ aus einer Schlucht des Schneeberges im Passeirer Thale, wo er sich einige Zeit verborgen hielt, seine Mahnrufe zur Bewaffnung: „Nur geschwind und nichts versäumt, es gehet leicht“, schlossen seine Laufzettel. Die Bauern aus Meran, aus Passeier und dem Vintschgau schickten zu ihm und ließen berichten, daß ihre Mannschaft bereit sei. Am 2. und 3. August traten Peter Mayr, Kemenater, Haspinger und Speckbacher zusammen und verabredeten die Anstalten, um den Feind auf der Brennerstraße so lange einzukeilen, bis das ganze Land in Waffen sei. Die ersten Haufen waren schon auf dem Wege nach Sterzing. Unter Speckbacher's Leitung wurden im engen Eisackthale die Brücken zerstört, Verhaue angelegt und auf den Berglehnen Felstrümmer und Baumstämme an den Rand gewälzt, um sie auf die durchziehenden Feinde herabzurollen.

Am 4. August kam Rouyer mit 2368 Mann, meist Thüringer Landeskinder, von Sterzing gegen Brixen herab. Die Vorhut drängte die Tyroler Schützen bis Oberau zurück. Als die Hauptmasse durch die enge Thalschlucht zwischen Mittewald und Oberau nachrückte, stürzten auf ein gegebenes Zeichen von der Felswand Steine und Klötze herab, zerschmetterten Mann und Pferd oder schleuderten sie in das brausende Wildwasser. Die Soldaten meinten, die Berge stürzten auf sie herab. Nach dem Getöse folgte eine tiefe Stille und darauf das Jammergeschrei der Verwundeten und Sterbenden. Ueber den Stein=

damm stürmten die sächsischen Grenadiere vor, erschossen einige gefangene Tyroler, wurden aber zurückgetrieben. Rouyer trat in der Morgenfrühe des 5. den Rückweg nach Sterzing an. Die zwei Bataillone der Vorhut mußten sich in Oberau nach einem tapferen Widerstande an Haspinger und Mayr, welche durch die Brixener Klause anstürmten, ergeben. In Tyrol heißt jene Thalschlucht die „Sachsenklemme“ und ein steinernes Kreuz bezeichnet die Stelle, an der so viel deutsche Männer in fremdem Dienste erschlagen wurden. Rouyer hatte auf diesem Zuge über 1000 Mann und 44 Officiere eingebüßt. Mit genauer Noth hielt er sich in Sterzing; denn die Tyroler waren schon bis Mauls hinter ihm her, und Hofer kam mit den Passeirern und Meranern über den Jaufen.

Lefebvre brach am 5. August, nachdem er den Unfall im Wippthale erfahren, nach dem Brenner auf. Er war voll Wuth gegen die Bauern, drohte alle Gefangenen zu tödten und ließ auf dem Wege ein Dorf in Brand stecken. Am 7. brach er mit drei Colonnen auf, um den Weg durch den Engpaß zu erzwingen; aber er konnte nicht einmal über Mauls hinaus. An jeder Stelle waren seine Soldaten dem Kreuzfeuer der Bauern ausgesetzt. Lefebvre gab es auf, die Straße über den Brenner zu gewinnen; er zog sich nach Sterzing zurück und erwartete dort drei Tage vergeblich die französischen Corps vom Süden her. General Rusca war wohl in das Pusterthal eingerückt und wirthschaftete wie ein Mordbrenner; aber schon bei der Lienzer Klause, wo ungefähr 1000 Bauern standen, fand er solchen Widerstand, daß er in der Nacht am 10. August nach Kärnten zurückwich. Noch schlimmer erging es der Colonne im Oberinnthal. Oberst Bourscheidt kam nur bis Prutz und Ladis. Die Bauern kämpften am 8. August den ganzen Tag gegen ihn und trieben ihn gegen die Pontlatzer Brücke zurück. Nur seine Vor-

hut kam über die Brücke hinaus; als die Mannschaft nachrückte, rollten von der steilen Felswand die Steinbatterien nieder und zerschmetterten Mann für Mann. Wer nicht getroffen war, flüchtete zurück und am Morgen (9. August) streckte der Oberst mit 950 Mann vor den Bauern die Waffen. Auch die in Landeck und Imst zurückgebliebenen Bataillone wurden vom Landsturm angegriffen und kamen erschöpft und gehetzt am 8. und 9. August nach Innsbruck, wo sie Deroy am linken Ufer aufnahm.

Als Lefebvre diese zwei Unfälle erfuhr, trat er sogleich den Rückweg nach Innsbruck an. Wie ein gehetztes Wild rückten die Franzosen vorwärts, denn alle Höhen wimmelten von Bauern; auf fünfzig Schritte kamen diese heran und feuerten. Der Marschall machte ein Stück Weg zu Fuß und hatte sich in einen Reitermantel gehüllt, um dem Kugelregen der Bauern zu entgehen. Bei Innsbruck hielt er mit 20.000 Mann, 1000 Reitern und 30 Geschützen Wilten und die Höhen des Isel besetzt. Schon am 11. und 12. kamen die Bauern in die Nähe. Alle Führer waren zugegen: Andreas Hofer, Tschöll von Meran, Mayr, Kemenater, Haspinger, Speckbacher, Graf Mohr; nur Straub, der sich dem Feinde freiwillig gestellt hatte, fehlte. Am 13. August, Sonntags, griffen die Bauern den Feind an, ohne militärische Hilfe, beinahe ohne Commando in derselben Richtung, auf denselben Wegen wie im Mai: Hofer in der Mitte, Tschöll und Speckbacher rechts von Patsch herab, Haspinger links gegen die Gallwiese; die Oberinnthaler drängten am linken Ufer des Inn gegen die Stadt vor. Von Früh 8 Uhr bis Abends wurde gekämpft. Weiber und Mädchen fochten mit. Die Bauern begannen am 14. Früh die Schlacht von Neuem, aber Lefebvre führte in den ersten Morgenstunden seine Truppen zurück und verließ Abends und in der Nacht die Stadt. „Verflucht dieses Land“, rief er aus; „nicht in Spanien habe ich so etwas gefunden“.

Noch auf dem Rückwege bei Schwatz und Rattenberg kam es zu kleineren Gefechten, am 18. August war kein feindlicher Soldat mehr im Lande; Lefebvre kam mit seinem Corps am 20. in Salzburg an.

Hofer war am 15. August, am Napoleonstage, der in Paris, in Rom und in Wien gefeiert wurde, in Innsbruck eingezogen. Während der Capuciner und Speckbacher dem Feinde nachsetzten, richtete Hofer die alte Ordnung im Lande wieder ein. Während Völker und Könige sich vor dem Soldatenkaiser beugten, während in Altenburg über die Schicksale des Reiches verhandelt wurde, leitete er von Innsbruck aus die Regierung des Landes, und so gerecht, so milde, daß den Tyrolern lange nicht so wohl war und wieder wurde. Hofer lebte in der Hofburg so schlicht und einfach wie im Sandwirthshause. Seine Passeirer hielten die Wache, setzten sich nieder, wenn sie müde waren, und rauchten ihre Pfeife. Als ihn eines Tages das Volk zu sehen begehrte, trat er an das Fenster, sprach einige Worte und schloß: „G'sagt hab i enk's, g'sehn habt's mi, jetzt b'hüet enk Gott“. Wenn Alpenvieh vorüber getrieben wurde, eilte er auf den Balcon und freute sich der schönen Kühe. Hofer nannte sich „Ober-Commandant von Tyrol“. Er führte die allgemeine Wehrpflicht in Südtyrol, das österreichische Recht wieder ein, erließ Verordnungen gegen Vagabunden und Tanzmusiken, stiftete gern Ehefrieden und hielt sich im Allgemeinen an das alte Recht, an die Bedürfnisse und Gewohnheiten des Volkes.

Als der Waffenstillstand am 24. August zu Ende ging, glaubte Hofer fest an einen neuen Krieg. Speckbacher überfiel am 25. August die Franzosen bei Unken, Haspinger stürmte den Luegpaß. Von Wien kam keine Nachricht. Erst den 15. September kamen Sieberer und Eisenstecken mit einer Botschaft vom Kaiser zurück, in welcher er die Tyroler zu fernerem Widerstande

ermunterte; sie brachten, außer einer Geldsumme von 3000 Ducaten, für Hofer die große Ehrenmedaille mit der goldenen Kette. Die Uebergabe am 4. October war ein Fest für ganz Tyrol; es war auch Hofer's letzter Freudentag.

Das Schreiben des Kaisers datirte aus der Zeit, in welcher er ernstlich an eine Fortsetzung des Krieges dachte. In Tyrol glaubte ohnehin niemand an den Frieden. Aber wenige Wochen nachher war dieser Friede wirklich abgeschlossen, und für Tyrol darin nur eine Amnestie in Aussicht gestellt. Tyrol wurde als bayrisches Land betrachtet, indem sich die Bevölkerung gegen die Regierung empört habe. Napoleon wollte das Land in kurzer Zeit unterworfen wissen. 30.000 Mann unter dem Befehl des Vicekönigs von Italien wurden dazu bestimmt. Baraguay d'Hilliers kam mit 12.000 Mann durch Kärnten, Viat und Peyri mit 10.000 Mann vom Süden. Schon am 16. October brachen die Bayern von Salzburg auf, warfen bei Unken und Melek die Haufen Speckbacher's zurück und drangen von Reichenhall, von Kufstein und durch die Scharnitz in das Land. Am 25. October rückten die ersten bayrischen Truppen wieder in Innsbruck ein. Eine Kundmachung des Vicekönigs aus Villach vom 23. October verkündete den Frieden und die Amnestie unter der Bedingung, daß die Tyroler die Waffen niederlegen würden.

Hofer konnte sich in der allgemeinen Verwirrung nicht zurecht finden, schwankte zwischen Krieg und Frieden und verlor allen Halt. Er hatte Innsbruck am 21. verlassen und berieth sich mit seinen Gefährten auf dem Schönberge. Am 29. kam der Tyroler Herr von Liechtenthurn mit einem Briefe des Erzherzogs Johann, worin dieser den Frieden bestätigte und die Tyroler ermahnte, sich ruhig zu verhalten, sich nicht zwecklos aufzuopfern. Der Bote wollte noch erzählen, als er, von der Fall-

sucht ergriffen, wie todt hinstürzte. Erschreckt gingen Hofer und seine Gefährten in ein anderes Haus. Alle stimmten für den Frieden. Hofer schickte die Depeschen zur Einstellung der Feindseligkeiten aus und wollte in das bayrische Hauptquartier, um das Land dem Kronprinzen von Bayern zu empfehlen. Da kam der Capuciner, erklärte alles für Lug und Trug, ließ den Wagen Hofer's umkehren und fuhr mit ihm nach Matrey. Dort erschien auch der halb verrückte Kolb aus Brixen, und von den wilden Führern fortgerissen, gab Hofer neue Befehle zur Fortsetzung des Kampfes. Die Lage war jedoch eine andere als im Mai und August. Die Bauern hatten theilweise die Waffen niedergelegt. Die Meinungen waren getheilt, die Anstalten mangelhaft, die Feinde überlegen.

Auf dem Isel hatten einige Bauernhaufen ein Lager bezogen; am 1. November wurden sie von den Bayern nach einem dreistündigen Kampfe auseinander getrieben. Hofer hielt mit den vornehmsten Führern in Steinach eine Conferenz und da sie sich zur Unterwerfung einigten, schickte er zwei Männer an den Vicekönig mit der Erklärung, daß das Volk von Tyrol bereit sei, die Waffen niederzulegen. Eugen, der gewillt war, mit Milde und Güte vorzugehen, empfing sie freundlich und gab ihnen 20 Sicherheitspässe für die angesehensten Führer mit. Es schien alles ein friedliches Ende zu nehmen. Die Schanzen auf dem Isel wurden geschleift, in Botzen tagten am 3. November die Männer aus 100 Gemeinden und beschlossen, sich zu unterwerfen. Die Compagnien aus Meran und aus dem Vintschgau gingen auseinander. Speckbacher zog nach Hause, auch Haspinger wollte in sein Kloster zu Klausen zurückkehren. Hofer fertigte noch am 8. November einen Aufruf aus, in welchem er seine Abdankung als Commandant erklärte, den Frieden bestätigte und das Volk ermahnte, sich zu unterwerfen; die meisten bewaff-

neten Haufen lösten sich auf und zogen heim. Hofer wanderte über den Jaufen in sein Haus an der Passeier, wohl mit gebrochenem Herzen.

Von allen Seiten rückten die Truppen in das Land. Im Pusterthale fanden sie Widerstand, so bei Sachsenburg, bei Brunecken, an der Mühlbacher Klause. Kolb hatte mit lügenhaften Gerüchten von einem Siege der Oesterreicher, von einer Erhebung der Schweiz alles in Gährung gebracht; die wilden tapferen Rotten der südlichen Tauernthäler brachen wiederholt heraus. Desungeachtet kamen die Feinde vorwärts und stellten die Verbindung über den Brenner und durch den Vintschgau und das Oberinnthal mit Innsbruck wieder her. Nur in Meran rotteten sich junge Leute, welche die Recrutirung fürchteten, zusammen, schlechte Gesellen kamen dazu und hetzten zum Widerstand. Sie fingen den Haspinger auf, suchten Hofer in seinem Hause, bedrängten und bestürmten ihn, an ihre Spitze zu treten. Aus dem Pusterthale kamen Leute und erzählten die Gerüchte vom Siege der Oesterreicher und von der Hilfe aus der Schweiz. Als denn Einer in der Stube zu Salt im Passeirerthale das Gewehr auf Hofer anlegte und rief: „Ang'fangen hast's, jetzt mach's aus", brach der erschütterte Mann seine Zusage vom 8. und erließ ein neues Rundschreiben zur Fortsetzung des Krieges. Rusca wurde bei Meran zurückgeschlagen, eine Abtheilung Franzosen in St. Leonhard überfallen und theils getödtet, theils gefangen. Aber schon am 23. November rückten frische Truppen über den Jaufen ins Thal und nach Meran. Der Vicekönig gab den Tyrolern in der Proclamation vom 12. November noch fünf Tage Frist zur Unterwerfung; wer nach dieser Frist noch Waffen tragen würde, soll gerichtet werden. Seine Schonung wirkte mehr als alle Gewalt, obwohl seine Generale viel strenger waren. Broussier, der am 24. November in das Pusterthal

kam, ließ ohne Gnade hängen, erschießen und anzünden. Im Pusterthale zuckte der Aufstand noch einmal auf; hier waren am 9. April die ersten Schüsse gefallen, hier verhallten am 8. December die letzten. Die meisten Führer, wie Kemenater, Straub, Teimer, Sieberer, Mayrhofer u. A. entflohen, Haspinger blieb dreiviertel Jahr zu Tschengls im Vintschgau versteckt und entkam dann durch die Schweiz und Italien nach Oesterreich. Speckbacher, den die Bayern am meisten fürchteten, flüchtete verfolgt und gehetzt von Schneehöhe zu Schneehöhe. Ende Februar war er wochenlang mitten in Schnee und Eis in einer Felsenhöhle versteckt und lag dann sechs Wochen im Stall seines Hauses vergraben. Erst im Mai entkam er über die Gerlos nach Gastein und durch Steiermark nach Wien. Peter Mayr wurde am 19. Februar in Botzen erschossen. Sein Anwalt forderte ihn auf, zu sagen, er habe die Proclamation vom 12. November nicht gekannt; er aber rief: „Ich will mein Leben nicht mit einer Lüge erkaufen“.

Hofer versteckte sich anfangs December im Dorfe Prantach, dann in einer Viehhütte auf der Kellerlahn hoch oben auf den Höhen an der Passeier. Dort lebte er wochenlang mit seiner Frau, seinem Sohne Johann und dem Schreiber Sweth. Er konnte sich nicht entschließen zu fliehen. Viele wußten um den Versteck, aber niemand verrieth ihn, bis Mitte Jänner der Bauer Raffl, ein berüchtigter verschuldeter Mann, zufällig in die Hütte kam. Er wollte das Blutgeld von 10.000 fl., das auf Hofer gesetzt war, verdienen, machte die Anzeige und führte in der Nacht vom 27. zum 28. Jänner 1810 die Soldaten auf die Alm. Ein ganzes Bataillon 600 Mann italienischer Freiwilliger war von Meran geschickt, um den gefürchteten „General Barbone“ zu fangen. Sie umringten Früh 4 Uhr die Hütte. Hofer trat heraus und sagte zu dem Officier: „Thun Sie mit mir, was Sie wollen,

denn ich bin schuldig, für mein Weib und Kind und diesen jungen Menschen (Sweth) bitte ich um Gnade". Die Soldaten banden ihm die Hände auf den Rücken, rauften ihm die Haare aus dem Bart und führten ihn, sein Weib, den Knaben und Sweth gebunden über das eisige Gebirge in's Thal hinab. Das Volk stand am Wege und jammerte und weinte. In Meran waren alle Officiere vor das Thor gegangen, um Hofer zu sehen. Abends wurde er nach Botzen gebracht; dort nahm er im Kerker Abschied von Weib und Kind. Am andern Tage wurde er mit Sweth auf einen Wagen gesetzt und nach Mantua gebracht, wo seit Monaten die Casematten mit gefangenen Tyrolern gefüllt waren. Der Commandant der Festung war derselbe Bisson, den die Bauern im April vom Brenner herabgehetzt hatten. Er kam einmal zu Hofer und meinte, dieser möge in den Dienst Napoleon's treten. Hofer antwortete: „Ich war, bin und bleibe dem Hause Oesterreich und meinem Kaiser Franz getreu". Ein Kriegsgericht verurtheilte Hofer auf Grund der Proclamationen vom 23. October und 12. November zum Tode, weil man bei ihm Waffen, einen Säbel und zwei Pistolen, gefunden hatte. Um einer Vermittlung von Seiten Oesterreichs zu begegnen, wurde durch den Telegraphen von Mailand aus geboten, das Urtheil sofort zu vollziehen. Hofer vernahm den Spruch ruhig und gefaßt. Früh Morgens am 20. Februar schrieb er einen Brief an einen Freund in der Heimat, gedachte darin seiner Frau und der Dienstboten und schloß mit den Worten: „Adje du schnöde Welt, so leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden". Gegen 11 Uhr am 20. Februar ging er, von Soldaten und Officieren umgeben, neben sich den Geistlichen, ein Crucifix mit einem Blumensträußlein in der Hand, aus dem Kerker. Als der Zug durch den Schwibbogen der Porta Molina kam, sahen hinter Gittern die

gefangenen Landsleute heraus, weinten und beteten. Hofer segnete sie und schritt weiter auf die breite Bastei unfern der Porta Ceresa, wo der Zug hielt. Die Grenadiere schlossen ein Viereck um ihn, 12 Mann traten auf 20 Schritte vor. Hofer ließ sich die Augen nicht verbinden, blieb stehen, betete noch eine Minute und commandirte mit fester Stimme: Feuer! Die Soldaten trafen schlecht. Bei den ersten sechs Schüssen fiel er in die Knie, die zweiten sechs Schüsse streckten ihn zu Boden; da er nicht todt war, trat der Corporal heran und schoß ihn durch den Kopf. Der Leib wurde noch in der Pfarrkirche zu S. Michele ausgestellt und dann im Garten des Pfarrers begraben. Erst 1823 gruben einige Tyroler Officiere die Gebeine aus und führten sie nach Innsbruck, wo sie in der Franciscanerkirche beigesetzt wurden. Heutzutage erhebt sich dort ein prachtvolles Marmordenkmal zur Erinnerung an den Helden von 1809.

Monatelang lastete die Militärregierung auf Tyrol. Napoleon wollte das Land wehrlos machen für alle Zeiten, der Name Tyrol sollte ausgelöscht sein. Vorarlberg wurde getrennt, Südtyrol kam zu Italien, das Pusterthal wurde mit Illyrien, der Rest des Landes mit Bayern vereinigt. Fremdes Recht, fremde Verwaltung wurde eingeführt, die Universität aufgehoben, die jungen Leute wurden als Recruten in die Regimenter gesteckt. Das Volk kam in große Noth. Kaiser Franz that alles mögliche, um die Wunden zu heilen. Er übernahm alle Kosten der Landesvertheidigung, welche die Gemeinden auf 10 Mill. Gulden berechneten, theilte Gelder und Gnaden aus. Die Familie Hofer wurde adelig und erhielt den Hof eingelöst und als ein Lehen des Kaisers. Teimer wurde gleichfalls adelig, erhielt den Rang eines Majors und ein Gut in Steiermark. Haspinger bekam eine Pfarrei in Niederösterreich, Speckbacher eine Pension und so viele andere. Noch 1836 zahlte Oester-

reich an 120 Personen 16.000 fl. Die meisten flüchtigen Tyroler kehrten im Befreiungskriege 1813 in ihr Heimatland zurück, auch Speckbacher. Er lebte als k. k. Major in Hall und starb 1820. Haspinger lebte später als Pensionär in Hietzing bei Wien, seit 1854 in Salzburg und starb 1856. Ihre Namen leben fort durch alle Jahrhunderte.

Der Eindruck dieser Kämpfe in Tyrol sowie des Krieges von 1809 konnte nicht wieder verwischt werden. So düster die Stimmung, so groß die Noth war, das Gefühl des Muthes, die Hoffnung auf eine Wendung der Dinge blieb in den Gemüthern zurück. Der Eindruck von 1809 wirkte auch über die Grenzen Oesterreichs hinaus, und tiefer, als die Politik der Zeit es ahnte. An den Flammen des österreichischen Volksgeistes entzündete sich der Volksgeist in Deutschland; das Jahr 1809 wurde das Vorspiel für die Erhebung 1813. Es wurde offenbar, daß Napoleon künftig nicht nur den Widerstand der Regierungen, sondern den Widerstand der Völker zu bekämpfen haben werde. Für jetzt war Napoleon unbedingt der Herr von Europa. Und er machte es geltend. Ueberall zeigte er seine Geringschätzung aller Größe, alles Rechtes, seine vollste Verachtung der Menschen. Wie er von Wien aus (17. Mai 1809) den Papst seiner weltlichen Macht beraubt hatte, so vereinigte er 1810 Holland und alles Land bis zur Elbe mit dem Kaiserreiche. Preußen war so gedemüthigt, daß seine Männer aus dem Lande flohen und die Königin Luise sich zu Tode grämte. In Deutschland schuf Napoleon ein Großherzogthum Würzburg, ein Königreich Westphalen, ein Großherzogthum Frankfurt, nahm dem einen und theilte dem andern zu, so daß selbst über die Rheinbundfürsten, die sich bereicherten, ein Gefühl der Unsicherheit kam. Die Macht Napoleon's schien unbegrenzt und fest begründet. Und doch, wer dieses ungeheure Reich überblickte,

wie alles auf Gewalt, Druck und Rechtlosigkeit gebaut war, wurde von Schauder ergriffen und mußte sich sagen, daß es nicht so bleiben könne. „Alles ist aus seinen Schranken gewichen", hieß es in einer Wiener Schrift vom December 1809; „alle neuen Verhältnisse sind drückend; Nationen lassen sich nicht ungestraft unterjochen; Ehre und Vortheil fordern zum Widerstand auf; Europa ist jetzt ein Vulcan, der jeden Augenblick den Ausbruch droht". Der junge Eichendorff schrieb 1809 prophetisch:

Denn eine Zeit wird kommen,
da macht der Herr ein End',
da wird den Falschen genommen
ihr unächt Regiment.



V.

Oesterreich 1810—1812.

20.

Vermählung Napoleon's mit Maria Luise.

Oesterreich hatte in keiner Kriegsnoth einen so ungünstigen Frieden abgeschlossen als den von 1809. Es verlor 2000 Quadratmeilen mit 3½ Millionen Einwohner, ein Einkommen von 12 Mill. Gulden, die Bezirke für die besten Regimenter und die Verbindung mit dem Meere. Seine Finanzen waren zerrüttet, seine Grenzen schutzlos. Niemand erkannte diese Lage mehr als der Kaiser Franz. So zähe er den Krieg geführt, so ungern er Frieden geschlossen, so eifrig nahm er nun die Politik der klugen Neutralität, des Abwartens und Sammelns auf. Für diese Politik fand er den geeigneten Mann in Graf Clemens Metternich. Der Kaiser hatte ihn schon zur Zeit des Friedens zum Staatsminister ernannt und übertrug ihm, nachdem Graf Stadion am 26. September seine Entlassung genommen hatte, das Ministerium des Aeußeren.

Metternich stammte aus einem alten deutschen Geschlechte, das seinen Namen von dem Dorfe „Metternich“ bei Münstereifel in den Rheinlanden führte. Die Familie war größtentheils im Dienste der geistlichen Kurfürsten in die Höhe gekommen, bis einige Glieder selbst die Bischofssitze in Mainz, Trier und Speier inne hatten. Seit 1630 waren sie in Böhmen ansässig; einige Metternich waren Burggrafen in Eger. Der Vater des Ministers, Georg, war österreichischer Gesandter an den rheinischen Kurhöfen, dann bevollmächtigter Minister in den österreichischen Niederlanden und 1798 Gesandter in Rastatt.

Clemens Metternich, geb. 1773, hatte vor der Revolution in Straßburg und Mainz studiert, heiratete 1795 eine Enkelin des Fürsten Kaunitz und war schon frühzeitig im diplomatischen Dienste. Er schien den Fußstapfen Stadion's zu folgen, wie dieser war er in Dresden (1801), in Berlin (1803). Er hatte 1805 den Potsdamer Vertrag veranlaßt und die Gunst des Kaisers Alexander gewonnen. Als Stadion nach dem Preßburger Frieden Staatskanzler wurde, sollte Metternich nach St. Petersburg gehen, aber Stadion schickte ihn im selben Jahre nach Paris. Seine Stellung war eine dornenvolle, er hatte es nur seinem einfachen Auftreten, seiner Geistesgegenwart und seiner wahrhaft männlichen Gesinnung zu danken, daß ihn Napoleon mit mehr Rücksicht als alle anderen Gesandten behandelte. Er vertrat Oesterreich würdig, kam aber zu keinem großen Erfolge. Der Vertrag von Fontainebleau entsprach den Interessen Oesterreichs durchaus nicht. Jene Pariser Jahre haben Metternich in die eigentliche Politik eingeführt. Seit er das Kaiserreich in seinem Kerne kennen gelernt, zweifelte er nicht mehr an einem endlichen Siege der alten Mächte von Europa. Schon 1808 zur Zeit des spanischen Krieges und der englischen Rüstungen glaubte er an den Sturz Napoleon's. Seine Berichte gaben damals

der Kriegslust des Kaisers Franz und des Grafen Stadion Nahrung und Ziel. In der That war Metternich einer der Schöpfer des Krieges von 1809. Er verdeckte dann die Rüstung Oesterreichs, blieb in Paris auch als der Krieg erklärt war; erst am 24. Mai verlangte er seine Pässe und Napoleon ließ ihn mit militärischer Escorte nach Oesterreich führen. Metternich sah den Kaiser Franz am Tage der Schlacht von Wagram in Wolkersdorf und Ernstbrunn, und gewann schon damals die Gunst seines Herrn. Bisher war ihm das Glück in öffentlichen Dingen nicht hold gewesen, dafür blieb es ihm jetzt bis zum Abend seines Lebens getreu. Am 8. October wurde er für Stadion zum Haus-, Hof- und Staatskanzler ernannt; er kehrte mit dem Kaiser nach Wien zurück, wurde sein vornehmster Rathgeber, der einflußreichste Staatsmann Oesterreichs und durch eine Zeit der Lenker der Geschicke Europas. Man kam ihm anfangs in der Wiener Gesellschaft mit wenig Vertrauen entgegen. Dem Volke war er fremd und seine ersten Schritte machten ihn nicht populär. Er war ein geschmeidiger, kluger, beredter Herr, welcher bereitwillig in die Ideen des Kaisers Franz einging und zunächst kein anderes Princip aufstellte, als die Entsagung aller kriegerischen Politik. Er scheute Napoleon ebenso sehr als die russische Vergrößerung, wollte aber lieber den Frieden halten und sich Napoleon anschließen, als die nationale leidenschaftliche Politik von 1809 weiter verfolgen. Das neue Heirathsproject Napoleon's kam ihm dabei sehr zu statten.

Napoleon hatte von seiner Frau Josephine, welche er als die Witwe Beauharnais 1796 geheiratet hatte, keine Kinder. Die Macht, die er sich erworben, der Wunsch, einen unmittelbaren Erben in seiner Familie und im Kaiserreiche zu haben,

vermochten ihn, die Ehe mit Josephine zu lösen (15. December 1809) und eine Frau aus einem der alten Regentenhäuser Europas zu suchen. Nachdem er zuerst die Hand der Großfürstin Anna, der Schwester des Kaisers Alexander verlangt, aber keinen bestimmten Entscheid erhalten hatte, wandte er sich nach Oesterreich und begehrte die Erzherzogin Marie Luise, die Tochter des Kaisers Franz zur Gemalin. Graf Metternich stellte dem Kaiser diese Familienverbindung als das beste Mittel dar, Napoleon zu einem Freunde Oesterreichs umzustimmen und das gefahrvolle französisch-russische Bündniß zu sprengen. Kaiser Franz gab, obwohl mit schwerem Herzen, seine Einwilligung. Am 7. Februar 1810 wurde in Paris das Eheverlöbniß unterzeichnet, anfangs März kam Marschall Berthier als Brautwerber nach Wien und am 17. März wurde die Erzherzogin Marie Luise, damals 18 Jahre alt, bei den Augustinern in Wien mit ihrem Oheim dem Erzherzog Karl als Stellvertreter Napoleon's getraut. Zwei Tage nachher reiste die junge Kaiserin aus Wien in ihre neue Heimat.

In Oesterreich nahm man in allen Classen der Gesellschaft diese Heirat als einen Abfall von den Ueberlieferungen des alten Oesterreich, als eine neue Demüthigung und als ein Unglück für die Dynastie und das Land. Man erinnerte sich, daß keine österreichische Erzherzogin, die nach Frankreich geheiratet, ihr Glück gefunden hatte. Es war ein eigenthümlicher Zufall, daß am Vorabend der Procura-Vermählung in Wien die Gluck'sche Oper Iphigenie gegeben und damit die Erinnerung geweckt wurde, daß ein Vater sein Kind dem Wohle der Nation geopfert habe. Als in Paris bei dem großen Balle, welchen Fürst Schwarzenberg zu Ehren der jungen Kaiserin veranstaltete, Feuer ausbrach und eine österreichische Fürstin dabei ihr Leben verlor, nahm das Volk dies als ein Zeichen künftigen Unheils.

Die Wendung der österreichischen Politik und die Vermählung waren so rasch vor sich gegangen, daß das Volk sich nicht hineinfinden konnte, in Napoleon, „dem Erben der Revolution", den Schwiegersohn des Kaisers Franz zu erkennen.

Maria Luise erfüllte schon nach Jahresfrist die Sehnsucht Napoleon's nach einem Erben. Sie brachte am 20. März 1811 einen Sohn zur Welt, der Napoleon getauft wurde und dem der Vater sogleich den Titel eines „Königs von Rom" verlieh. Die Geburt des Kindes wurde in Wien wie in Paris gefeiert. Die Diplomaten von ganz Europa brachten ihre Glückwünsche dar, während die Geister der Zukunft Unglück, Gram, Krankheit und frühen Tod in seine Wiege legten.

Für den Augenblick schien alle Feindschaft zwischen Oesterreich und Frankreich ausgelöscht. Metternich hatte die Kaiserin Maria Luise nach Paris geleitet. Er setzte es durch, daß Oesterreich den Rest der Kriegs-Contribution von 12 Mill. Franken in monatlichen Raten abzahlen konnte, und daß der schimpfliche Friedensartikel, nach welchem Oesterreich nicht mehr als 150.000 Mann unter den Waffen haben sollte, gelöscht wurde. Mitten unter Festen und militärischen Schauspielen blieb Metternich ein aufmerksamer Beobachter. Er überzeugte sich, daß das französisch-russische Bündniß bei dem gegenseitigen Mißtrauen und der Gefährdung der Interessen beider Mächte keinen Bestand haben könne, ja sich bereits zu lockern beginne. Er erkannte, daß Napoleon niemals eine maßvolle Politik befolgen werde und daß bei der in Frankreich herrschenden Noth an Menschen und Geld Napoleon der Macht Oesterreichs mehr bedürfen werde, als Oesterreich der Macht Napoleon's. Als Metternich im October 1810 aus Frankreich zurückkehrte, schien er nur bemüht, den Frieden zu halten und die Freundschaft mit Napoleon zu pflegen.

Er wollte abwarten und vor Allem die unabhängige Stellung Oesterreichs nach allen Seiten hin bewahren.

Der Friede herrschte in Europa, aber es war eine Ahnung in den Gemüthern, daß er nicht von langer Dauer sein werde. Der Komet, welcher im Herbst 1811 den Himmel zierte, schien den Völkern eine neue Kriegsnoth zu verkünden. Die ganze politische Lage war zu gespannt, zu unnatürlich. Das Bündniß Frankreichs mit Rußland, der bewaffnete Friede, die Anhäufung von Truppenmassen, die allgemeine Gährung, die dumpfe Verzweiflung der Völker, alles das erfüllte die Welt mit Besorgniß und Schrecken.

21.

Das Finanzpatent von 1811.

Das Einhalten des Friedens war für Oesterreich schon durch den Zustand der Finanzen geboten. Die fortdauernden Kriege hatten den Staat so verarmt, daß die Regierung nur mit Scheu und Besorgniß der Zukunft entgegensah. Von 1793 bis 1810 war die Staatsschuld von 377 auf 658 Mill. Gulden mit mehr als 39 Millionen Interessen gestiegen. 1805 betrug das Deficit 30 Mill., 1807 an 66 Mill., die Kriegsrüstung von 1809 verschlang allein 60 Mill. Alles mögliche war versucht, um von Jahr zu Jahr bares Geld in die Kriegscasse zu liefern. Von 1792 — 1795 wurden Staatsschuldscheine verkauft, von 1794 — 1797 Kriegsdarlehen durch Vermittlung der Provinzialstände contrahirt, von 1798 — 1809 Zwangs- und Lotterie-Anlehen aufgenommen. Die Regierung erhöhte die Steuern und Gefälle, führte eine Classensteuer ein, stellte einigemal die Interessenzahlungen ein, ja sie nahm das Stammvermögen des

Volkes in Anspruch. Schon 1806 mußte alles Gold und Silber für eine Taxe repunzirt werden. Das sogenannte Auslieferungspatent vom 19. December 1809 befahl, alles Gold und Silber bis zum 1. Mai 1810 abzuliefern. Was nicht rasch unter der Hand verkauft wurde, das wurde eingeschmolzen, abgewogen und mit Staatsobligationen und Lotteriegewinnsten vergütet. Das vornehmste Hilfsmittel, aus den Schulden wenigstens für den Augenblick herauszukommen, war die fortdauernde Ausgabe von Papiergeld. Während von 1785 — 1792 für 300 Mill. Metallgeld nur 20 Mill. Gulden in Bankozetteln in Verkehr kamen, waren 1805 schon 675 Mill., 1807 über 700, 1809 über 900 und 1810 über 1000 Mill. Gulden in Bankozetteln in Umlauf. Das Silbergeld war schon seit der Einführung des Zwangscurses 1796 verschwunden, ebenso die geringhältige Scheidemünze von 1801, die Regierung mußte für den Kleinverkehr Kupfermünzen zu 30 und 15 Kreuzern bis zu 300 Mill. Gulden ausprägen. Bei der willkürlichen Vermehrung des Papiergeldes war der Cours desselben ein schlechter geworden. 1799 bekam man für 100 fl. Silber 103 fl. in Papier, 1803 schon 130, 1805 133, 1806 147, 1807 190, 1808 204, 1809 221, 1810 469, so daß 4 fl. Papier 1 fl. Silber gleichkamen. Nur nach der Schlacht von Aspern und nach der Heirat der Erzherzogin mit Napoleon war das Agio etwas gefallen. Die Summe der Banknoten, die nach dem Frieden aus den abgetretenen Provinzen nach Oesterreich zurückströmten, drückte den Cours noch mehr herab. Es war eine natürliche Wirkung der Ueberfluthung des Papiergeldes, daß die Preise aller Lebensmittel in die Höhe gingen, daß das Capital vertheuert wurde und Wucher und Schwindel aller Art überhand nahmen. In Frankreich, in Preußen, in ganz Deutschland, mit Ausnahme Sachsens, war es nicht besser. Wer aber die Wohlhabenheit des

Volkes in Oesterreich sah, wer den geringen Aufwand des Hofes, die wohlfeile Verwaltung und den Reichthum der inneren Hilfsquellen in Betracht zog, dem blieb diese Erscheinung räthselhaft. Im Großen und Ganzen war die Zerrüttung der Finanzen eine Folge der bedrohten politischen Lage, aber die Mißwirthschaft und die falsche Finanzpolitik hatten auch ihren Theil daran. Finanzminister oder Präsidenten der Hofkammer, wie sie damals hießen, waren: 1796 Graf Lažansky, 1797 Graf Saurau, 1802 Graf Karl Zichy, 1808 Graf Joseph O'Donell, 1810 Graf Joseph Wallis. Sie machten von Jahr zu Jahr Versuche der Finanznoth abzuhelfen, trafen aber nur halbe und oberflächliche Maßregeln. Die Verordnungen gegen den Wucher und die Geldmäkelei, die Wohlfeilheits-Commissionen, die Erhöhung des Briefporto, die Verbote der Getreideausfuhr und der Colonialproducte konnten dem Uebel nicht Einhalt thun. Regierung und Volk hatten keine klare Anschauung von der Natur des Papiergeldes und seiner Rückwirkung auf den Credit und Volkswohlstand. Unter Graf Zichy war die Papiernoth und die Münzverschlechterung am weitesten gediehen. Graf O'Donell hatte den besten Willen, wenigstens eine theilweise Tilgung der Banknotensumme zu veranlassen. Eine Gleichstellung der Valuta konnte nur von einem dauernden Frieden und von der größten Sparsamkeit erwartet werden. Das Patent vom 14. September 1808 verkündete den Entschluß der Regierung, den Werth der Bankozettel aufrecht zu erhalten. Eine neue Anleihe sollte den Tilgungsfond zur Einlösung der Bankozettel begründen. Die Rüstung und der Krieg von 1809 zehrte alles rasch auf. Um die Contribution von 85 Mill. Franken zu bezahlen, wurden damals die schönsten Kirchenparamente in den Sacristeien eingeschmolzen; wie die Schwarzenberg, Lobkowitz, Liechtenstein, Harrach u. A. gaben die Bürger und Bauern

ihr Familiensilber her. Ganze Gold- und Silberbarren gingen nach Frankreich. Das bare Geld war längst verschwunden, die Entwerthung der Bankozettel nahm in erschreckender Weise zu. Vom October bis December 1809 stieg das Agio von 320 auf 463. Die Summe des Papiergeldes wurde auf 950 Mill. angegeben, betrug aber in der That 1060 Mill. Gulden. Graf O'Donell berief 1810 ein Finanzcomité und einigte sich mit ihm über die Grundlagen eines Planes. Das Patent vom 26. Februar 1810 verkündete ein neues Finanzsystem: „Die Bankozettel sollen allmälich gegen Einlösungsscheine eingezogen werden, 300 fl. in Bankozetteln gegen 100 fl. in Einlösungsscheinen, diese stellen Conventionsgeld vor; ihre Ausfertigung geht von einer unabhängigen Behörde aus; die Verhandlungen werden veröffentlicht; bis zur Einlösung werden die Bankozettel bei allen Cassen angenommen; zur Tilgung der Staatsschuld wird ein Fond geschaffen; dafür werden ein Zehntel alles Eigenthums und die liegenden Gründe der Geistlichkeit in Anspruch genommen." Das Patent kam aber nicht vollständig zur Ausführung. Die Kirchengüter wurden nicht veräußert, das Vermögen nicht belastet. Der Erfolg war unsicher, die Regierung schwankte. Da das Agio auf 300 fixirt war, in Wirklichkeit aber auf 360 stand, kauften Reisende und Agenten in entlegenen Gegenden alle Bankozettel auf, die Agiotage war ärger als je. Vielleicht hätte O'Donnell mit seinem redlichen Willen die Sache durchgebracht, aber er starb im Mai 1810.

Sein Nachfolger, Graf Wallis, früher Oberstburggraf in Böhmen, seit 15. Juli 1810 Präsident der Hofkammer, war ein gewaltthätiger gefürchteter Mann, der über Geldsachen, Papiergeld und Credit nur unklare Begriffe hatte. Anfangs nahm er den Plan O'Donnell's auf. Die Einlösungsdeputation trat zusammen. Am 8. September erschienen die Gesetze, welche

das Februarpatent ausführen sollten. Die Tilgungssteuer mit zehn Percent von allem beweglichen und unbeweglichen Vermögen wurde ausgeschrieben und einen Monat später eine Anzahl Staatsgüter zum Verkauf ausgeboten. Eine Hof-Commission sollte den neuen Kataster und die Steuerreform ausarbeiten. Der Geldmangel war jedoch so groß, daß die Regierung im December ein Moratorium für alle Zahlungen erlassen mußte. Die Abgabe von 10 Percent alles Vermögens ruinirte den Grundbesitz, besonders die Kleinwirthe, und diese bildeten mehr als 90 Percent aller Grundbesitzer und bebauten 80 Percent alles Feldlandes. Schon nach dem Patente von 1810 waren die Realitäten um ein Drittel gefallen. Der Credit war vernichtet, der Wohlstand des Volkes geschwächt. Am 4. December 1810 stand das Agio auf 1240. Das Volk erwartete eine gänzliche Entwerthung des Papiergeldes. Die Bauern kauften für den Ertrag des Feldes goldene Ketten und Ringe, um nur etwas zu besitzen; manche zündeten ihre Pfeife mit einer Banknote an. Die Theuerung war groß. Ein Metzen Weizen kam auf 50, eine Klafter Holz auf 90 fl. Durch die Continental-Sperre war Caffee, Zucker, Baumwolle, Seide, fremder Wein außer Handel gesetzt. Die Surrogate befriedigten nicht. Es gab Entbehrungen aller Art, der Mißmuth stieg, das Vertrauen war gelähmt.

Die Einlösungs-Commission machte am 23. Februar 1811 bekannt, daß die Summe der vorhandenen Bankozettel 1060,798.753 fl. betrage. Die Regierung entschloß sich zum offenen Bankerott. Am 20. Februar 1811 wurde das Finanzpatent unterzeichnet, welches der Papiernoth mit einem Schlag ein Ende machen sollte. Es wurde versiegelt in alle Provinzen versendet und am 15. März, am selben Tage, zu derselben Stunde in allen Stadt- und Dorfgemeinden kundgemacht. Die Eingangsworte heben hervor, daß die Zeitverhältnisse große

Opfer forderten. Die Bankozettel wurden auf ein Fünftel ihres Nennwerthes herabgesetzt und gegen Einlösungsscheine umgewechselt; mit 1. Februar 1812 treten die Bankozettel ganz außer Cours; die Summe der Einlösungsscheine wird auf 212,159.750 fl. eingeschränkt: diese gelten von da an als Wiener Währung; alle Contracte müssen nach dieser Währung abgeschlossen werden. Alle Verpflichtungen aus der Zeit vor 1799 werden in vollem Betrage erfüllt, die Verpflichtungen von 1799 an nach dem Cours des Tages berechnet, an welchem sie eingegangen waren. Zu dem Zwecke wurde eine Scala mit fixirten Coursen von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat beigegeben; für ein Darlehen von 100 fl. im Februar 1803 zahlte der Schuldner 129 fl. in Papier, 1806 148 fl., 1809 234 fl., 1810 398 fl., 1811 500 fl. in Bankozetteln. Alle Abgaben an die öffentlichen Cassen werden vom 15. März an in Einlösungsscheinen oder mit dem fünffachen Betrage in Bankozetteln entrichtet. Die Kupfermünzen gelten nur ein Fünftel ihres Nennwerthes, die 30-Kreuzerstücke 6 kr., die 15-Kreuzerstücke 3 kr., die Interessen aller öffentlichen Schuldscheine werden auf die Hälfte herabgesetzt, dagegen wird die im September 1810 ausgeschriebene Vermögenssteuer aufgelassen.

Es waren im Winter 1810—1811 Gerüchte in Umlauf, daß die Regierung mit einer Reform umgehe; aber eine so gewaltsame einschneidende Maßregel hatte niemand erwartet. Die Finanzmänner vertheidigten die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit des Schrittes; sie machten geltend, daß die Summe des Nationalvermögens nicht vermindert, sondern nur anders vertheilt werde. Das Finanzpatent wurde jedoch allgemein verdammt. Es war eine primitive Maßregel, ohne Fernblick, ohne nachhaltige Wirkung; sie war ungerecht, nicht nothwendig und entsprach ihrem Zwecke nicht. Sie confiscirte die Früchte der Arbeit und

des Fleißes, verwirrte die Begriffe über Soll und Haben und sanctionirte eine willkürliche Wandlung der Eigenthumsverhältnisse. Wer 5 fl. besaß, hatte nun 1 fl.; wer am 14. März ein Gut um 10.000 fl. verkauft hatte, besaß 2000 fl.; 60.000 fl. Stiftungsgelder waren nun auf 12.000 fl. gesunken; wer sein Eigenthum um 1/5 verschuldet hatte, war ein Bettler. Noth und Verlegenheiten machten sich fühlbar, viele Familien waren ruinirt, Einzelne machten ihrem Leben ein Ende.

In Ungarn herrschte, weil das Patent noch nicht angenommen war, eine große Verwirrung. Der Schuldner wollte zahlen, der Gläubiger nichts nehmen, niemand gab Credit. Die Regierung verlangte auf dem Landtage, welchen Kaiser Franz am 31. August 1811 eröffnete, die Garantie für 100 Mill. Gulden in Einlösungsscheinen, einen jährlichen Beitrag von 12 Mill. für den Tilgungsfond und die Einführung der Scala. Erst nach heftigen Stürmen bewilligte der Landtag den jährlichen Beitrag, die Scala wurde verworfen. Die Berathungen dauerten fruchtlos durch zehn Monate fort, bis die Regierung am 20. Mai 1812 den Landtag schloß und am 1. September die Scala als provisorisches Justizgesetz einführte.

Das Volk von Oesterreich hatte in all den Kriegsjahren seinen Patriotismus bewährt, es hatte die Steuern mit den Kriegszuschlägen bezahlt; die Schmälerung der Interessen getragen, die Leiden einer schwankenden Valuta erduldet; aber das Finanzpatent blieb ihm verhaßt, umsomehr, weil es zu keinem Erfolge führte. Die Staatsschuld war nicht vermindert, das Deficit, die Theuerung, der Geldmangel blieben. Als dann die Wendung der Dinge in Rußland eintrat und Oesterreich von neuem rüstete, kam die Papiernoth mit ihrem bösen Gefolge wieder. Graf Wallis wurde 1813 entlassen. Sein Nachfolger, Graf Ugarte, gab ein neues Papiergeld, die Anticipations-

scheine bis zu 45 Mill. Gulden heraus. Die Summe wurde bald vermehrt und die Anordnung blieb, bis Graf Stadion 1816 ohne einen Bankerott auszusprechen wieder Ordnung und Halt in die Finanzen brachte.

22.

Das Strafgesetz und das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch.

In denselben Jahren der Kriegs- und Geldnoth vollzog die Regierung auf dem Gebiete der Rechtsordnung Reformen von wahrhaft tiefgehender und glänzender Wirksamkeit.

Am 3. September 1803 wurde das neue Strafgesetz, am 1. Juni 1811 das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch kundgemacht. Beide Gesetzbücher sind gegründet auf das bereits geltende Recht, getragen von Theorie und Erfahrung, und durchleuchtet von dem Geiste der Gerechtigkeit, der zu allen Zeiten die lebendigste Kraft der staatlichen Gemeinschaft ist.

Das Strafgesetz über Verbrechen und schwere Polizei-Uebertretungen war aus dem Josephinischen Strafgesetze von 1787 durch fortschreitende Entwickelung und Besserung gewonnen. Seine Kürze und Deutlichkeit, die Trennung der Verbrechen von den Polizei-Vergehen, der humane Geist, der aus demselben sprach, machten das österreichische Strafgesetz zu einem der besten der damaligen Zeit. Zwar ist auch hier der Grundsatz der Abschreckung zu Grunde gelegt, aber es stand doch von der Schroffheit und Härte der früheren Gesetze weit ab. Der Richter ist streng an das Gesetz gebunden, der Umfang der Verbrechen genau begrenzt.

Das Strafgesetz von 1803 kennt die Magie nicht mehr, reiht die geringeren fleischlichen Vergehen, die meisten Injurien und sogar Diebstähle unter 25 fl. unter die Polizei-Uebertretungen. Als Criminalstrafen verhängt das Gesetz Tod oder Kerker. Die Confiscation, das Schiffziehen, die Galeerenstrafe sind ausgeschlossen. Die Todesstrafe 1787 abgeschafft, 1795 für Hochverrath wieder eingeführt, wurde 1803 außer den Fällen des Standrechtes auch auf einige andere Verbrechen ausgedehnt, welche bei ihrem höchst gefährlichen Einflusse auf die öffentliche und Privat-Sicherheit diese Strenge zu fordern schienen; so auf vollbrachten Mord, räuberischen Todtschlag, dann auf die gefahrvollsten Fälle der Verfälschung öffentlicher Creditpapiere und der Brandlegung. Die Todesstrafe soll nur mit dem Strange vollzogen werden, alle anderen Todesarten mit Schwert, Rad und Feuer, mit denen die älteren Gesetzbücher so reichlich ausgestattet waren, sind dem österreichischen Strafgesetze fremd. Auch die ständigen Hochgerichte, welche in Deutschland fast vor jedem Städtchen aufgerichtet waren, blieben entfernt. Für jeden Fall der Todesstrafe soll ein Gerüste erbaut und noch am Tage der Execution wieder weggeräumt werden. Die Tortur hatte in der Praxis schon unter Maria Theresia und gesetzlich unter Joseph II. aufgehört. Bei den Kerkerstrafen waren noch einige Härten der Strafvollziehung zu finden. Das Gesetz von 1803 verhängt sie in drei Graden, welche durch öffentliche Arbeit, Ausstellung auf der Schandbühne, Züchtigung mit Fasten und Ausweisung verschärft werden konnten. Die längste zeitlich begrenzte Kerkerstrafe war auf 20 Jahre, die kürzeste auf 6 Monate angesetzt. Sehr human sind die Vorschriften über die Beschaffenheit der Gefängnisse und über die Behandlung des Angeklagten während der Untersuchung. Dagegen gestattete das Gesetz keinem Angeklagten einen Vertheidiger oder einen beson-

dern Rechtsbeistand; es stellt auch keinen öffentlichen Ankläger auf. Eine schwache Spur des altdeutschen Gerichtsverfahrens war noch sichtbar in den Gerichtsbeisitzern. Anklage, Vertheidigung, die Ermittlung der That und Schuld sollen vom Richter allein ausgehen; die Urtheilsschöpfung blieb einem Collegium von Richtern vorbehalten. Dem Richter war ein außerordentliches Milderungsrecht eingeräumt, und zwar nach Anleitung und Weisung des Gesetzes. Dadurch gestaltete sich das Gesetz in der Praxis milder als man nach dem Buchstaben glauben sollte. In der That war das österreichische Strafgesetz von 1803 das mildeste unter allen damals bestehenden Strafgesetzen.

Von besonderer Wichtigkeit war die Trennung der Verbrechen von den Polizei-Vergehen. Die öffentliche Meinung hatte diese Trennung längst und gebieterisch verlangt. Das Strafgesetz faßte die „schweren Polizei-Uebertretungen" in seinem zweiten Theile zusammen. Als solche erkennt das Gesetz die Vergehen gegen die öffentliche Sicherheit des Einzelnen, der Gesundheit, des Eigenthums, der Ehre und öffentlichen Sittlichkeit; es verhängt dafür Geld-, Leibes- und Freiheitsstrafen. Die Bestimmung des Gesetzes war genau, die Strafzeit kurz, der Wohlstand der Familie und die Besserung des Schuldigen berücksichtigt. Ein wesentlicher Mangel des Gesetzes, der schon im Systeme dieses Theiles lag, war jedoch die Vermengung von Rechtsverletzungen mit den eigentlichen Polizei-Uebertretungen.

Das Strafgesetz trat mit dem 1. Jänner 1804 für alle deutschen Erbländer in Wirksamkeit. Es wurde von den Richtern wie vom Volke mit Beifall aufgenommen und bestand bis 1852 in der Hauptsache unverändert fort.

Von größerer Bedeutung und von bleibendem Werthe war das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch von 1811, so genannt, weil es die allgemeinen Lebensverhältnisse des Vol-

kes umfaßte und dafür Rechtssätze und Rechtsregeln aufstellte. Es war die Frucht einer mehr als sechzigjährigen Arbeit; denn die Bestrebungen, in Oesterreich ein Gesetzbuch zu schaffen, welches den Bedürfnissen des Volkes und der Zeit entspräche, datiren in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück. Seit Maria Theresia hatten die besten Justizmänner des Reiches daran gearbeitet, so: Azzoni, Holger, Zenker, Horten, Keeß, Martini, Pratobevera, Zeiller u. A. Ein Entwurf war schon theilweise unter Joseph II. und 1797 vollständig in Galizien eingeführt. Die Scheu, das herkömmliche Recht zu berühren, die Achtung vor dem Bestehenden, welche der Regierung des Kaisers Franz inne wohnte, ließ die Einführung in Deutsch-Österreich noch auf Jahre hinausschieben. Der Entwurf wurde immer wieder berathen, verbessert, bis endlich 1808 der Staatsrath Pfleger die letzte Durchsicht vornahm und ihn dem Kaiser vorlegte. Am 7. Juli 1810 wurde das Gesetzbuch vom Kaiser sanctionirt, am 1. Juni 1811 kundgemacht und am 1. Jänner 1812 trat es in allen Provinzen, welche damals zu Oesterreich gehörten, mit Ausnahme von Ungarn und Siebenbürgen, in Wirksamkeit. „Aus der Betrachtung", beginnt das Kundmachungspatent, „daß die bürgerlichen Gesetze, um den Bürgern volle Beruhigung über den gesicherten Genuß ihrer Privatrechte zu verschaffen, nicht nur nach den allgemeinen Grundsätzen der Gerechtigkeit, sondern auch nach den besonderen Verhältnissen der Einwohner bestimmt, in einer ihnen verständlichen Sprache bekannt gemacht und durch eine ordentliche Sammlung in stetem Andenken erhalten werden sollen, haben Wir seit dem Antritte Unserer Regierung unausgesetzt Sorge getragen, daß die schon von Unseren Vorfahren beschlossene und unternommene Abfassung eines vollständigen einheimischen bürgerlichen Gesetzbuches ihrer Vollendung zugeführt werde." Das Gesetz ist deutsch abgefaßt; alle

Uebersetzungen sind nach dem deutschen Texte zu beurtheilen. Das Gesetzbuch bildet die einzige und ausschließliche Rechtsquelle für die Privat-Rechte und Pflichten aller Staatsbürger; nebenbei wurde auf die Hilfsmittel der wissenschaftlichen Auslegung und Analogie, und wenn das Gesetz gänzlich versagen sollte, auf das Naturrecht hingewiesen. Die älteren Rechtsquellen über die Gegenstände des bürgerlichen Rechtes traten außer Kraft; die besonderen Provinzial-Rechte und Statuten wurden später aufgehoben. Die besonderen Privatrechte gelten fort, so: das Handels- und Wechselrecht, das Berg- und Seerecht, die allgemeine Gerichtsordnung von 1781, die Militärgesetze, die politischen und finanziellen Vorschriften. Die Ausnahmsbestimmungen für die Kirche und Geistlichkeit, die Rechte der Juden, die Rechte der Grundherrschaft, so weit sie mit der ständischen Verfassung zusammenhingen, blieben ungeändert; ebenso das Unterthänigkeitsverhältniß der Bauern und damit viele besondere Satzungen über die Vormundschaft, Erbfolge und andere Rechtsverhältnisse des Landvolkes.

Die Bestimmungen des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches stützen sich zunächst auf das in Oesterreich geltende Recht, das aus dem deutschen und römischen Recht erwachsen und theilweise in den Landesordnungen und Gesetzsammlungen niedergeschrieben war. Von wesentlichem Einflusse waren zugleich die freisinnigen Grundsätze, welche die damalige Rechtsphilosophie, und besonders die Theorie des Naturrechtes zur Anerkennung gebracht hatten. Das Gesetz von 1811 erkennt jedem Menschen angeborene, schon durch die Vernunft einleuchtende Rechte zu. Das Gesetz geht von dem Grundgedanken der allgemeinen Rechtsgleichheit aus. Es duldet in Oesterreich keine Sclaverei und Leibeigenschaft; es erklärt die allgemeine Fähigkeit zum Genuß der Privatrechte als Regel und jede Beschränkung oder

Ausnahme eines Nachweises bedürftig. Die Religionsverschiedenheit soll auf die Privatrechte in der Regel keinen Einfluß nehmen; die uneheliche Geburt kann für niemand in seinem Fortkommen hinderlich sein. Das bestehende Recht war darin mit den Forderungen der Zeit, mit der Fortbildung des Volkes in Uebereinstimmung gebracht. Es stellte die Grundsätze des Bürgerrechtes, welche in dem Bewußtsein eines jeden civilisirten Volkes festgewachsen sind, als ewige und unerschütterliche Rechtswahrheiten hin. Aus allen seinen Sätzen sprach die Achtung vor der Würde des Menschen, die Achtung für Sitte und Religion. Es war klar, kurz, deutlich, verständlich. Das Gesetz von 1811 bahnte die Wege der neuen gesellschaftlichen Ordnung, es erleichterte den Verkehr, die Veränderung des Wohnsitzes, es beförderte die gemeinsamen Interessen, es überwand die provinziellen Standpuncte, es hob das Gefühl des Zusammengehörens in der Gemeinde, im Staate, es war ein gleiches Recht für alle und für alles, für alle Bedürfnisse und Lebensverhältnisse des Volkes. So vielgestaltig das Volk von Oesterreich in Sprache, Sitte und Neigung, in seiner staatlichen und gesellschaftlichen Durchbildung war, es wurde durch das neue Gesetz in seinem inneren Wandel nicht gestört; ja das Volk nahm die Grundsätze des neuen Rechtes in sein innerstes Leben auf, die Spuren seiner Gerechtigkeit gehen so tief, daß kein treuloses Jahrhundert sie wieder auszulöschen vermöchte.

Das neue Gesetz begründete zugleich in allen Ländern des Reiches, mit Ausnahme von Ungarn und Siebenbürgen, eine Rechtseinheit und wurde damit ein starker Pfeiler für die Einheit des Reiches. Die politischen Schranken, welche damals Ungarn und seine Nebenländer von Deutsch-Oesterreich trennten, ließen nicht zu, daß das Gesetz von 1811 auch jenseits der Leitha eingeführt wurde. Die Regierung legte dasselbe nicht

einmal dem ungarischen Landtage 1811—12 vor. Das ungarische Privatrecht, soweit es im Tripartitum niedergeschrieben war, schien noch so verwachsen mit der Verfassung des Landes, daß kein Bedürfniß einer Aenderung sich geltend machte, und die Regierung eine Ablehnung des Gesetzes scheute. Aber in allen übrigen Ländern der Monarchie trat das Gesetzbuch 1812 in Kraft, zum Wohle des Friedens, der staatlichen Ordnung und Einheit. Es war kein innerlich vollendetes Civilrecht, die Anforderungen der damaligen Rechts- und Gesetzgebungswissenschaften gingen viel weiter; aber es war für seine Zeit ein gutes Gesetz, es entsprach dem Volke, der Regierung, und blieb durch Generationen der Stolz der Justizwelt. So viel auch später Nachtragsverordnungen kamen, Wurzel, Stamm und Aeste des Gesetzbuches bestanden fort und bestehen noch heute.

